

Helmut Martens

Unterwegssein

Reiseberichte zu flüchtigen Hoffnungen, aufsteigenden Albträumen und neu erinnerten Zukünften

Inhalt

Vorbemerkung	5
Handelnde Wesen werden in unserer Welt	7
Unterwegssein: Erinnernde Reisen in Zukünfte und Vergangenheiten – eine Einleitung	9
Unterwegssein	9
Reisen in die Welt und zu sich selbst	11
Nach 38 Jahren: kurzer Rückblick auf eine eher atypische Wissenschaftlerlaufbahn	16
Suche nach einer anderen Welt	25
Aufbruchsstimmung	25
Träume- geronnen zu Gestalt und Enttäuschung	28
Zwischen Hoffnungsschimmern und Totenstarre	32
Abschied von Fortschrittsmythen – Delhi und Bombay	37
Das Sahnehäubchen	37
Experten für Wachstum und Wirtschaftskraft?	39
Die Schwerkraft der Traditionen	43
To see the countryside of India	48
Um Erfahrungen reicher, um manche Hoffnungen gebracht	54
Schwarzes Land – Ägypten 2001	58
Auf dem großen Nil – im Angesicht des Stroms der Zeit	58
Trümmerfelder und Baustellen – Verlustbilanzen und Fundsachen	64
Am Anfang und am Ende unserer Zeit und am Weg vieler Träume	70
Aufräumarbeiten	70
Von Kreta auf Europa blickend	72
Ent-Täuschungen und neue Orientierungssuche	75
Am Weg in das Land so vieler Träume – Verdings	77
Arbeitshypothesen im Gepäck: Philosophische Thesen vom 13. 08. 2006	80
Fremde Welten: Grandiose Natur, Amerikanischer Traum und Albträume beim Sinkflug des Adlers	85
Erschrecken, staunen, sinnend handeln – produktive Auszeit in einem fremden Land	85
In einer Wüste sinnlosen Zeitvertreibs	87
Weiter in eine Wüste die lebt: von Las Vegas in den Südwesten	91
„California Dreaming“– grandiose Natur, von Dürre bedrohtes Land	98
„Going to San Francisco – Träume und Albträume	102
Rückflug aus der “Stadt der Engel”	107
Hinter dem schwarzen Vorhang – ein Essay	110
Literatur	139

Vorbemerkung

Ich gehöre zu jenen Wissenschaftlern, die immer wieder eine starke Neigung dazu verspüren, die Entwicklung der eigenen wissenschaftlichen Arbeit rückblickend, und dabei, wie ich hoffe, einigermaßen gründlich und selbstkritisch zu reflektieren. Unter anderem dürfte dies auch eine Voraussetzung dafür gewesen sein, dass meine wissenschaftliche Arbeit immer mehr als nur Erwerbsarbeit für mich gewesen ist, und dass ich sie auch nach Beendigung meiner Erwerbstätigkeit intensiv fortgesetzt habe. Es gab eben nicht nur neben, sondern auch vor dem Broterwerb immer zwei Motive: das der arbeitswissenschaftlichen Erkenntnissuche und das der außerwissenschaftlichen arbeitspolitischen Praxis. Aus dem gleichen Grunde war es aber auch unvermeidlich, dass ich meine wissenschaftliche Arbeit nie an den Zielen einer akademischen Karriere ausgerichtet habe, mir vielmehr die Nische an einem hochschulfernen Institut sehr gelegen kam, in dem ich mit anderen zusammen langjährig die Voraussetzungen anwendungsnaher empirischer Arbeitsforschung entwickeln und sichern helfen konnte.¹ Es hat aber ebenso mit dieser Motivlage zu tun, dass es immer wieder Brüche in meiner wissenschaftlichen Arbeit gegeben hat und dass ich mich an solchen Bruchstellen zu grundsätzlicherem neuem Nachdenken herausgefordert gesehen habe. Und solches Nach-Denken war unter den Zwängen überwiegend drittmittelfinanzierter Forschung nicht immer im Rahmen der Forschungsgruppen möglich, in denen ich gerade mitarbeitete. Es waren so häufiger bestimmte, gewöhnlich eher kurze Urlaube, die ich als „Auszeiten“ genutzt habe, um solches Nachdenken in komprimierter, und das hieß bei mir zunehmend auch „verdichteter“ Form wenigstens bis zu dem Punkt zu treiben, der mir dann ein neues „Durchstarten“ ermöglichen sollte.

Im Frühjahr 2015 - also gut vier Jahre nach dem Ende meiner Erwerbsarbeit, die seither aber immer noch inzwischen bald fünf Jahre weiterer intensiver wissenschaftlicher und arbeitspolitischer Arbeit waren - war eine Reise in den Südwesten der USA die bislang letzte derartige „Auszeit“. Meine Reiseindrücke angesichts einer grandiosen Natur und ebenso des amerikanischen Traums, so wie er mir in der amerikanischen Gegenwart begegnete, hat für mich in unseren Zeiten des „Sinkflugs des Adlers“ⁱⁱⁱ oft genug eher alpträumhafte Bilder gezeichnet. Sie veranlassten mich zu einem literarisierten Reisebericht. Und von da aus war der Weg nicht weit: Frühere Reisen, die mir z. T. vergleichbar einschneidende Erfahrungen ermöglicht haben, traten mir wieder sehr lebendig vor Augen. Alte Reisetagebücher und –Erinnerungen waren zur Hand. Im Ergebnis liegen nun fünf „Reisetexte“ vor, die ich gesondert eingeleitet und um einen stärker philosophischen Essay zum „Unterwegssein“ ergänzt habe.

Ich hoffe, dass diese Zusammenstellung von „Reisetexten“, zum Teil eher nüchtern berichtend, zum Teil deutlich literarisiert und eingerahmt von einer Einleitung und einem abschließenden Essay bei einigen LeserInnen meiner wissenschaftlichen Arbeiten und politischen Artikel ebenfalls auf Interesse stößt. Vielleicht aber regt er

auch einige zum Nachdenken an, die es eher mit der Schriftstellerin Christa Wolf halten, die einmal gesagt hat, es sei die Literatur, die den unverstelltsten Zugang zur Wirklichkeit biete.

Helmut Martens

Dortmund, 12.12. 2016

Handelnde Wesen werden in unserer Welt

*Diese Welt, die uns Staunen macht am Anfang,
geliebt und behütet in ihr und voll Neugier auf sie.
Und dann doch unterworfen – Routinen und Zwängen,
unfrei in einem Reich von Notwendigkeiten.
Die Kinderträume verblasst und der Alltag ist grau.
Und das Leben? Was wird es am Ende gewesen sein?*

*Lauf nicht mit in der folgsamen Menge, die sich selbst
Ihre Ziele nicht setzt. Halte dich abseits,
beginn zu fragen, lies Gedichte, bleib empfindsam,
bedenke deine Endlichkeit in dem großen Strom
schierer Unendlichkeit. Es geht um den Sinn,
deinen Sinn, deine Träume - jenseits der Abziehbilder.*

*Schau auf deine Welt mit anderen Augen.
Erringe Dir neu deinen Wissensdurst, den du
Nicht stillen kannst in dich gekehrt, vielmehr nur
im Zusammentun - mit Anderen, und mit viel Fleiß.
Reib dich mit ihnen an Eurer Wirklichkeit, dass diese
Reibung Funken schlägt befreiender Erkenntnis.*

*Tauscht euch aus mit Anderen. Und so gewinnt
den Reichtum der vielen Blickwinkel auf das Eine,
auf eure eine, gemeinsam geteilte Welt.
Zieht den Schleier von der Gewalt ihres Zusammenhangs.
Und erschreckt nicht vor eurer Freiheit gegen sie.
Ergreift eure Möglichkeiten zur Selbstwerdung in Vielfalt.*

Entdeckt eure Welt, handelt zusammen!

Unterwegssein: Erinnernde Reisen in Zukünfte und Vergangenheiten.

Unterwegssein

Mein Nachdenken über das Unterwegssein beginnt mit Saul Frampton. Der schreibt in seinem Buch über Michel De Montaigne, den habe sein Interesse an „den geschichtlichen Kräften, die damals über Europa hinwegfegten“, zu einem der interessantesten Reisenden seines 16. Jahrhunderts gemacht. Und als Reisender interessiert er mich hier, denn ich selbst habe beim Schreiben dieses Buches intensiv über eigene Erfahrungen mit dem Reisen nachgedacht. Für Montaigne selbst gilt, dass uns/ihm das Reisen deshalb wichtige Lektionen liefere, weil wir die Wesens- und Lebensart anderer Völker kennenlernen und „unser Gehirn an ihrem reiben und verfeinern könne(n)“. Das Reisetagebuch seiner Reise von Bourdeaux über Paris durch Deutschland bis nach Augsburg und dann weiter über die Alpen nach Italien, nach Rom und nach Lucca ist so, wie Frampton schreibt, von „einer ethnologischen Sicht auf die Dinge geprägt, von einem Interesse an den Ritualen und Gewohnheiten, Bewegungen und Gesten des Alltags“. „Er kann das ablenkende Geschwätz ausblenden und die Grammatik des menschlichen Verhaltens hautnah beobachten.“ Und er hält die Erfahrungen seiner Reise in seinem Reisetagebuch sehr offen fest. Anders als seine Essays schreibt er es nicht mit dem Ziel einer Veröffentlichung. Und anders als heute hier muss er mit dem, was er veröffentlicht, vorsichtig sein. Kirche und Obrigkeit sind mächtig und freies Denken kann sehr schnell gefährlich werden in seiner voraufklärerischen Zeit. Reisend also macht Montaigne sich auf die Suche. Wie in seinen Essays auch begibt er sich in die „Brandungszonen des Lebens“ bei der Beobachtung der Grammatik menschlichen Verhaltens. Aber er reist auch anders. Auch wenn er Reiseberichte Anderer liest, vorzugsweise aus der neu entdeckten Welt jenseits des großen Ozeans, seiner Phantasie so Raum gibt und die Gedanken schweifen lässt, ist er ja unterwegs..Und sein Schreiben ist dann „der Versuch, zu sich heimzukehren und sich ganz nahe zu kommen. Er beobachtet sich selbst (...) Wir sind“, sagt er, so Frampton, „überaus körperlich und gewinnen an Lebensbewusstheit, wenn wir die Widerspiegelung dieser Körperlichkeit in anderen sehen“.

Zwei sehr verschiedene Möglichkeiten zu reisen, unterwegs zu sein, sind damit schon benannt. Die dritte des Lebenslang zu sich selbst Unterwegssein kommt noch hinzu.ⁱⁱⁱ Doch blickt man auf einige Größen aus Literatur, Philosophie und Wissenschaft, entdeckt man weiter unterschiedlichste Motive, denke ich:

Bei *Friedrich Hölderlin* sind es unstete Wanderjahre, unausweichlich für den jungen Dichter und den deutschen Jakobiner der als Hauslehrer überleben muss, und der zugleich in revolutionärer Zeit dichtend, sinngewollend seinen Platz sucht in der Welt.^{iv} *Arthur Schopenhauer* mag für viele stehen, die im 19. Jahrhundert als Bürgersohn aus gutem Hause den Kontinent bereisen. Er soll danach die Geschäfte seines Vaters übernehmen; aber die Umstände gestatten es, dass er, ganz anders, denkend seine Welt zu fassen sucht, dabei „das Heulen und Zähneklappern“ nie ver-

gessend, das er gesehen hat.^v Bei *Johann Wolfgang Goethe* mögen Reisen, die auch mal abgebrochen werden, als Wendung, als ein neuer Aufbruch anzusehen sein, als Distanznahmen, fast auch als Flucht aus einem Alltag, den er so nicht mehr erträgt. Und die Italienreise, die berühmte, wird dann zu einer Bildungsreise werden, vor allem aber zu einer Reise zu sich selbst, zu dem was er zu in seiner Zeit aus sich als Künstler, und als Naturforscher machen will, als den insbesondere Alfred Schmidt ihn uns vor Augen führt. *Heinrich Heine*, der sich als Dichter immer wieder mit Goethe verglichen hat, reist sehr anders: Von Helgoland aus, die politisch-emotionalen Helgoländer Briefe gleichsam am geographischen Rand der deutschen Restauration schreibend, zieht er, angezogen von der Julirevolution Frankreichs ins Pariser Exil. 1843 und 44 reist er von dort aus noch zweimal nach Deutschland und schreibt sein „Wintermärchen“: eine „poetische Winterreise als Dokument ironischer Skepsis“, wie Hans Mayer schreibt.^{vi} *Alexander von Humboldt*, wissenschaftliches Genie, wird das Reisen geradezu zur Weise seiner Existenz machen. Die Vielfalt der Erscheinungen der Welt, die will er so erfassen. Es ist, wie Daniel Kehlmann zeigt, ein unstillbarer Hunger, eine Obsession die Welt so zu erforschen, zu vermessen.^{vii}

Mehr als ein Jahrhundert später sind *Wolfgang Koeppens* Reiseberichte, „Nach Russland und anderswohin“, auf der „Amerikafahrt“, oder bei den „Reisen nach Frankreich“ wiederum ganz anders motiviert. Nach der Romantrilogie der frühen 50er Jahre sind seine Reiseberichte einerseits Ausdruck seines Verstummens als Romanschriftsteller, der kaum Resonanzen erzeugen konnte und andererseits die folgerichtige Fortsetzung eben dieser schriftstellerischen Tätigkeit. Und er beobachtet ganz anders als der den Menschen zugewandten Montaigne. Er ist reisend auf der Suche nach dem „Fremdsein“. Er will dort hin, wo er nicht erwartet wird, keine Geschäfte zu erledigen hat, eigentlich nichts versteht, keinen Kontakt zu den Menschen sucht, Er reist gleichsam scharf beobachtend, aber sinnend und in sich gekehrt, wie zu Hause ein stiller Beobachter, der lieber unauffällig in der Menge untertaucht.^{viii} Es folgen in den noch etlichen Jahrzehnten seines Schriftstellerlebens Essays und Kurzprosa, Fragmente unvollendet gebliebener Romane und sein großartiger längerer Prosatext „Jugend“ – wenn man so will eine andere, erinnernde Reise in Kindheit und Jugend, zugleich eine Reise in eine in der Nacht des Jahrhunderts untergegangene Welt.

Für *Christa Wolf* schließlich ist die Reise in die „Stadt der Engel“ – so der Titel ihres letzten großen Romans, der knapp zwanzig Jahre nach dieser Reise erscheinen wird - die Gelegenheit einer nachsinnenden Reflexion auf die Geschichte, auf ihre Geschichte, auf ihr Jahrhundert, auch auf dessen Nacht und auf die Schriftsteller, die ihr geistig nah und wichtig sind. die fliehen mussten hierher ins Exil. Vor allem aber geht es ihr um ein Nach-Denken über die gerade untergegangene DDR. Sie reist noch mit dem Pass des Staates, der ihr lange als der bessere Teil Deutschlands erschienen ist, in dem sie gelebt und mit dem sie ihr Leben als Schriftstellerin verbunden hat, den es sehr bald nicht mehr gibt. Es geht so auf dieser Reise vor allem um Distanznahmen – nicht zuletzt in einer selbstkritischen Reflexion auf das eigene Handeln, bei der sie, von sich absehend und so sich ganz auf sich selbst konzentrierend, „nicht

Selbsterlöschung, sondern Selbsterlösung“ sucht, „den unvermeidlichen Schmerz nicht fürchtend.“^{ix}

Also das Reisen als Bildungsreise, die auf das Leben vorbereiten oder dazu verhelfen soll, die dazu dienen soll, zum Kern des eigenen künstlerischen Lebensentwurfs zurückzufinden, Reisen als Möglichkeit die Grammatik menschlichen Verhaltens hautnah zu beobachten und an anderen sich reibend das eigene Gehirn zu verfeinern, oder aber als erzwungenes unstetes Wanderleben eines deutschen Jakobiners, der dabei aber sehr bestimmt auf dem Weg zu selbstgesteckten Zielen zu verbleiben sucht. Reisen als Weg ins Exil oder als kurze Rückkehr daraus, die künstlerische Inspiration verschafft – nicht ohne melancholische Untertöne aber vor allem mit bissiger analytischer Schärfe in den Wortspielen lyrischer Sprachgewalt, oder auch Reisen, um auch aus der räumlichen Distanz heraus die Möglichkeit für eine selbstkritische Bilanz zu finden. Reisen immer aber als Möglichkeit Erkenntnisse und Einsichten zu gewinnen: aus der Konfrontation mit Fremdem, und aus der mittels der Reise gewonnenen Distanz – nicht zuletzt der gegenüber sich selbst. schließlich einfach als Suche nach dem Fremdsein, aus dem heraus gerade das eigene beobachtende Begreifen gelingen soll,

Selbstredend aber gibt es auch die anderen, die an ihrem Ort bleiben und die zu ihrer Zeit doch ungeheuer viel von ihrer Welt in sich aufsaugen, durchdenken und der Welt zurückgegeben haben. *Friedrich Schiller* ist im Wesentlichen nur vom Württemberger Hof über Mannheim bis nach Weimar gelangt, aber er hat in seinen Dramen die Länder und Zeiten Europas durchstreift und für seine Zeit gestaltet – entlang seines zentralen Themas, der menschlichen Freiheit. Und die großen Philosophen der europäischen Aufklärung, *Denis Diderot* oder *Immanuel Kant* sind nie gereist oder haben nur einmal, spät in ihrem Leben dem Druck nicht mehr ausweichen können, doch noch eine Reise zu unternehmen. Da war es auch nicht so wichtig, ob der Ort, an dem sie ihr Leben lebten wie das Paris Diderots das Zentrum des Spätabolutismus seiner Zeit gewesen oder wie Kants Königsberg doch eher am Rande des europäischen Welttheaters gelegen ist. Sie haben von ihrem Ort aus kommuniziert, ihre Welt zu ihrer Zeit auf sich bezogen, umwälzend durchdacht, daran gearbeitet, sie nachfolgenden Generationen gedanklich vorgreifend besser handhabbar zu machen. Nur seine lange Reise nach St. Petersburg, an den Hof seiner späten Mäzenin Katharina, konnte Diderot ihr am Ende nicht länger abschlagen. Und die Erfahrung dieser Reise markiert für ihn nachdrücklich beides: Zuversichtlich nach vorne hin gerichtet, über den Atlantik hinweg den Blick auf das demokratische Projekt der Moderne und auf sich selbst gerichtet die nach-sinnende Reflexion des Alters – in eins also der Blick auf das eigene Leben zurück und auf offene Zukünfte hin.^x

Reisen in die Welt und zu sich selbst

Mir geht es um meine Reisen zu meiner Zeit, um meine Anstrengungen in meiner Gegenwart. Große, wie die eben aufgereihten, beschäftigen mich da durchaus. Ich

kann, wenn ich auf sie zurückblicke, so Mancherlei entdecken, was mir nicht fremd ist. Auch bei mir gibt es nicht nur die Reisen in fremde Länder, fast fremde Welten, und meine Motive sind vielschichtig. Einige meiner Reisen auf diesem Globus, vor allem die aus dem letzten Jahrzehnt, habe ich sehr systematisch verarbeitet: in Reisetagebüchern oder kleineren literarischen Texten. Aber auch andere, die weiter zurückliegen, hatten für mich einen Stellenwert, bei dem sich Vergleiche zu den Motiven ziehen ließen, die ich eben skizziert habe. Und es gibt auch die Reisen, die ich nur in meinem Kopf unternommen habe - in erinnerte oder überlieferte Vergangenheiten und in der Hoffnung, darüber mehr Klarheit im Blick nach vorne zu gewinnen.

Zu meiner Zeit sind Bildungsreisen für junge Menschen am Ende ihrer Schulzeit am Gymnasium fast der Regelfall. Der Besuch des geteilten Berlin ist im Deutschland der 1960er Jahre Standard, Teil der Lehrpläne, und am Ende bleibt eine sehr blasse Erinnerung. Aber die Italienreise meiner Lateinklasse kurz vor dem Ende meiner Schulzeit war anders. Sie stand für mich und meine Mitschüler unter dem Vorzeichen des nun endlich anstehenden Aufbruchs in das wirkliche Leben. Die fremd durchplante und geregelte, oft als nur ermüdend und langweilig erfahrene Schulzeit nahte sich ihrem Ende. Das Neue, das kommen sollte, verknüpfte sich auf dieser Reise mit einem Bild von mediterranen Landschaften, antiken Ruinen und azurblauem Meer zu einem Zukunftsversprechen. Es war eine Reise zu einer Zeit, in der sich der soziale Raum für uns alle zu öffnen begonnen hatte. Ich habe hier im Wesentlichen nur Erinnerungen, unscharf, deshalb sehr subjektiv, also vermutlich wiederholt neu „zurechtgerückt“. Es gibt noch einige Bilder, kaum Tagebuchnotizen, aber doch reichlich Stoff. Sie war ein Auftakt, der sehr wichtig blieb.

Dann, in meinen Aufbruchsjahren nach dem Studium bin ich als angehender Wissenschaftler in die Länder des Realsozialismus gereist. Jugoslawien, Ungarn, die Tschechoslowakei, die DDR, Cuba und die UdSSR waren die Ziele. Wir waren späte 68er, jung und dynamisch auf unserem Weg. Es waren ihrem offiziellen Programm und wohl auch meiner Intention nach eher Bildungs- als Erholungsreisen. Tatsächlich kann man aber nur für einen Teil von ihnen sagen, dass entweder die Bildungsabsicht sie durchschlagend strukturiert oder aber das Bildungserlebnis in ihrem Verlauf sie in diesem Sinne nachhaltig geprägt hat. Das eine galt für meine Reisen in die DDR in den Jahren 1975 und 1976, das andere für eine Reise nach Cuba im Winter 1976/77. Die anderen Reisen waren zuletzt doch eher Erholungsreisen. Aber sie alle boten Chancen, über die vor allem auf Bücherwissen gewonnenen Vorstellungen hinauszukommen, Möglichkeiten der genauen Beobachtung sozialer Wirklichkeit. Sie verhalfen bei ohnehin schon sehr kritischen Voreinschätzungen zu mancher schärferen Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit im Realsozialismus. Nur die Reise nach Cuba hebt sich da ab. Hier war noch Aufbruch, und hier gewann ich Eindrücke von Möglichkeiten, Möglichkeiten eines anderen Zusammenlebens von Menschen. Selbst dem Blick eines aus den vorausgegangenen Reisen sehr skeptischen Besuchers hielten sie ein gutes Stück weit stand. Kurze Reflexionen habe ich zu allen diesen Reisen festgehalten: manchmal eine Tagebuchnotiz, ganz gelegentlich auch ein Gedicht, eine Verdichtung von mir besonders Wichtigem. Doch Alles, was ich so reflek-

tierend geschrieben habe, war nicht wirklich der Versuch, mit sorgfältiger Systematik zu den großen Fragen der Zeit mehr Klarheit zu gewinnen. Gewiss, vertiefte, systematische Reflexionen gibt es schon. Doch sie werden ausgebremst. Der Alltag meiner Arbeit, obgleich von solchen Fragen anfänglich bestimmt, stand dagegen. Doch immerhin, wie und wie weit ich dachte, das ist festgehalten. Es lohnt noch immer einen Blick darauf zurück.

Ein Jahrzehnt später, als Wissenschaftler schon erfahren, vielleicht könnte man sagen, noch einmal deutlich abgeklärter, kam dann meine Indienreise. Aus meiner Arbeitsforschung heraus ergab sich Chance dazu. Ich wurde als Experte eingeladen. Einige Kollegen verbanden das sogleich mit der Hoffnung, so ließen sich Kontakte knüpfen, und die könnten Aussichten eröffnen auf neue Kooperationsbeziehungen, neue Forschungsfelder und Projekte. Meine Erwartungen waren demgegenüber zurückhaltend. Sicher war ich zwar, dass mir von soliden Analysen im eigenen Land her der Blick auf gründlich andere Strukturen in einem großen Schwellenland neue Einsichten versprach. Aber daran anknüpfenden Hoffnungen einiger Kollegen auf neue Forschungsfragen und –Projekte misstraute ich doch sehr. Wir waren an dem Institut, an dem ich arbeitete, gerade so weit gekommen, einigermaßen solide praxisnahe Forschung im eigenen Land zu betreiben, also dort, wo wir uns halbwegs sicher in den Feldern von empirischer Arbeitsforschung und außerwissenschaftlicher arbeitspolitischer Praxis bewegen konnten. Für international vergleichende Forschung - und das dann noch in diesem Fall, in dem zutiefst andere kulturelle Prägungen in Rechnung zu stellen wären – sah ich schwerlich Ansatzpunkte. Schon was ich an zeitgenössischer vergleichender Forschung zu europäischen Ländern kannte, begegnete mir als blasse, zweifelhafte Abstraktion. Stattdessen würden höchst anspruchsvolle Konzepte gebraucht und sehr komplizierte Kooperationen aufgebaut werden müssen, und die Voraussetzungen dafür sah ich nicht. Aber begierig war ich darauf, gut vorbereitet durch Blicke in die Literatur, mittels des verfremdenden Blicks weiter lernen zu können – und in Indien habe ich gelernt. Auch noch die letzten Reste eines mir bis dahin verbliebenen Fortschrittsoptimismus habe ich im Ergebnis dieser Reise gründlich in Frage gestellt. Die Eindrücke waren so tiefgreifend, dass ich sie sehr systematisch festgehalten habe. Kein noch so großer Druck des wissenschaftlichen Alltagsgeschäfts, in das ich zurückkehrte, hielt mich davon ab. Auf diese sorgfältig dokumentierten Reiseerfahrungen zurückzukommen ist daher noch immer lohnend.

Die Indienreise steht so für beides: den neuen Aufbruch des noch jungen Wissenschaftlers, mit klarer Orientierung und nicht mehr ganz ohne Renommee, und auch schon wieder die Erschütterung der gerade hart errungenen Sicherheiten. Ein gutes Jahrzehnt später, am Beginn des neuen Jahrhunderts, begannen dann die Reisen, die ich nun zunehmend brauchte. Denn die gut ein Jahrzehnt währende Zeit vermeintlich sicherer Orientierungen meiner wissenschaftlichen Arbeit mündeten in neue Brüche, und vermeintliche wissenschaftliche Gewissheiten standen plötzlich wieder infrage. Auch waren nach mehr als fünfundzwanzig Berufsjahren Symptome von Erschöpfung nicht länger zu verkennen. Das neoliberale Rollback machte mir zu schaf-

fen. Neue, tiefgreifende Veränderungen galt es als tiefgreifende Umbrüche, ja zunehmend als einen „Epochenbruch“ zu begreifen.^{xi} Neue Klärungsbedarfe wurden drängend. Auszeiten wurden meine Reisen so vor allem. Auch Motive einer Flucht aus meinem Arbeitsalltag hafteten ihnen an. Sie waren auch Erholung im geschützten, im privaten Raum, sicherlich, ich reiste ja auch nicht allein. Aber zugleich und wohl vor allem boten sie Gelegenheiten für Distanz. Ja, es galt Abstand zu gewinnen - zu lange ziemlich Selbstverständlichem: zu meinem Bild von der sozialen Wirklichkeit, von dem ich merkte, dass es nicht mehr trug, aber auch zu mir selbst. Die Texte, die ich schreibe anlässlich der mir wichtigsten Reisen dieser Zeit – Laptop oder ein Tagebuch sind immer mit dabei - sind zahlreich: Tagebuchaufzeichnungen, Reflexionen, Exzerpte, Aufsatzskizzen, von grundlegenden Reflexionen alle stark durchsetzt. Meine Neigung, sie als Steinbrüche zu verwenden und dann eher literarisch zu verarbeiten nimmt deutlich zu. Neue Verarbeitungsformen werden auch deshalb wichtig, weil so viel infrage steht. Christa Wolfs Behauptung, dem Schriftsteller böte sich der unverstelltste Zugang zur Wirklichkeit, wird für mich zu einem Versprechen.

Noch einmal ein Jahrzehnt danach – die Zeit meiner Erwerbstätigkeit ist längst beendet, vom Alter her ist die Zeit rückblickender Reflexion schon angebrochen, aber arbeitspolitisch engagierter Gesellschaftswissenschaftler bleibe ich noch immer mit Leidenschaft – haben sich die Motive noch einmal verschoben. In meinen Urteilen bin ich längst wieder sicherer. Viel Theoriearbeit habe ich dazu investiert. Doch der distanzierte Blick ist nochmals wichtiger geworden. Meine Reisen eröffnen immer wieder neue Reflexionsräume, ja sie fordern mich inzwischen heraus zur systematischer Reflexion. Es entstehen sorgfältig durchgearbeitete Texte, und der Auf- und Ausbau meiner Homepage, auf der ich sie fortlaufend einstelle, wird als „Kunst der Aushilfen“ zum Kern meiner Veröffentlichungsstrategie. Aber mich treibt nun auch eine neue Frage – die danach ob und wie die nächste Generation sich auseinandersetzt mit ihrer Welt, deren Hoffnungen sie nun tragen muss. Denn bei Menschen in meiner Nähe sehe ich Gründe zur Skepsis. Doch ich will mich damit nicht abfinden. Ich bleibe gelassen. Für mich unternehme ich die Reisen nun mehr als stiller Beobachter, vielleicht gelegentlich ein wenig agnostisch. Aber ich suche immer noch nach den treibenden Widersprüchen. Mit Berthold Brecht gilt für mich, dass sie unsere Hoffnung sind, und ich bin sicher, dass sich darin handelnd neue Hoffnungsträger finden werden. Von meinen Reisen zurück beteilige ich mich an ihrem Geschäft, neu erfrischt und immer noch ein wenig ein glücklicher Sisyphos.

Nun habe ich diese Texte vor mir liegen. Ich habe sie nach der Reise in den Südwesten der USA, die ich zunächst in einem Reisebericht festgehalten habe, wiederholt neu gelesen. Erfahrungen, die ich über Jahrzehnte hinweg machen durfte, habe ich danach begonnen, literarisch zu verdichten. Bisweilen habe ich Gedichte eingestreut, die ich unmittelbar nach den Reisen geschrieben und bereits an anderer Stelle veröffentlicht habe. Ende 2015 waren diese Arbeitsschritte zunächst abgeschlossen. Von ein, zwei Freunden bekam ich ermutigende Feedbacks. Aber für das Manuskript fand sich kein Verlag. Seit dem Spätsommer 2016 nahm ich es gelegentlich neu zur

Hand, und zum Ende des Jahres ist nun nochmals ein endredaktioneller Durchgang erfolgt. Danach betrachte ich die Arbeit an dem Manuskript als abgeschlossen. Immer geht es in den Kapiteln dieses Buches in eins um den Blick zurück und den nach vorne. Die Texte basieren auf Reisetagebüchern, auf einigen Gedichten, bisweilen, vor allem im ersten Jahrzehnt auf nur spärlichen Notizen und einigen Erinnerungen, die in der Beschäftigung damit wieder wachgerufen worden sind. Zu den späteren Reisen seit Indien 1987 kann ich auf sorgfältig ausgearbeitete Texte zurückgreifen, Tagebuchaufzeichnungen, Reiseberichte oder auch literarische Verarbeitungen von Reiseeindrücken. Und seit der literarischen Verarbeitung des Reiseberichtes zu meiner jüngsten Reise in „fremde Welten“ habe ich die Idee zu diesem Buch verfolgt. Das Konzept hat nach Durchsicht der älteren Texte in wenigen Tagen Kontur gewonnen. Alle älteren Texte wurden mir im zeitlichen Abstand und „unter der Hand“ bei der Verfolgung der Idee zu diesem Buch wieder zu Rohmaterial. Aus dem biographischen Blick zurück heraus habe ich es neu verarbeitet. Meiner eigenen Entwicklung entsprechend haben sich Deutungen und Interpretationen zum Teil leicht verändert oder wurden geschärft, und alle Texte haben schließlich in dem gleichen Arbeitsprozess zunehmend eine literarische Form gewonnen. Das eine oder andere ältere Gedicht habe ich dazu, unter Angabe des Entstehungsjahres, in die neuen Texte eingearbeitet. Ganz zwanglos war das möglich. Einige neue, lyrisch verdichtete Reflexionen werden vielleicht noch an anderer Stelle folgen.

Bei dieser Arbeit ist so das Unterwegssein, mein Unterwegssein zum Thema geworden. Unterwegs sind wir alle: jeder auf seine Art, und in den aufeinanderfolgenden Generationen immer wieder neu und immer wieder unterschiedlich. Soweit also die Reisen, die ich in meinem Leben unternommen, für diesen Band ausgewählt und zum Teil literarisch verarbeitet habe, da ihren Stellenwert haben, geht es also darum, dass ich mit ihnen, aber auch dann wenn ich von ihnen zurückgekehrt bin, noch immer auf dem Weg bin in eine sich stetig weiter verändernde, immer wieder neue Welt. Und zugleich bin ich mit ihnen auch immer wieder auf dem Weg zu mir selbst. Wenn für mich mit Wolfgang Köppen gilt, dass ich da als Reisender aus der Erfahrung des Fremdseins „die Möglichkeit des Begreifens“ zu ziehen suche, so gilt für mich doch auch der gegen den Kantischen Kritizismus gerichtete Satz Goethes, dass „die Erscheinung“, hier also die des Fremden „vom Beobachter nicht losgelöst vielmehr in die Individualität desselben verwickelt und verschlungen“ ist. Meine Reisen führen im heutigen Blick zurück in erinnerte Vergangenheiten, die den Blick auf offene Zukünfte verändern. Es sind Reisen, die so auch frühere Zukünfte, die mir einmal sehr greifbar und wirklich gestaltbar schienen, unter den Bedingungen einer sich dramatisch verändernden Gegenwart von neuem als, sicherlich etwas veränderte, aber doch auch in Wichtigem sich gleich gebliebene Möglichkeitsräume vor meinem inneren Auge erstehen lassen. Das gilt auch dann, wenn angesichts der autoritär-nationalistischen Wende des „America first“ mit dem Wahlsieg Donald Trumps die alte Songzeile Bob Dylans „the order is rapidly fadin“ heute eher bedrohlich anmutet. Erinnerte Vergangenheiten können zu Skepsis und Hoffnungsmüdigkeit führen, wenn Hoffnungen enttäuscht werden. Christas Wolf hat das in ihrem letzten Roman vor Augen geführt. Aber Ent-täuschungen ermöglichen auch einen neuen nüchternen

Blick. Und aus dem veränderten Blickwinkel mögen die Erinnerungen dann doch wieder neue Hoffnungen wecken, können erinnerte Zukünfte von Neuem zu lebendigen Bildern werden. Nicht zuletzt für meine weiter fortgesetzte wissenschaftliche Arbeit sammle ich so neue Kraft.^{xii} Ich fürchte, ich habe meinen Söhnen von meinen Erfahrungen und deren sich zum Teil wechselnden Verarbeitungen nicht allzu viel vermitteln können. Insoweit spreche ich hier also von einem nicht zufriedenstellend gelösten Problem, das dann schließlich auch zu einem Motiv für das Schreiben dieses Buches geworden ist. Immerhin habe ich es aber wohl geschafft, dass der Gesprächsfaden zwischen uns nicht reist. Und jedenfalls darf ich hoffen, dass sie in unserer Familie eine geglückte Kindheit erleben konnten. Und die ist zweifellos bedeutsam dafür, wie wir später unterwegs sein können. Jedenfalls liegt dort die Kraftquelle, aus der wir die Träume schöpfen können, die es uns letztlich ermöglichen, unser Leben in unsere eigenen Hände zu nehmen. In dem Buch von Oskar Negt und Alexander Kluge über „Geschichte und Eigensinn“ kann man den schönen Satz lesen:

„Glück ist die Erfüllung eines Kinderwunsches. Es gäbe ohne die reale Erfahrung von ‚jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen‘ keine Wünsche und keine Fähigkeit, mit Glück umzugehen.“

Darin liegt meines Erachtens viel Wahrheit. Zugleich führt mich unter anderem aber auch dieser Satz zu der Frage, ob und wie wir unsere Erfahrungen eigentlich denen vermitteln können, die in der nach uns folgenden Generation vielleicht unsere, jedenfalls aber ihre eigenen Zukunftshoffnungen weiter tragen. Der Gedankengang mag im Rahmen dieser Einleitung ein wenig überraschen. In gewisser Weise ist er wohl das Relikt eines größeren Romanprojekts, das ich zu Beginn meiner Arbeit an diesen Reisetexten auch noch im Kopf hatte. Aber ich bin kein Romanschriftsteller, allenfalls Lyriker. Jedenfalls nötigt dieser Gedanke zu vertiefenden philosophischen Reflexionen. Ich werde darauf in dem dieses Buch abschließenden Essay zurückkommen. Diese Einleitung aber will ich nicht abschließen, ohne eine knappe Skizze meiner Berufsbiographie, Denn für die Bewältigung von deren Brüchen sind die Erfahrungen, die in meinen Reiseberichten reflektiert werden von großer Bedeutung gewesen – und umgekehrt lassen sich diese „Reisetexte“ erst vor dem Hintergrund einer solchen Skizze angemessen einordnen.

Nach 38 Jahren – kurzer Rückblick auf eine eher atypische Wisserschaftlerlaufbahn.^{xiii}

Von Ende meiner Erwerbstätigkeit 2011 aus zurückblickend denke ich, dass 2007 das Jahr gewesen ist, in dem eine sehr skeptische Einschätzung der Entwicklung des Landesinstituts Sozialforschungsstelle bei mir und einigen, mit denen ich eng zusammengearbeitet oder jedenfalls intensiv kommuniziert habe, dazu führte, dass wir uns in einer Phase erlebten, in der wir uns unter massiven Druck gesetzt sahen, vielleicht auch selbst setzten und dabei gelegentlich bemerkenswert widersprüchliche

Einschätzungen formulierten, die wir aber nie erschöpfend ausdiskutiert haben. Ich habe meine Einschätzungen damals also weiter allein, in einem Urlaub in Verdings, „am Weg in das Land so vieler Träume“ vertieft.

- Damals gab es zum Beispiel in dem Forschungsbereich, in dem ich arbeitete, durchaus Gründe, den aktuellen Ertrag unserer wissenschaftlichen Arbeit positiv zu bewerten, aber es häuften sich auch die Gelegenheiten, bei denen ich entweder gedrängt wurde, noch mehr zu arbeiten oder auch Kritik erfuhr, dass ich auf dezente Hinweise, mich etwa an dieser oder jener Akquisition doch zu beteiligen, nicht reagiert hätte. Mithin: obwohl es gerade innerhalb meiner primären Forschergruppe nach zwei sehr schwierigen Jahren wieder etwas besser lief, bewegten uns dort doch auch viele Unsicherheiten. Vor allem unsere latente Arbeitsüberlastung, Kollegen aus anderen Forschungsbereichen sprachen auch schon mal von „Selbstaussbeutung“, machte sich hier meines Erachtens bemerkbar.
- Zugleich häuften sich aber auch Situationen in denen andere langjährige externe Kooperationspartner meinten, mit der Schließung von Instituten, der nicht Wiederbesetzung von Lehrstühlen bzw. dem Einstellen sozialwissenschaftlicher Studiengänge an bestimmten Universitäten ende eine längere Phase eines bestimmten Typus sozialwissenschaftlicher Forschung, für die sie gestanden hätten. Gleichzeitig ließ sich aber auch die beachtlich dynamische Entwicklung der Forschergruppe um Klaus Dörre in Jena beobachten. Es kam aber eben auch vor – etwa im Rahmen des Hattinger Kreises^{xiv} -, dass einzelne Kollegen aus anderen Einrichtungen mich da fragten, welche Perspektiven ich persönlich denn noch vor Augen hätte.
- Die ersten Kollegen aus meiner Generation schieden am Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs) aus. Veranstaltungen, zu denen Zwischenbilanzen oder Rückblicke anstanden, begannen sich zu häufen. Und manche dieser Diskussionen schienen mir zu nostalgisch eingefärbt. Aber das mag auch mein persönliches Problem sein. Ich neige oft zu sehr ausgeprägter Unzufriedenheit und Selbstkritik. Wieder andere, jüngere, Kollegen signalisierten mir damals, sie seien froh, eine Entscheidung getroffen zu haben, die sfs zu verlassen – unter anderem mit den bemerkenswerten Begründungen (1) statt weder richtig zu forschen noch richtig zu beraten, wollten sie nun wenigstens richtig beraten, oder (2) Jetzt fühlten sie sich endlich nicht mehr überfordert und demnächst wollten sie in Verbindung mit ihrer neuen Tätigkeit ihre Arbeit so organisieren, dass sie mit einer Promotion beginnen könnten. Die Chancen, an der sfs als nunmehr zentraler wissenschaftlicher Einrichtung der Universität Dortmund entsprechend den alten arbeitsforscherischen Perspektiven und zugleich mit Aussicht auf Anerkennung oder gar Karriere entsprechend arbeiten zu können, schätzten sie jedenfalls eher schlecht ein.

All das waren aus meiner Sicht Symptome dafür, dass wir an der sfs mittlerweile unter einem sehr stark gewachsenen Druck arbeiteten und all das machte mich

damals sehr nachdenklich. Unsere seinerzeit schon mehr als drei Jahre zurückliegenden Forschungsprogrammdiskussion am Institut hatte nach meinem Eindruck zu „festgestellten“ Ergebnissen geführt, aber nicht zu weiteren produktiven Auseinandersetzungen – und das angesichts zunehmend dramatischer gesellschaftlicher Entwicklungen. Junge Kollegen verließen das Institut. Das Ausscheiden einer größeren Zahl älterer, zu denen ich auch gehören würde, zeichnete sich ab. Die persönlichen Bilanzen, die 2006 und 2007 von einigen Kollegen gezogen wurden, empfand ich eher als zwiespältig.

Ich habe damals über meine eigene Bilanz intensiver nachgedacht, war vor allem darum bemüht, meine persönlichen Forschungsstränge gemeinsam mit einigen Kollegen zu sichern und zu verstetigen, wurde in Bezug auf die Entwicklungsperspektiven des Instituts skeptischer und tat, was ich seit langem immer wieder tue: Ich hielt meine Lageeinschätzungen schriftlich fest, um meine Interpretation von Entwicklungen, mit denen meine eigene Praxis eng verschränkt war, so für mich kontrollierbar zu halten. Was ich damals aufgeschrieben habe, kann ich heute an dieser Stelle nahezu unverändert so mitteilen.

Ich bewege mich inzwischen seit 38 (damals 34) Jahren ununterbrochen in Arbeitszusammenhängen, die mit der sfs seit ihrer Neugründung 1972 zu tun haben, und ich denke, dass ich immer viel und mit hoher intrinsischer Motivation gearbeitet habe, was nicht heißen muss, dass das immer effizient war und ohne Brüche abgegangen ist. So habe ich aus meinen ersten 6 Jahren an der sfs fast nur graue Literatur vorzuweisen. Ich habe erst nach 15 Jahren an der sfs meine Promotion geschrieben, mich zwei, drei Jahre danach sehr bewusst entschieden, an der sfs zu bleiben, war Koordinator und langjähriges Forschungsrats-Mitglied, habe dann sehr spät noch einen wenig erfolgreichen Versuch unternommen, mich zu habilitieren, aber immerhin im letzten Jahrzehnt meiner wissenschaftlichen Arbeiten meine besten und erfolgreichsten Veröffentlichungen vorzuweisen. Im Blick auf die Funktionsmechanismen des Wissenschaftssystems ist eine „Wissenschaftlerkarriere“ wie meine atypisch, um das Mindeste zu sagen. Eigentlich ist es gar keine Karriere.

Bezogen auf einen externen Kollegen, der hervorragende wissenschaftliche Arbeiten vorweisen kann, aber nie Professor geworden ist, hat vor einiger Zeit ein Anderer, den ich durchaus schätze und der sich gerade habilitiert hatte, gefragt: ‚Warum ist aus dem eigentlich nichts geworden? Im Sinne der Maßstäbe, die hinter dieser Frage zu erkennen sind, ist aus mir auch nichts geworden. Aber, die muss man ja nicht teilen und ich denke, im Grundsatz habe ich Glück gehabt,

- zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort in eine Arbeit einsteigen zu können, die mich zugleich gefesselt und gut ernährt hat,
- kontinuierlich an bestimmten, mir wichtigen Arbeitssträngen gearbeitet und dabei doch so einiges Forschungswissen akkumuliert und hin und wieder weitergegeben zu haben,

- dabei vielleicht doch einiges Wissen (mit)produziert zu haben, das vielleicht ja doch weiterwirkt,
- nach ein paar, für die außerwissenschaftliche Praxis hoffentlich nützlichen, Produkten vielleicht noch an einigen weiteren Projekten arbeiten
- und vor allem auch einige Kooperationen weiter pflegen und entwickeln zu können.

Und für die Geisteswissenschaften, zu denen ich mich ja auch ein wenig rechne, ist es schließlich charakteristisch, dass bedeutende Wissenschaftler ihre wichtigsten Arbeiten erst in späten Jahren geschrieben haben. Ich darf also immer noch hoffen.

Die zentralen Bezugspunkte meiner wissenschaftlichen Arbeit als Forscher, Bildungsarbeiter (Lehrer) und gelegentlich auch als Berater waren und blieben über alle Jahre Gewerkschaften, Mitbestimmung, Arbeitspolitik, Zukunft der Arbeit, Grundlagenprobleme anwendungsorientierter Forschung. Die wissenschaftliche Fundierung meiner Arbeit habe ich mir allerdings von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neu erarbeiten müssen – sie war also nie sicher, bedurfte der beständigen Überprüfung und Neufundierung.

Die Erfahrung des wissenschaftlichen, also der Suche nach wissenschaftlich fundierten Wahrheiten verpflichteten, Nachlaufens gegenüber immer neuen Herausforderungen der Lebenspraxis ist so eine der wichtigsten Einsichten, die ich als ein Sozialwissenschaftler gewonnen habe. Wohlgermerkt als Wissenschaftler, der doch immer darauf aus war, wissenschaftlich anwendungsorientiert also mit Nutzen und möglichst auch mit Konsequenzen für diese außerwissenschaftliche Praxis zu arbeiten, also als Wissenschaftler für den Resonanzen von dort immer der wichtigste Indikator für den, meist recht begrenzten, Erfolg seiner Arbeit waren.

Eine zweite wichtige Erfahrung, das kann man vielleicht auch sagen, war die, dass dieses Nachlaufen immer dann am aussichtsreichsten war, wenn man es multidisziplinär anging. Für mich selbst kann ich vielleicht sagen, dass ich am ehesten Politikwissenschaftler bin, das aber mit einem starken soziologischen Standbein, mit erheblichen philosophischen Interessen und auch noch mit einem eher literarischen Zugang zur Wirklichkeit, von der Christa Wolf in einer der Vorlesungen zu ihrem „Kassandra-Projekt“ meint, er sichere jedenfalls den unverstelltsten Zugang zu ihr.

Wollte man Phasen meiner professionellen Arbeit als Politologe und Soziologe an der sfs voneinander abgrenzen, könnte man grob sagen:

Im *ersten Jahrzehnt* bin ich, beginnend als strukturaler Marxist der Arbeiterklasse angesichts vermeintlich wiederaufbrechender Klassenkämpfe hinterhergelaufen. Es ging um gewerkschaftliche Streiks, die Konstituierung neuer Kader, die Frage nach Perspektiven einer Transformation der gesellschaftlichen Verhältnisse im Verständnis älterer, strukturaler marxistischer Konzepte. Empirisch habe ich dabei mit den Kollegen meiner „primären Forschungsgruppe“ an innovativen phänomenologisch geleiteten Konfliktanalysen gearbeitet und deren Ergebnisse an die Praxis rückge-

koppelt. Mit den weitergehenden theoretischen Herausforderungen, die sich da stellten und mit unseren eigenen Ansprüchen, ihnen wissenschaftlich gerecht zu werden haben wir es damals letztlich nicht ganz so ernst genommen - und mit unseren Ergebnissen lagen wir letztlich haarscharf neben der sozialen Wirklichkeit: Die Klassenkämpfe brachen hierzulande nicht so auf, wie wir hofften. Arbeitspolitische Gestaltung war angesagt. und die wurde in den folgenden Jahrzehnten dann immer schwieriger.

Im *zweiten Jahrzehnt* habe ich zusammen mit Anderen um Anschlussfähigkeit meiner Empirie an die theoretischen Diskurse der Zeit gearbeitet. Systemtheorie, Theorie des Kommunikativen Handelns, Institutionentheorie, phänomenologische Ansätze waren dabei vor allem wichtig. Der Fokus meines empirischen Interesses verlagerte sich von Streiks auf Beteiligung und Mitbestimmung. Theoretisch zielten die Bemühungen nun eher auf Fragen eines „stabilen institutionellen Wandels“ und eine „arbeitspolitische Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung“. Es ging nun vor allem um Gestaltung im Kontext von deren institutionellen Grundlagen. Außerdem kamen die Themen neuer sozialer Bewegungen langsam ins Blickfeld. Mit dem Schub der Jahre des „Forschungs- und Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens“ im Rücken waren ich und meine Kollegen damals sehr Akquisitionstark.

In der *dritten Dekade* verlagerte sich der für mich wichtige Gegenstandsbereich von der Mitbestimmung zunehmend auf Prozesse gewerkschaftlicher Organisationsentwicklung. Es ging vermehrt darum, neben Forschung auch Beratungsaktivitäten weiter zu entwickeln und zugleich zu professionalisieren. Systemische Beratung im Verhältnis zu Aktionsforschung wurde wichtig, die Ergebnisse der theoretischen Anstrengungen der 1980er schienen noch eine Weile tragfähig und wurden zunächst noch kaum überprüft. Aber die „neoliberale Konterrevolution“ (Milton Friedmann) schritt schon kräftig voran – nach der Implosion des Realsozialismus immer ungebrochener. Die Konjunktur für meine Forschungsgegenstände Gewerkschaften, Mitbestimmung, Beteiligung schwand. Eine persönliche Akquisitionskrise war die Folge. Theoretische Reorientierung war unter anderem auch deshalb von neuem gefordert.

In der *vierten Dekade* rückten die „Metamorphosen der Arbeit und der sozialen Frage“ zunehmend in den Vordergrund meines Interesses. Mit der nun zunehmend sichtbar werdenden Krise der „neoliberalen Konterrevolution“ wurde es wichtig, ausgehend von den theoretischen Erträgen der 1980er wieder auf die ungelösten Fragen der 1970er zurückzukommen. Im „Epochenbruch“ und bei wachsender Skepsis gegenüber Angeboten, die der herrschende Diskurs offerierte, wurden neu fundierte theoretische Grundlegungen immer bedeutsamer. Es ging immer noch um arbeitspolitische Gestaltung, aber auch um neu aufbrechende Konflikte angesichts des neoliberalen Rollbacks. Man konnte auch wieder neu über Klassen und Klassenkämpfe nachdenken. „Reflexive Moderne“, „Wissensgesellschaft“, „Mode 2 Gesellschaft“, das sind für mich in dieser Zeit Begriffe, die vor allem für schnelllebige Moden stehen und die – mutatis mutandis – belegen, dass meine Wissenschaft sich immer wieder

schnell zu veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen etwas einfallen lässt. Ich habe demgegenüber an Bemühungen um Reorientierung bei Wahrung von Kontinuitäten nach Kräften mitgearbeitet. Zugleich habe ich immerhin einige Anschlüsse an entsprechende empirische Forschungen geschafft und meine persönliche Akquisitonskrise halbwegs überwunden.

Soweit also die Entwicklungen und die Unterscheidungen, die eine solche Phasenbildung ermöglichen. Es ist kaum zu übersehen, dass es darin aber auch Kontinuitäten gibt, die sehr wichtig sind. Ich selbst würde da nennen:

- (1) *Die stetige Bemühung um Praxisorientierung.* Die sfs als Landesinstitut war deshalb ein guter Ort wissenschaftlicher Arbeit für mich, weil hier immer die außerwissenschaftliche Praxis letzter und entscheidender Bezugspunkt aller wissenschaftlichen Anstrengungen war.
- (2) *Die stetige Bemühung um fortschreitende wissenschaftliche Fundierung dieser Arbeit* erfolgte zwar nicht immer mit gleicher Intensität - in den Phasen 2 und 4 war sie vermutlich besonders ausgeprägt – aber sie war doch immer wichtig. Das kann ich für mich jedenfalls anhand meiner Veröffentlichungen belegen. Dezidiert ging es in meinen Arbeitszusammenhänge nie um einen „mode 2“ der „Wissensarbeit“, und die Infragestellung des erkenntnistheoretischen Kerns wissenschaftlicher Wissensproduktion habe ich nie nachvollziehen können.
- (3) *Es war immer Arbeit in primären Forschergruppen,* die allein die Kontinuität und Intensität meiner wissenschaftlichen Arbeit ermöglicht hat. Das galt eben auch für Leute wie mich, die dabei zugleich immer einen gewissen einzelgängerischen Zug an sich gepflegt haben. Die Grundorientierung der 1972 als Landesinstitut wieder gegründeten sfs, dieses Institut von unten nach oben zu denken, war für das Entstehen und Stabilisieren solcher primären Forschergruppen immer sehr förderlich.
- (4) *Es war immer ein sehr schwieriger Kampf um Anerkennung im engeren Wissenschaftssystem,* der diese Arbeit begleitet hat. Manche Kollegen, mit denen ich zeitweilig eng zusammengearbeitet habe, sind nicht zuletzt an dem wissenschaftlichen „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ gescheitert, mit dem man es da als „Grenzgänger“ zu tun hatte.
- (5) *Es war immer Arbeit aus einer wissenschaftlichen und politischen Minderheitenposition heraus,* in der ich gearbeitet habe. Sehr treffend hat das m.E. C. Wright Mills in den 1950er Jahren für eine kritische, in der einen oder anderen Weise auf sozialistisch Gesellschaftsentwürfe hin orientierte, empirische Sozialforschung in den USA beschrieben. Ich habe ihn deshalb 2007 am Schluss meines 35 Jahre im Blick nach vorne bilanzierenden Buches „Industriesoziologie im Aufbruch?“ zustimmend zitiert.
- (6) Man konnte diese Arbeit aus einer solchen Minderheitenposition und als Grenzgänger nur dann bewältigen, wenn man *bereit und entschlossen war, mehr und möglichst besser zu arbeiten,* als diejenigen, die gerade in der Profession den Ton angaben. Da das dazu notwendige Selbstbewusstsein ge-

genüber den „Großkopften“ durch öffentliche Resonanz äußerst selten aufgebaut werden konnte, stellte es sich erst nach und nach ein.

- (7) Man war aber vor allem *auf Bündnispartner im außerwissenschaftlichen Bereich angewiesen*. Solche „strategischen Wissensallianzen“ waren in den 1970er und 1980er Jahren im Verhältnis zu einer (noch) starken gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Reformpolitik möglich, auch wenn man sich in ihr im Grunde immer in „linken“ Minderheitenpositionen wiederfand.
- (8) Theoretisch kann man die Voraussetzungen für eine entsprechende Bündnisfähigkeit – was die Wissenschaft anbelangt – im Anschluss an Ulrich Oevermann als *doppelte Professionalität* beschreiben, als professionelle Befähigung auch dazu, „*Arbeitsbündnisse*“ außerhalb der Wissenschaft und in der alltäglichen Lebenspraxis einzugehen.
- (9) Praktisch bewegte man sich bei entsprechenden Bemühungen angesichts *erodierender alter Praxisbezüge*, also etwa beim *Aufbau neuer Netzwerke und Wissensallianzen*, in denen es im Dialog von Wissenschaft und Praxis um die Gewinnung neuer und tragfähiger Orientierungen gehen sollte, im letzten Jahrzehnt auf einem schwierigen Terrain. Für mich als jemanden, der sich, bei ganz genauer Selbstbeobachtung, eigentlich immer eher kontemplativ denn handelnd verstanden hat, war dieses Feld ohnehin generell nicht einfach. Umso mehr verbuche ich das „Forum Neue Politik der Arbeit“ als einen Erfolg, zu dem auch ich ein wenig beigetragen habe.
- (10) Gegenüber dem engeren wissenschaftlichen Diskurs schließlich, der sich geschmeidig an die veränderte Lage in den Zeiten eines „neoliberalen Einheitsdenkens“ angepasst hatte und zu dem ich mich immer distanziert und grenzgängerisch verhalten habe, wurde es zugleich immer schwieriger „Kurs zu halten“. Die eigenen primären Forschergruppen wurden hier umso wichtiger.

Angesichts der Folgen der „neoliberalen Kontererevolution“ sind die potentiellen Bündnispartner einer kritischen an wirklichen Reformen – solchen, die diesen Namen noch verdienen - orientierten Arbeitsforschung heute schwach. Die Forschungsförderungsprogramme, aus denen wir unsere Ressourcen ziehen können und auf die wir heute reagieren müssen, ziehen zunehmend engere „Leitplanken“ für das, was am Ende dieser Forschung zur Unterstützung ihrer Auftraggeber aus der Politik herauskommen soll. Man könnte auch sagen, dass dieser Typus von Forschungsförderung immer weniger wirkliche, ergebnisoffene Forschung will und immer mehr ein Instrument der Legitimationsbeschaffung einer Politik geworden ist, die auf wachsende Herausforderungen nur kurzatmig reagiert und deshalb zunehmend Legitimationsbedarf erzeugt. Angesichts der in der ersten Dekade meiner wissenschaftlichen Arbeit gewonnenen Erkenntnis, dass wissenschaftliche Refundierung dessen, was man da tut, eine ständige große Herausforderung ist, sind diese veränderten Bedingungen empirischer Arbeitsforschung schon schlimm genug. Angesichts des heutigen Mainstreams gesellschaftlicher „Machenschaften mit der Wahrheit“ – um eine treffende Formulierung Michel Foucaults an dieser Stelle zu benutzen – zu denen unter

anderem die bodenlos dumme These gehört, „jede Arbeit sei besser als keine“, erlebt man solche Entwicklungen allerdings als zunehmend frustrierend.

Das Ende des eigenen Zwangs zur Erwerbsarbeit und die neue Chance zu jener „Unbedingtheit des Denkens als Quelle menschlicher Freiheit“, von der Hannah Arendt gelegentlich gesprochen hat, erlebt man da auch als befreiend. Vor dem Hintergrund einer solchen allgemeinen Lageeinschätzung habe ich persönlich daher vor allem vier Schlussfolgerungen gezogen, die mir am Ende meiner atypischen und wahrscheinlich zweifelhaften Wissenschaftlerkarriere, aber doch aus meiner Sicht konsequenten Berufsbiographie, wichtig gewesen sind.

Es konnte, so dachte ich, niemanden überraschen, dass ich nicht wirklich unglücklich war, nun den veränderten Zwängen zu entgehen, denen empirische Arbeitsforschung, wie ich sie verstehe und zu betreiben mich bemüht habe, zunehmend unterworfen ist - angesichts der Veränderungen der Forschungsförderungslandschaft um uns herum, angesichts der Veränderungen in unseren engeren professionellen Bezügen, in denen ich einen zunehmend konservativen Zug in den vorherrschenden industriesoziologischen Debatten konstatiere, aber auch angesichts der Veränderungen, mit denen die sfs heute selbst zurecht kommen muss. Ich denke, es ist immer schwieriger geworden, sich die Spielräume zu sichern, die eine wirklich kritische Arbeitsforschung im Hinblick auf die Herausforderungen und Konflikte benötigt, die nach meiner festen Überzeugung kommen werden. Aber ich würde Dieter Sauer zustimmen, dass das immer noch möglich ist. Insofern habe ich – bei allerdings einiger Skepsis - dem Institut, das ich über meine Erwerbsbiographie hinweg ein Stück weit mit geprägt habe, zu meinem Abschied gewünscht, dass es ihm gelänge, solche Spielräume zu sichern und sie zu nutzen. Ich selbst wollte mich auch nach meiner Verrentung in weiterer Kooperation mit den KollegInnen meines alten Forschungsbereichs weiter aktiv dazu verhalten.

Ich war also entschlossen, weiter an den mir wichtigen wissenschaftlichen Themen zu arbeiten und ich wollte dabei bemüht bleiben, den Kontakt zu meiner jetzigen „primären Forschergruppe“ aufrecht zu erhalten. Insofern wollte ich also nicht einfach aus diesem Institut verschwinden. Vor allem aber wollte ich meine Aktivitäten im Rahmen bestimmter Netzwerke wie dem „Forum Neue Politik der Arbeit“ aufrechterhalten. Wenn man das eigene Leben so wie ich an ein bestimmtes wissenschaftliches Arbeitsprogramm gebunden hat, ist die Verrentung vielleicht mit bestimmten Annehmlichkeiten und etwas größerer Freiheiten verbunden, ganz sicher aber kein Grund, einen sehr wichtigen Teil des eigenen Lebensentwurfes einfach für beendet zu erklären.

Ich stimme Willy Pöhler und Gerd Peter, denen ich an diesem Institut viel zu verdanken hatte, durchaus sehr weitgehend zu, dass „Welt Arbeit ist“, und ich habe dabei selbstredend einen weiten Arbeitsbegriff. Aber ich denke, Welt ist doch noch etwas mehr. Neben dem, was ich hier wissenschaftlich getan habe, ist für mich seit dem Ausgang der dritten der oben genannten vier Phasen meiner Arbeit an der sfs etwas zunehmend wichtig geworden, was ich nach meinem Studium zunächst sehr beiseite

schob, nämlich Literatur und Poesie – und zwar auch selbst schreibend. Ich gehe davon aus, dass ich mir dafür zukünftig etwas mehr Zeit nehmen werde als bisher.

Ich hatte in den sechs Jahren meiner Altersteilzeit die Erfahrung gemacht, dass ich nur in Ansätzen meine zeitlichen Ansprüche aus dieser Altersteilzeit habe realisieren können. Mich hat das nicht sonderlich gestört - wie eben gesagt, weitgehend gilt: „Welt ist Arbeit“ – aber meine Familie habe ich so ziemlich sicher schon enttäuscht. Insofern sah ich nun allen Anlass, auch in diesem Punkt über die Gewichtung meiner Aktivitäten noch einmal sorgfältig nachzudenken. Jedenfalls kündigte ich damals an, dass man mich in den ersten beiden Monaten nach meiner Verrentung und auch über den dann folgenden Sommer für jeweils etwas längere Phasen kaum am Institut sehen würde.

Alles in allem: Mein neuer „Unruhestand“ war ein Einschnitt aber kein Abschied. Ich habe diesen Einschnitt als Chance erlebt, mit neuen Freiheiten und einigen veränderten Akzentsetzungen weiter zu machen. Ich betrachte die jüngere Entwicklung der für mich wichtigen Forschungslandschaft und auch der Entwicklung des Instituts, in dem ich ein Erwerbsleben lang gearbeitet und dessen Entwicklung ich mit beeinflusst habe, sehr kritisch, aber nicht verbittert, denn ich habe eine ganz gute Vorstellung davon, wie schwierig es geworden ist, unter den veränderten Bedingungen der Zeit Kurs zu halten. Denn das sind die Bedingungen einer „Wissenschaftsfreiheit“, die v.a. unternehmerische Freiheit sein soll – und so, um an dieser Stelle Hannah Arendt sinngemäß zu zitieren die Unwahrheit verbreitet, dass diese unternehmerische Freiheit bereits den Begriff der Freiheit ausfüllen könne, den uns die politische Philosophie an die Hand gibt. Das wahrste Wort, das 2006 bei der Emeritierung von Hartmut Neuendorff gesprochen worden ist, der zu dieser Zeit Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats dert sfs gewesen ist, stammte von ihm selbst. Er sagte, an der Universität, so wie sie heute verfasst sei, sei kritische Grundlagenforschung auf unseren Arbeitsgebieten fast nicht mehr möglich. Insofern sehe ich meine neu gewonnenen Freiheiten als gute Chance, frei von den neuen Zwängen, die uns an der Universität und in ihrem Wissenschaftsbetrieb als hinderlich entgetreten, noch ein wenig an solcher kritischer, zugleich anwendungs- und grundlagenorientierter Forschung weiter zu arbeiten.

„Bilder bedeuten alles im Anfang. Sind haltbar. Geräumig. / Aber die Träume gerinnen, werden Gestalt und Enttäuschung. / Schon den Himmel hält kein Bild mehr. Die Wolke, vom Flugzeug. / Aus: Ein Dampf, der die Sicht nimmt. Der Kranich nur noch / Ein Vogel. / Der Kommunismus sogar, das Endbild, das immer erfrischte, / Weil mit Blut gewaschen wieder und wieder, der Alltag / Zahlt ihn aus mit kleiner Münze, unglänzend, von Schweiß/Blind. / Trümmer die großen Gedichte, wie Leiber, lang geliebt und / Nicht mehr gebraucht jetzt am Weg der vielbrauchenden / endlichen Gattung.“

Heiner Müller

Suche nach einer anderen Welt

In Aufbruchsstimmung

Zu Zeiten meiner Aufbruchsjahre, nach dem Studium, bin ich schon eine Weile unterwegs. „Die bleierne Zeit“ liegt hinter mir. In meinem Fall wohl eher öde „Anstaltsjahre“, in einer Schule, die mich fürs Leben wenig lehrt. Doch immerhin es gab die letzten, besseren Jahre dort, die Aussicht auf das Leben, der sich gerade öffnende soziale Raum. Berlin, das pflichtgemäße Ziel von Klassenfahrten in den 60er Jahren vermittelte davon noch nichts. Über Jahrzehnte war das eher ein Trümmerfeld preußisch-deutscher Geschichte, verborgene Bunkerreste, der Reichstag vor der Mauer nahe der Friedrichsstraße, damals noch wie eine verloren dastehende Erinnerung an eine gescheiterte Demokratie, noch nicht renoviert und von Christo noch nicht verhüllt vor seiner Neugeburt als Sitz eines Parlaments, Symbol einer Demokratie nun, die im Griff starker Lobbyisten nach Meinungen schießt, viel zu wenig gestützt vom in Vernunft gegründeten Urteil der Bürger. Denn wie deren Arbeit an der eigenen Urteilsfähigkeit von den politischen Parteien gestützt werden könnte, was ja ihr Verfassungsauftrag ist, darauf verwenden die Parlamentarier, getrieben von einem Politikbetrieb, der zunehmend bedrohlich erscheinenden, vielfältigen Krisenentwicklungen hinterher hechelt, nur wenig Zeit. Und damals: hinter der Mauer am Brandenburger Tor unter den Linden, Stalinallee für kurze Zeit, der Palast der Republik, schon nicht nur asbestverseucht, Symbole der grauen Wirklichkeit eines preußischen Sozialismus an einer geschichtsträchtigen Straße, schwache Erinnerung an Preußens Gloria; die Museumsinseln, seinerzeit noch eine eher trostlose Behausung Schliemann'scher Ausgrabungen, das Museum der deutschen Geschichte eine schlichte Aufreihung vereinfachender Wahrheiten; aber vor der Mauer? Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gedankenlose Betriebsamkeit, Schaufenster des Westens das KADE-WE. Eine Pflichtübung das Ganze.

Die Italienreise hingegen, kurze Zeit darauf, öffnete den Blick ins Weite. Siebzehn Schüler und zwei Lehrer einer Lateinklasse, drei Wochen in Rom, Neapel, Paestum. Kalles Gitarre, Donovans „Colours“ und die Stones, Gespräche über Pläne, ungeahnte Farben in mediterranem Licht und Blicke zurück in die Zeit. Ich habe Fotos von dieser Reise, Tagebuchaufzeichnungen leider nicht. Meine Erinnerung ist lückenhaft. Roms Kirchen, glänzend von dem Gold der Inkas, beeindruckten mich kaum. Doch

anders die Ruinen dieser Stadt. In Ostia Antiqua sah man eine ganze Stadt, die – einst am Meer gelegen, am „Mare Nostrum“ Roms - das Tor zu seinem Weltreich war. Jetzt Mauerreste, Mosaiken, Ahnung von Foren, Tempeln, Straßenzügen mit Geschäften, Badehäusern. Auf diesen Plätzen wimmelte das Leben einst, und nun verliefen sich die wenigen Touristen hier. Mich beschlich an diesem Ort, und nicht in Paestum oder in Pompeji, das erinnere ich ganz genau, ein merkwürdiges Gefühl: zugleich Erhabenheit im Blick auf Spuren einer frühen Welt; und dann Vergänglichkeit. Vielleicht beschlich mich eine Ahnung, dass Geschichte, anders als im Unterricht gelernt, verging und blieb, ja fast zu greifen war, und doch zugleich nur sehr schwer zu verstehen. Über die Dauerhaftigkeit von Architektenkunst stritt ich mit Michael, dessen Vater Architekt war. Ich sah die Ruinen hier, nannte die Pyramiden und blickte skeptisch auf die Glaspaläste meiner, unsrer Zeit. Abgründige Fragen fast, für einige kurze Augenblicke aufgeworfen – und damals selbstredend unbeantwortet. Dann zurück in die Städte, ihre Lebendigkeit, die eigene Aufbruchsstimmung spürend, die in ein warmes Licht getauchten Farben trinkend und – soweit die eher knappe Börse reichte – auch ein wenig Wein.

Als ich dann wirklich aufbrach, knapp zwei Jahre später, war die Erfahrung dieser Italienreise äußerst wichtig, auch wenn ich das damals sicherlich noch nicht voll erfasst habe. Ich schrieb damals zwar schon Tagebuch, aber ich habe dazu keine detaillierten Aufzeichnungen gemacht. Doch ich habe meine Empfindungen von dem Tag, dem 28.01. 1968, festgehalten, an dem ich meine Entscheidung getroffen habe, den Wehrdienst zu verweigern. Die Tagebucheintragung lautet wie folgt:

„ich kenne noch nicht die Überschrift für diese Geschichte. Ich weiß auch noch nicht wann und ob man sie überhaupt erzählen kann. War sie denn überhaupt wirklich? Das heißt es war so wie in einem Traum. Aber ich frage, ob der wirklich war. Habe ich nur geträumt? Ein Bild, das ich sehe. Das gar nicht wirklich ist, noch nicht, aber ich sehe es. Es wird sein. Oder es war schon, in der Gestalt, in der ich es geträumt habe. Das eben frage ich mich bei meiner Geschichte: wird sie noch geschehen, oder geschah sie schon?

Ein paar Tautropfen in den Heidebüschen, ein bisschen Zigarettenrauch, oder ein trüber Morgennebel. All das auf einem von diesen Lastwagen. Sie sind nicht grau. Das wäre ja nur nichtssagend. Nein, grün und schmutzig sind sie, wie die Erde rund herum. Sechzehn Mann, müde, lustlos, auch braun-grün und bald auch schmutzig, ich unter ihnen. So war es am letzten Montag, im Halbschlaf: Dahin schleichende Trostlosigkeit, Nebel, trübes Licht, aber doch schon durchschimmernde Helle. Die Augen geschlossen, um sie nicht mehr sehen zu müssen in ihrer Trostlosigkeit, ihrer Einförmigkeit, seit mehr als zehn Jahren schon wieder durchwühlt von Rädern und Ketten, von Stiefeln auch, zerfurcht und geschunden, so dass dieser Boden sich schon gar nicht mehr davon erholen kann. Aber der Morgennebel lichtet sich und allmählich brechen einige glitzernde Strahlen der Sonne hindurch auf die weite Fläche. Konturen lassen sich in dem Dunst erkennen. Oder schließe ich die Augen nur fester? Doch nun bricht es mit aller Kraft, Gewalt, herrlichen Wucht hervor. Farben fluten, tief

dunkles Azurblau, dazwischen türkise Farbtöne, elfenbeinerne Marmorfarben und ein gelb, ein Gelb, wie es selbst van Gogh nicht hätte malen können. Und dann kleine rote Tupfen; vor den grünblau schimmernden Silhouetten tanzen und glühen sie wie Funken aus Feuer. Und sie wärmen von innen. Oder mein Körper wird durchglüht vom frühen, durchbrechenden Sonnenlicht. Zusammengekauert zwischen den Anderen entspannt er sich doch wohlig. Ich schwimme, im Mittelmeer vielleicht, blicke über die Bucht von Neapel oder auf Capris Farbenpracht. Ich wage kaum zu atmen, spüre wie das Traumbild um mich herum wirklich wird, sein Sein gewinnt, spüre wie die Wirklichkeit dieses nasskalten Januartages nie gewesen ist und nie sein wird. Mit jedem Atemzug entstehen neue Bilder, rasen jagend aneinander vorbei. Farben vermischen sich, leuchten neu auf, bleiben aber auch geordnet in ihrem Tanz. Dann kreischt plötzlich eine schräge Melodie, wie ein wütender Lärm, der dieses Spiel der Farben zerspringen lässt, quietschende Bremsen, ein Ruck, der LKW steht still. Ich öffne die Augen und sehe nichts als das diesige Grau dieses Januarmorgens, Lehm, Pfützen, schmutzige Füße, müde Schritte.

Doch den ganzen Tag über bleibe ich froh gestimmt. Die ganze Woche über schwimmt in diesem grau-blauen Dunst, der sich aufhellt Capri im Meer. Unerreichbar scheint die Insel, aber doch strahlend, einladend, und wenn ich die Augen schließe, bin ich doch wieder dort.

Wo liegt der Schluss? Ich denke die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Oder sie hat noch überhaupt nicht begonnen, will erst anfangen. Aber seit einer Woche fühle ich mich innerlich wieder frei, herausgekommen aus dem Morast grau-grüner uniformer Tage, losgelöst, ein klein wenig entschwebend. Das ist die Geschichte, oder ihr Anfang, die Vorstellung wieder auf dem Weg zu sich selbst zu sein, vielleicht ziemlich allein in diesem flirrenden Licht über dem Mittelmeer, vielleicht in Gefahr abzustürzen wie Ikarus, aber befreit aus dem Morast unter mir. Ich muss das Bild malen, ich male es, will es versuchen!“

Was ich hier mit einer für mich unerträglich gewordenen Realität konfrontiere, sind die Eindrücke, Bilder und Träume vom Aufbruch am Ende meiner Schulzeit. Es ist die damals zwei Jahre zurückliegende Klassenfahrt, es ist die intensiv verspürte Aussicht, eine auch schon ungeliebte, selten inspirierende und durch manche fragwürdige Autoritäten geprägte Schulzeit hinter mir zu lassen. Vor meinem inneren Auge erscheinen hier wieder Eindrücke von relativ frühen Anfängen unserer abendländischen Zivilisation und von dem mediterranen Licht, in dem ich ihre Ruinen hatte betrachten können. Und ich dachte damals vor allem in Farben und nicht in Tönen. Die bildende Kunst und die Malerei waren gegen Ende meiner Schulzeit für kurze Zeit auch noch möglicher Gegenstand meiner Studienpläne. Aber ich denke, die Bilder, die ich in diesem Text verwende, beschreiben und „übermalen“ am Ende vordergründig meinen Konflikt mit der Pose der Autorität.^{xv}, der das tieferliegende Motiv meiner Wehrdienstverweigerung und meines damaligen Aufbruchs gewesen ist. Das habe ich mir erst sehr viel später klar gemacht, denn es ist schon so, wie Jean Paul Sartre sagt: Wir sehen, so auf unsere Welt blickend, bzw.- auf einen uns gerade wichtigen Aspekt von ihr, mit dem wir umgehen wollen, der uns als Problem heraus-

fordern mag, in aller Regel von uns ab. Im Vollzug unseres Lebens sieht Sartre uns Menschen also „immer in Bewegung nie sich selbst „als Gegenstand vor sich“ habend.

Wir schrieben 1968, wir waren weltweit Zeugen einer Revolution, enorm erfolgreich und zugleich in Niederlagen endend, wie Immanuel Wallerstein heute im Rückblick zutreffend schreibt. Die Nachkriegsordnung fand ihr Ende und der Glanz der alten Linken war verblasst. Einige Jahrzehnte, im Rückblick lässt sich das leicht so sagen^{xvi}. Damals, mitten in diesem Umbruch, erlebten wir das offener. Der Realsozialismus als der Motor eines Fortschritts? Gewiss, das war von nun an äußerst zweifelhaft. Doch für die, die wie ich, von Marx „begeistert“ neu nach Orientierung suchten, hieß das gleichwohl, dass da erst noch einmal einiges sorgfältig zu prüfen blieb. Bücher, theoretische Debatten waren da das eine, das andere war der konkrete Augenschein. Wir waren angehende Wissenschaftler, und wir verstanden uns als Empiriker. So waren Reisen in die Länder, an die manche noch immer ungebrochen ihre Träume hängten, eine gute Chance, mehr Klarheit zu gewinnen auf der Suche nach einer anderen, einer besseren Welt als der, aus der aufzubrechen wir fest entschlossen waren.

Träume: Geronnen zu Gestalt und Enttäuschung

Jugoslawien, Ungarn, Prag, das war der Auftakt, der am ehesten touristisch war. Und *Jugoslawien* stand am Anfang, nicht nur chronologisch. Denn hier versprach der Sozialismus, was in Prag gerade einmal mehr gescheitert war: Vorstellungen von Selbstverwaltung und Arbeiterdemokratie verbanden sich damals noch mit diesem Land. Die Bücher jener Jahre wiesen noch auf Chancen hin. Hans Georg Conert schien da ernst zu nehmen. Eine Fahrt mit der Gewerkschaftsjugend, eine Bildungsreise, bot Gelegenheit, die Neugier auf das Land und den Wunsch nach Urlaub zu verknüpfen. Die Fahrt, offiziell ja eine Bildungsreise, war vor allem Anlass, vorher zu lesen, Fragen zu klären, die wir haben würden, doch sie war dann eher doch nur eine Urlaubsreise: wir besichtigten die zu Recht berühmte Postojna-Höhle, inzwischen Unesco Weltnaturerbe, freuten uns an Piran und der slowenischen Adria, zogen durch Ljubljana, viel Wein an den Abenden, einige interessante KollegInnen in der Reisegruppe. Wir kamen über das heutige Slowenien nicht hinaus. Wir führten Diskussionen, besichtigten eine Fabrik. Nachhaltige politische Eindrücke sind mir nicht in Erinnerung. Denkwürdig aber war die Fahrt zurück. Unsere reservierten Liegewagenplätze waren doppelt gebucht und seit Belgrad belegt. Wir standen auf dem Gang. Stark angeheitert von viel Wein, spendiert vom Gastgeber am letzten Abend in der Stadt, versperren wir den Zöllnern den Waggon. Gut eine Stunde stand der Zug, ehe es durch Österreich weiterging. Dann reisten wir wohl oder übel im Gepäckwagen. Der war unbeheizt. Einigermaßen verfroren, aber auch wieder ausgenüchert kamen wir in München an. Bis vierzehnhundert Metern Höhe hatte es in dieser Nacht geschneit. Nur diese Rückfahrt ist es, die wir später oft erzählten.

Ungarn bereisten Renate und ich im nächsten Sommer mit dem Bus. Wir hatten Glück mit unserer Reisegruppe. Einige waren selbst aufgebrochen, hatten politisch ähnliche Fragen wie wir. Aber das Programm bot darauf keine Antworten – oder eben doch. Unsere Gastgeber aus dem „goldenen Westen des Ostens“ schienen, so unser Eindruck, selbst nicht allzu überzeugt von ihrem Sozialismus. So blieben Eindrücke vom Plattensee, von einer Donaufahrt, der Gulaschsuppe und dem Eselsritt bei einem Ausflug in die Puszta, von Budapest, der Fischerbastei und dem Weinkeller dort. Es gab Schmalzbrote und sehr guten Wein. In guter Stimmung kehrten wir zurück; aber es war die erste und die letzte Bildungsreise der Gewerkschaft in dies Land. Eine politischen Bildungsreise war dies für sie nicht - und wohl auch nicht für uns. Wir sahen uns in unserer Skepsis bestätigt. Wir hatten Landschaften gesehen, die reizvoll waren, eine Hauptstadt, die von einer alten KuK-Geschichte zeugte, an manchen Häusern auch von Spuren eines Volksaufstands, und von einer eher leeren Gegenwart – so wie die Aufmarschplätze für den ersten Mai, sehr ausgedehnt und menschenleer.

Prag – kurze Zeit darauf, und dieses Mal auch nur ein langes Wochenende - lieferte den Abschluss dieser ersten Begegnungen mit jenem Sozialismus, der damals noch real bestand, hier aber seine letzte Chance auf eine neue Zukunft verloren hatte, die im Frühling 1968 vielleicht noch möglich schien. Der Wenzelsplatz rief Erinnerungen wach, und das touristische Programm lenkte davon wieder ab, doch nur am Morgen des zweiten Tages glänzte die Stadt golden in der Sonne. Wir kamen am jüdischen Friedhof vorbei, wir suchten einige Antiquitätengeschäfte auf, aber wir mochten nichts kaufen. Wir schüttelten den Kopf über zwei Maoisten in der Reisegruppe. Mit schwarz getauschtem Geld deckten sie sich mit Texten der Klassiker ein. Wir gingen am ersten Abend preiswert essen und am zweiten früh und verärgert ins Hotel zurück. Vor dem Club, den wir besuchen wollten, wies der Portier einheimische Besucher ab. Man wollte zahlungskräftige Gäste. Wir hingegen hatten auf Kontakte gehofft. Aber unser Hotel war auch keine gute Wahl: es atmete, stark angestaubt den Charme aus der Zeit der KuK-Monarchie. Unabweisbar an diesem Abend der Eindruck einer lastenden Schwere. Zwölf Jahre später werde ich Milan Kunderas Roman lesen. Man lebt nur ein Leben und „man wird nie erfahren, ob es richtig oder falsch war, seinem Gefühl gehorcht zu haben“, schreibt er darin. Wahr ist, dass bei uns Vernunftwesen die Passion immer vorangeht, auch wenn mir die Leidenschaften von Kunderas Hauptfigur so eher fremd sind. Die Romanfiguren führt die Flucht aus dem die Freiheit erdrückenden Prag in „die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“. Wir haben es 1975 leichter. Wir setzten uns in den Bus und fahren dorthin zurück, wo engagiertes Arbeiten und Leben auf uns warten - gründlich desillusioniert, falls wir noch Illusionen gehabt hatten, und im Bewusstsein, dass dieses bleischwere Lasten nicht überdauern wird. Ich habe das damals in einem Gedicht festgehalten:

Prag 1974

*Nach beschwerlicher Fahrt, Nürnberg, Bayrischer Wald, Pilsen, Vergangenheit,
blenden Scheinwerfer hell auf, vor den Toren der goldenen Stadt.
Der Geldwechsler steigt in den Bus. Mit routinierter Geschäftigkeit
vergoldet er den Urlaub der Reisenden. Dieser Kurs macht sie platt.*

*Der Wenzelsplatz liegt im Regen, leer, längst wieder von Panzern geräumt,
Sozialismus mit menschlichem Antlitz, nur wenige, kurze Wochen geträumt.
Im Hotel steht die Zeit still, KuK-angestaubt schon seit über fünfzig Jahren.
Nein ihr Reisenden, hier seid ihr nicht in offene, zu erhoffende Zukünfte gefahren.*

*Doch in der Morgensonne erglänzt sie, die goldene Stadt, Brücken und Türme,
Vergangene Pracht für einen Augenblick, Prager Burg, Fenstersturz, Stürme:
So viel Hoffnung enttäuscht und wieder zerstoßen. Wir stehen frei, sehr alleine.
Und am Grunde der Moldau, da wandern die Steine.*

Doch ganz abgeschlossen war die Auseinandersetzung mit dem Realsozialismus noch nicht. Im „Tauwetter“ der Zeit wurde, ein wenig überraschend, plötzlich die DDR zum Ziel weiterer Bildungsreisen. Einige Kollegen, meine Frau und ich, wir machten damals Bildungsarbeit in einer Verwaltungsstelle der IG Metall. Ich hatte mir dort einen nüchtern-kritischen Blick auf die Zukunft der Montanindustrie erarbeitet, dem die Männer, die in den Jahren des Wiederaufbaus „das Eisen erzog“ und auf die wir dort stießen, in praktischer Bildungsarbeit, nur sehr widerstrebend folgen mochten. Allein Schorsch, ja der mit dem neuen Opel Manta, einer vom Rande der verfestigten Machtstruktur im Betriebsrat der Hütte, freigestellt endlich auch er, aber noch recht dicht bei seinen Kollegen vor Ort, allein Schorsch, der auch im Betrieb manchmal unbequeme Wahrheiten aussprach, ausgestattet mit ein wenig Narrenfreiheit, ein ganz klein wenig Till Eulenspiegel und viel flandrischer, nein deutsch-polnischer Bauch in einem, Schorsch also beschrieb, offen und helllichtig fast, die Grenzen der alten Massenstahlproduktion: Sie haben Panzerschichten gekloppt in den fünfziger und frühen sechziger Jahren, Brammen und noch mal Brammen produziert für die Werftindustrie. Die Maloche hat ihre Tage aufgefressen. So, wie er das erzählt, klingt doch der Stolz an auf die eigene körperliche Leistungskraft durch. Das Motiv der Flucht vor dieser schweren körperlichen Arbeit als Antrieb für Anstrengungen zu deren menschengerechteren Gestaltung, das wir später bei den kritischen „69ern“, Repräsentanten einer ganzen Betriebsratsgeneration, finden werden,^{xvii} klingt bei ihm noch nicht an. Wohl aber bemerkt man Stolz auf die eigene gewerkschaftliche Macht, gerade hier, wo der erste Streik stattfand zur Verteidigung der Montanmitbestimmung. Aber auf der Hütte haben sie wenig neu investiert und schon gar nicht auf Spezialstähle umgestellt. Heute, aufgekauft von einem größeren Konzern, stocken die Investitionen am Standort erst recht. Andere Betriebsräte auf der Hütte schweigen sich darüber aus. Die Diskussion mit allen zu vertiefen, standortbezogene Risiken genauer zu klären und dann Forderungen zu überprüfen, dagegen sperren die Betriebsräte sich. Lieber verdrängen sie, verschließen die Augen, warten ab im Vertrauen auf eine abstrakte gewerkschaftliche Macht. In den Vorbereitungsseminaren des örtlichen Bildungsausschusses für das kommende Bildungshalbjahr geschieht all

dies. Eine Woche lang bereiten wir das örtliche Bildungshalbjahr der IG Metall vor, in einem idyllisch gelegenen Heim an Niederrhein. Die unverstellte Wirklichkeit, ein realistisches Bild möglicher Zukünfte ihrer Hütte und der darauf bezogenen eigenen Handlungsmöglichkeiten herauszuarbeiten ist nahezu unmöglich. Die abstrakten Diskussionen hingegen über die Ursachen der Wirtschaftskrise, Ölkrise oder normaler Kapitalismus, und die wenig verfänglichen Debatten über die Geschichte der gewerkschaftlichen Vertrauensleutearbeit fallen leicht. Heiße Diskussionen in den Arbeitsgruppen und auch noch abends beim Bier, sogar noch am abschließenden Grillabend heftige Debatten mit dem ersten Bevollmächtigten der IG Metall, der einmal Finanzminister des Landes sein wird, über den grundsätzlichen Charakter der ökonomischen Krisenentwicklung seit 1974 und die Zukunftschancen der Stahlindustrie. Und später zurück von dem Seminar, spät abends auf der Terrasse des Hauses, in dem die erste Wohngemeinschaft eingezogen war von ehemaligen Studenten der Germanistik, Politikwissenschaft, Mathematik, die an das Forschungsinstitut gezogen war, der Arbeiterklasse, oder dem, was sie dafür hielten, nacheilend, auf jener Terrasse, von der aus man über offenes Land, Getreidefelder und Wiesen diesen Blick auf die beleuchteten Hochöfen hat eines weiteren Stahlwerks, da hat es ein älterer Kollege, nicht allererst durch den Zeitgeist der Marx-Renaissance geprägt, ganz nüchtern gesagt: In fünfzehn Jahren gibt es das alles nicht mehr. Gut, er hat sie unterschätzt die Widerständigkeit der Montanmitbestimmung, es hat gut zehn Jahre länger gedauert, aber er hat es getroffen, ziemlich punktgenau, wie so oft.

Wir Jüngeren Wissenschaftler blickten damals also noch recht ungebrochen nach vorn. Aber wir waren auch kritisch auf Abstand bedacht zu dem, was beanspruchte, praktischer Gegenentwurf zu sein. Und „Arbeit und Leben“ bot nun Bildungsreisen in die DDR. Der örtliche Bildungsausschuss der IG Metall fand das attraktiv. Jedenfalls wollten die Betriebsräte das in Augenschein nehmen, was sich Sozialismus nannte. So fuhren wir zweimal, je eine Woche lang nach Halle. Wir; das waren vier Wissenschaftler, vielleicht fünfzehn ehrenamtlichen Funktionäre der IG Metall. Darunter einige Betriebsräte jener „69er“ Generation, auch aufgebrochen, um ihre Arbeitswelt gründlich zu verändern, ein paar Jugendliche aus der darauf folgenden Generation, aber auch einige, die sich längst eingerichtet hatten - in den institutionellen Strukturen von Gewerkschaften, Mitbestimmung, Tarifpolitik. Und wir machten wahrlich zwei Bildungsreisen: lehrreich und ernüchternd – für den, der immer noch hier auf der Suche war.

Zwei Fahrten, mit eigenen PKWs, authentischen Eindrücken an der stacheldraht- und wachturmbewehrten Grenze, auf der Raststätte in der Magdeburger Börde und auf der Weiterfahrt über Land, am Wege eher triste Ortschaften. Es war eine Reise in den „real existierenden Sozialismus“ mit vollgepacktem Programm: Betriebsbesichtigungen, Diskussionen mit Experten, der Leitung einer LPG, einer Betriebsgewerkschaftsleitung, der örtlichen Parteigliederung, Theater- und Museumsbesuchen, Ein Gemisch von Distanz und Neugier hier, bemühter, beredter und entlarvender Selbstdarstellung dort. Nahezu alle Vorbehalte bestätigt gefunden: verheerend der Auftritt dieser altstalinistischen Führerin im Potsdamer Schloss Cecilienhof mit ihren unge-

brochenen Klitterungen einer Geschichte, die doch heillos ist. Auf Schlesien habe Stalin seine Hand gelegt, dies sei für Polen, habe er gesagt und wenig sei deshalb zerstört worden beim Vormarsch dort – dafür vorher alles beim Warschauer Aufstand, dachte ich. Ernüchternd die Betriebsbesuche und Diskussionen, die preußisch-militärische Klassenordnung beim polytechnischen Unterricht, für mich den späten „68er“ wie ein Schlag ins Gesicht, deprimierend die Museumsbesuche, ernüchternd die Diskussion mit Repräsentanten der örtlichen Parteien: so offensichtlich ließ der SED-Funktionär die Repräsentanten der „Blockflöten“ „vorturnen“. Und schlagend schließlich die eine Alltagserfahrung in unserem Hotel. Schon am ersten Abend vor dem Speiseraum rennt da einer gegen die Glastür, bleibt unverletzt, aber das Glas liegt in Scherben. Am nächsten Morgen sind die Scherben beseitigt. Der offene Türrahmen ist mit Sperrholz geschlossen, kein Blick mehr von der Treppe in den Frühstücksraum, aber klar durchschaubar die Planwirtschaft, jedenfalls für Schorsch. Während der Woche steht auch ein sehr bemühter Vortrag über Abläufe und Vorzüge des sozialistischen Planungssystems auf dem Programm. Die akademischen „Kopfmenschen“ unter uns vertiefen sich in die Details, prüfen kritisch, haben Nachfragen, bleiben aber skeptisch in bezug auf Fragen wirklich demokratischer Beteiligung und tatsächlich erreichter Effizienz des Verfahrens. Aber auf unserer Suche nach Alternativen zur schöpferischen Zerstörung des Marktes sind wir zugleich blind, bleiben positiv voreingenommen gegenüber dem staatlichen Plan, jedenfalls im Prinzip. Seine Optimierung ist für uns noch ein Thema. Plan und Markt, weiterentwickelte Formen einer gemischten Wirtschaft, daran denken wir zu dieser Zeit kaum. Es geht uns noch um die großen Alternativen. Anders Schorsch: ihm hat die mit Sperrholz vernagelte Tür einen klaren Blick verschafft. Mit ihrer Planwirtschaft, da braucht ihm keiner mehr zu kommen. Für ihn steht es fest: „Da eine neue Glasscheibe einzusetzen, in fünf Jahren schaffen die das nicht!“ Unsere Gastgeber haben ihm ganz praktisch bewiesen, dass das nicht funktioniert mit dem Plan. Und zwei Jahre lang, in der Vorbereitungswoche auf die nächsten Bildungshalbjahre bleibt er unbeirrt, erzählt seine Geschichte, schmückt sie aus: Der „kleine Graue“, ein SED-Funktionär und vielleicht ein IM, der die Gruppe auf der Reise betreut, kommt dabei gar nicht so übel weg, er hat ja auch nette politische Witze erzählt, nachdem er mit der Gruppe warm geworden ist; nur die Planwirtschaft, die hat hoffnungslos verloren. Und Schorsch hat die Lacher auf seiner Seite. Grau ist alle Theorie.

Zwischen Hoffnungsschimmern und „Totenstarre“

Im Rückblick mag es überraschen, aber wir blieben zäh, oder vielleicht treffender: uns hatte als „68er“ eine Bewegung geprägt. Der Bruch mit der alten Ordnung war massiv, daraus entstand Dynamik, wir mussten weiter suchen – und dies nicht nur in Büchern, in der Theorie, nein in der Wirklichkeit. Und Cuba, noch im gleichen Jahr der zweiten Reise in die DDR war ein Kontrastprogramm: Urlaubs- und Bildungsreise, Karibik, Sozialismus hier wurzelnd in einer noch jungen, antikolonialen Revolution und erstmals ein Veranstalter einer Cuba-Reise, der nicht aufgrund seiner Nähe zum

Staatssozialismus sogleich misstrauisch machte. Für manche in unserer Reisegruppe schien oder war das eine Reise in das Herz der eigenen Träume. Und Sozialismus unter Palmen und mit Milchkühen am karibischen Meer, mit der zwar etwas verfallenden aber noch malerischen Altstadt Havannas, neuen Schulen - ohne eine Schulordnung wie in Halle und mit Gesprächen nicht nur mit Lehrern -, und medizinischen Versorgungszentren über das Land verstreut, vor allem aber Menschen, die wir allenthalben trafen, voller Stolz auf das Erreichte und ihr Land, das war ein Hoffnungsschimmer – auch dann, wenn man nicht ohne Skepsis dahin reiste:

In St. Clara, Einschusslöcher in den Mauern des Hotels, Spuren einer Revolution, die noch nicht allzu weit zurücklag – und erfolgreich war, anders als in Ungarn fast zur gleichen Zeit. Und beim Abendspaziergang durch die Stadt das offene Fenster an der Volkshochschule, wo deutsch gesprochen wurde, mit etwas sächsischem Akzent. Wir gingen hinein, der Unterricht wurde abgebrochen, wir hatten ein offenes Gespräch, später fortgesetzt in einem Lokal in kleinerer Runde bei einem Glas Rum. Kontakte waren überall möglich. In Camagüey auf einem kleinen Nachbarschaftsfest, spontan organisiert mit unserer kleinen Gruppe von vielleicht acht Touristen, die da am Nachmittag vorüberkam: Der Plattenspieler von links, ein paar Getränke von rechts und schon waren wir im fröhlichen Gespräch. Und in Havanna auf der Straße, fast jeder, den man ansprach, mochte Auskunft geben, berichtete, was besser wurde seit der Revolution, hatte aber auch Fragen an uns. Und es gab hier keinen Schwarzmarkt, und die Kunst – wir besuchten eine Ausstellung – schien lebendig, farbig, vom sozialistischen Realismus jedenfalls nicht die kleinste Spur. Moderne Lagerhallen in Cienfuegos, von wo das Zuckerrohr eingeschifft wird in die UdSSR - gewiss, da sieht man auch, dass dieses Land an einem Tropf hängt, aber wir sehen auch erste kleine Schritte heraus aus seiner Monokultur, ererbt von der United Fruit Company – und die Tradition in der Tabakfabrik, wo jetzt auch Frauen die Zigarren drehen und immer noch ein Vorleser Artikel aus der Tageszeitung vorliest, der Granma.

Allerdings das Schiff selbst vor dem Revolutionsmuseum in Havanna und vor allem das Museum selbst; das ist dann doch die Zur-Schau-Stellung von Reliquien der Revolution, und bei den Jungen Pionieren, das Mädchen, das mit verbundenen Augen die Kalaschnikow zerlegt und neu zusammensetzt in wenigen Sekunden; da spürt man eben doch, wie Identifikation erzeugt wird und zweifelt, ob das selber Denken und auch Tun hier angestrebt wird, und trotz der „Schweinebucht“ bleibt so ein Unbehagen. Auch in Havanna: der Platz der Revolution, das Denkmal. Von Jose Martí, Parolen und ein Bild von Che Guevara auf den Häuserwänden, als wir ihn sehen menschenleer und weit, er hinterlässt ein zwiespältiges Gefühl. Hier versammeln sich die Massen und lauschen Fidel Castros vielstündigen Reden. Ernesto Cardenal berichtet am Schluss des Buchers von seiner Cuba-Reise über 25 Seiten hinweg von einer solchen Rede vor einer halben Million Menschen, die sich schon Stunden vorher auf dem Platz versammeln. Er charakterisiert die dreistündige, also kurze Rede am Tag der Revolution als „Unterricht“, als Rede die improvisiert und spontan wirke, ohne oratorische Effekthascherei“, die keinen Beifall suche, keine demagogischen

Tricks verwende, und er beschreibt, wie die Menschen in der Menge sich verhalten, nicht manisch applaudieren, zeitweilig nicht zuhören, miteinander sprechen, dann wieder zu Beifallsstürmen hingerissen werden usw.^{xviii} Aber dennoch beschleicht mich auf dem leeren Platz ein zwiespältiges Gefühl: Vielleicht muss man eine solche Rede gehört haben, um eine Inszenierung auszuschließen, die umschlagen kann in populistische Verführung und in jene Dialektik von Masse und Macht, von der Elias Canetti geschrieben hat. Und jedenfalls, so denke ich, muss es zum Zeitpunkt dieser Reden auch schon wieder um die Durchsetzung einer neuen Herrschaftsordnung gegangen sein, die sich in wichtigen Teilen in einem hinter diesen großen öffentlichen Reden verborgenen gesellschaftlichen Raum vollzogen hat. Gleichwohl, auch heute nach Fidel Castros Tod wird man über Cuba nicht sagen können, was Ernesto Cardenal über das Nicaragua Daniel Ortegas sagt, dass nämlich „die Revolution eine sehr schöne Sache war, die Ortega nach und nach abgeschafft hat“ und dass „wir fast wieder da (stehen), wo wir angefangen haben.“ Mein Bild damals, geschärft durch den schon gründlich ernüchterten Blick auf den Realsozialismus war vermutlich realistisch, weil ich die Ambivalenzen gesehen und verspürt habe.

Kuba 1976

*Eine Reise, um in's Herz unserer Träume zu schauen.
Lange gleitet der Flieger über das grüne Land,
überflogene Schulen, erste Zeichen der Freiheit
zu lernen, zu wissen, das eigene Feld zu bebauen.*

*Am Weihnachtsabend von Atlantikwellen getragen,
einen Daiquiri geschlürft unter Palmen am Strand,
die Montechristo, verträumt-blaue Nebelschwaden,
Sozialismus in der Karibik, auf Land und Leute gespannt.*

*Auf Straßen und Plätzen, oft ganz zufällig getroffen,
in der Schule oder im Garten sitzend, vor ihrem Haus,
sie schienen fast glücklich, waren freundlich und offen,
sie luden uns ein, erzählten und sie fragten uns aus.*

*Der alte Barkeeper, zu stolz als dass er ein Trinkgeld nähm',
in einer Bar, wo die Zeiten merkwürdig steh'n und vergehn,
als tränk' Hemingway seinen Cocktail, hier unter diesen Leuten,
er stand uns für Vergangenheit, für Zukunft, für Möglichkeiten.*

*Öfters meinten wir so, dass wir hier Neues fänden,
noch nicht stranguliert von staatlicher Bürokratie
und nicht mehr ausgebeutet von der United Fruit Company,
Gegenwart, Zukunft und Hoffnung unter Palmen an Stränden.*

*Ach, noch nicht geronnen die Träume zu Gestalt und Enttäuschung.
Doch vorm Museum die Granma, auf dem Trock'nen, ihre Fahrt liegt weit,
drinnen Che's Bilder, und auf den Plätzen Ikonen. Die Revolution:
ausgezahlt im Alltag mit kleiner Münze, schon zerrieben im Malstrom der Zeit?*

*Auf dem Rückflug die dänischen Pioniere, Erntehelfer im Zuckerrohr,
sangen Arbeiterlieder, träumten verspätete Träume und saßen ihr Bier.
Von Schweiß, Rum, alten Träumen auch blind, allzu leicht tumber Tor,
Glückliche Steinträger, die unter uns und wir im Flugzeug, auch wir.*

Moskau, das dritte Rom, sah ich ein Jahr später nur als abweisendes, kaltes Zentrum einer schon lange verfallenden Macht, glänzend nur in den Sälen und Kirchen des Kremls und in den tief verborgenen Palästen der Untergrundbahn, sicher nie so gebaut und in Besitz genommen vom Volk, wie Brecht dies beschrieb in seinem Gedicht. Auf der Fahrt vom Flughafen zur Stadt kamen wir an der Stelle vorbei, bis zu der die Reichswehr 1941 vorgestoßen war, ehe sie in der Winterschlacht zurückgeworfen wurde. Und dieser Krieg lag damals noch nicht viel länger als eine Generation zurück. Es war nicht ganz leicht, als Deutscher hierher zu reisen. Unser Reiseprogramm war touristisch. Aber die Eindrücke blieben durchmischt. Der Kreml repräsentierte Geschichte und Macht, das Kaufhaus GUM auf der anderen Seite des Roten Platzes die Konsumfreuden eines lange verschwundenen Adels und Großbürgertums – und eher bescheidene Lebensverhältnisse nun. Nicht nur die Museen wirkten museal. Doch der Besuch des Revolutionsmuseums war auf seine Weise erhellend: die Revolutionsgeschichte, die hier präsentiert wurde, war nicht nur verlogen, sie wirkte tot. Die zahllosen Leninbüsten waren Heiligenbilder, ein Ölgemälde von Leonid Brezhnev, als Politkommissar inmitten einer Gruppe von Soldaten während des Großen Vaterländischen Krieges, mit weit ausholender Geste den Weg zum Siegweisend, stand den Heldenbildern von Mao Zedong in nichts nach – und man fragte sich unwillkürlich, wann die Geschichte es wohl überholt haben und es abgehängt werden würde. Die Sylvesterfeier in unserem Jugendhotel schließlich war schwierig. Ein paar Tische weiter stimmten italienische Jungkommunisten zum Neujahrsgruß „Avanti Popolo“ an, an unserem Tisch konnten wir einige Mitreisende mit Mühe daran hindern, mit der dritten Strophe des Deutschlandliedes zu erwidern.

Leningrad, das heute wieder St. Petersburg heißt, präsentierte sich als im Zentrum wieder hergestellte alte Residenz der Zaren. Hier konnte man sehen, wie Russland seit Peter dem Großen den Anschluss an das moderne Europa, das des aufsteigenden Spätabsolutismus vor der französischen Revolution hergestellt hatte, festgehalten im architektonisch geschlossene Bild einer spätbarocken, zum Teil klassizistischen Stadt im grauen Licht kurzer Januartage, Architektur als „gefrorene Geschichte“. Die Aurora rostete im Hafen, und im Winterpalais - im trostlosen Revolutionsmuseum, das unsere Reiseleiterin dieses Mal am liebsten ausgespart hätte, wurde es täglich aufs neue in einer Art Panoptikum heroisch gestürmt - drängten sich die zahlreichen Bilder großer europäischer Malerei an den Wänden, schöne Bilder, die wenig zur Geltung kamen, manche der älteren sicherlich von Denis Diderot im Auftrag der Zarin Katharina gekauft Die sorgsam restaurierte Innenstadt, an deren Rändern sich graue Betonburgen aufreihen, ließ die Erinnerung an Belagerung, Zerstörung und Aushungerung durch die deutsche Reichswehr und an einen verzweifelten und letztlich siegreichen Widerstand fast verblassen. Die Besichtigung der Peter und Paul Festung war selbstverständlich Teil unseres Programms, ebenso wie die eines der

Sommerschlosser der Zaren vor den Toren der Stadt. Und am letzten Tag gab es dann sogar ein Treffen mit einer Gruppe junger Komsomolzen, man konnte ein wenig diskutieren. Witali erwies sich als Kluger und bemerkenswert offener, auch neugieriger Diskussionspartner; aber das Treffen war so spät gelegt, dass nun auch wirklich gesichert war, dass keiner von uns noch anschließende weitere Treffen hätte vereinbaren können.

Nach dieser Reise drängt sich Heiner Müllers Gedicht „Bilder“, das mich schon auf Cuba produktiv daran hinderte, mich von einigen Traumbildern einfangen zu lassen, massiv auf. Die Totenstarre der „großen Oktoberrevolution“, die hier unübersehbar wurde, lässt sich kaum prägnanter fassen. Und soweit ich mich künstlerisch interessiert, und ein wenig vielleicht auch veranlagt, mit meiner Welt auseinandersetze, tauscht da bisweilen sogar die Frage auf, ob mit ihm „das Schöne das möglichen Ende der Schrecken“ bedeutet, oder aber ob Rainer Maria Rilke da nicht in seinen Duineser Elegien konsequenter im Blick auf unseren „Friedhof der Träume“ ist, wenn er im Schönen nur das „Atemholen vor deren Anfang“ sehen kann. Aber ich entscheide mich gegen die Hoffnungsmüdigkeit. Heiner Müller breitet die Wirklichkeit ungeschönt vor seinen Lesern, oder in seinen Dramen vor seinen Zuschauern aus; aber seine Formulierung lässt noch offen, dass das Kunstschöne Impulse für die Beendigung Der Schrecken in der sozialen Wirklichkeit geben könnte.

Bombay 1987

*Die Halbinsel und die Bucht, die Schöne, am Horizont schwimmen Wolken im Meer,
Unter dem Flugzeug nur noch ein Dampf. Am Terminal Staub und drängende Eile.
Dann das Taxi und um dich die Stadt: Hitze, Schmutz, Bettler und dichter Verkehr.
Zum Taj Mahal fliehst du hin, suchst den Schutz des Palastes, Ruhe für eine Weile.*

*Elend und Reichtum, so fast nicht zu ertragen, in all ihrer Spannung belassen;
Die alten und neuen Paläste, erbaut für Könige erst, heute für der Touristen Strom.
Schmutz, bettelnde Alte und mit ihren großen Augen die Kinder auf diesen Straßen,
Und sicher Sterbende auch. Schnell, vorbei in die Kühle der Lobby, nur rasch davon.*

*Alltägliche gleichmütige Kälte, hier wird sie zwingend, vor dieser Spannung Macht.
Doch Im Glanz und Schmutz dieser Stadt nicht mehr fraglos die Ordnung der Kasten,
Des Abends das Taxi hat seinen Begleiter, Sicherung dem, der noch fröhlich lacht.
Und geübte, erbarmende Kinderblicke, treffen die Reisenden, die vorüberhasten.*

*Eingeladen bist du, gesuchter Experte für Wachstum und für mehr Wirtschaftskraft,
Und stehst nun ratlos im fremden, vermeintlichem Fortschritt abspenstigen Land.
In gespannter Erwartung, doch schon dem Kompass misstrauend der Wissenschaft
Kamst du, und bist nun peinlich betroffen von Hermes' Boten, mit geschäftiger Hand.*

*Diese Manager, Homo Faber in Flügelschuhen, Touristen nur heute am ersten Tag:
Der Hindutempel, Gandhi's Haus, Sehenswürdigkeiten; ein flotter Spruch auch noch
Zu unserer Begleiterin. Besitzergreifend sind sie mit Waren, Dollars, mit harter Mark;
So nicken sie freundlich: Interessant der Gandhi, aber sie kennen Nietzsche doch?*

*Zu Bombay, deutsch-indische Handelskammer, da erstarb mir mein Lächeln.
Unsere Gastgeber, zu unserm Wohlergehen bedienen uns mit freundlichem Blick.
So sah ich die Bucht, die Schöne, so kaum noch das mögliche Ende der Schrecken.
Um Erfahrungen reicher und um Hoffnungen ärmer kehre ich grübelnd zurück.*

Abschied von Fortschrittsmythen – Delhi und Bombay 1987

Das Sahnehäubchen

Delhi und Bombay 1987: Das kleine Gedicht, nach der Reise geschrieben, verdichtet meine damaligen Erfahrungen, wie ich denke, einigermaßen prägnant. 1987: die Reise nach Indien liegt nun fast dreißig Jahre zurück; und Indien, das war für mich damals denkbar weit weg. In meiner Kindheit hatte es Kiplings „Dschungelbuch“ gegeben. Vor allem seine Erzählung von „Rikki-tikki-tavi“, dem kleinen Mungo, der seine Familie vor der Bedrohung durch zwei Kobras rettet, hat es mir damals angetan. Aber meine Phantasiereisen habe ich derzeit doch eher mit Karl May in den Westen der USA unternommen, oder mit Tarzan nach Afrika. Und Hermann Hesses Siddartha, diese Geschichte der Lebensreise eines Bramahnen-Sohnes auf der Suche nach des Lebens Sinn, hat mich später kaum interessiert. Die Bewegung der Hippies ging an mir ziemlich gründlich vorbei. Auch die Asiatischen Weisheitslehren haben mich erst sehr viel später beschäftigt - ein wenig zu Zeiten meiner Auseinandersetzung mit der Philosophie Arthur Schopenhauers gegen Ende der 1990er Jahre

und etwas stärker als mein jüngerer Sohn für sich die Esoterik entdeckt hat -, aber dieses Denken, das am vergeistigten Ende einer lebenslangen Suche im Hier und Jetzt, meditierend in sich versunken, sich selbst als dem Weltganzen ganz und gar zugehörig zu erfahren meint, blieb mir eher fremd, und ein flüchtiges Interesse für Mahatma Gandhi ganz zu Beginn meiner eigenen Politisierung gegen Ende der 1960er Jahre ist damals nie Anlass dazu gewesen, mich mit dessen religiösen Hintergrundüberzeugungen zu beschäftigen, die im Vishnuismus, einer monotheistischen Variante des Hinduismus, und vielleicht auch im Jainismus wurzeln mögen.

Gegen Ende von Hermann Hesses „indischer Dichtung Siddharta“, also auch am Ende der Lebensgeschichte seiner literarischen Figur als einer Suche nach sich selbst, heißt es:

„In dieser Stunde hörte Siddharta auf, mit dem Schicksal zu kämpfen, hörte auf zu leiden. Auf seinem Gesicht blühte die Heiterkeit des Wissens, dem kein Wille mehr entgegensteht, das die Vollendung kennt, das einverstanden ist mit dem Fluss des Geschehens, mit dem Strom des Lebens, voll Mitleid, voll Mitlust, dem Strömen hingegen, der Einheit zugehörig.“

Unsere gesellschaftliche Praxis, in der wir uns unsere menschliche Lebenswelt anverwandeln und sie zugleich immer wieder umgestalten und nicht schicksalhaft erfahren, bleibt so außer Betracht. Dieses Denken, nicht sein Motiv der Suche, sondern sein Antwortversuch darauf, der auf das Versinken in und das Einverstanden-Sein mit einer göttlich durchgeistigten Welt hinausläuft, ist mir fremd. Allerdings ist mir zu Beginn meiner politischen Sozialisation Phillip Valiarampil begegnet. Er stammte aus der kleinen christlichen Minderheit unter der indischen Bevölkerung, wurde indischer Stipendiat der Friedrich Ebert-Stiftung und war gegen Ende der 1960er Jahre Lehrer an der evangelischen Akademie in Loccum. Wir haben nie über sein Herkunftsland gesprochen. Wie erwähnt, das war für mich immer schon weit entfernt; und damals war der US-amerikanische Imperialismus unser Thema. Auf einer Tagung der evangelischen Akademie mit Jürgen Horlemann und Peter Gäng ging es um den Vietnamkrieg, oder wir haben verknüpft mit einer späteren anderen Tagung in kleiner Runde eine ganze Nacht hindurch über unsere Studentenbewegung, die „Rote-Punkt-Aktion“ in Hannover oder auch den Sinn der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit „großer“ Literatur diskutiert. Es blieben einige wenige Begegnungen, eher am Rande meiner damaligen Entwicklung.

Und nun, im Frühjahr 1987 rückte Indien nach einem Besuch von Mr. Pais an der Sozialforschungsstelle Dortmund für mich völlig überraschend in mein Blickfeld. Dabei war ich gerade im Begriff, meinen Blick auf die institutionell verfasste deutsche Arbeitsgesellschaft so gut zu schärfen, dass ich tatsächlich Chancen sah, hier nunmehr wirklich professionell und gut vernetzt in neue anwendungsorientierte Forschungsprojekte einsteigen zu können. Mein erstes großes Forschungsprojekt als Projektleiter, eine Bilanzierung des Mitbestimmungsgesetzes von 1976 lag gerade hinter mir. Und noch weiter zurück lag die Faszination für das Wiedererwachen der Klassenkämpfe in Westeuropa in den 1970ern - und den „blauen Bänden“, die dazu

die ersten Interpretationsfolien versprochen hatten; sie war verblasst. Ich war auf dem Weg zu Konzepten institutioneller Reformen und einer „arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung“. Theoretisch mühten wir uns in meiner Forschungsgruppe mit einigem Erfolg um Anschlussfähigkeit an die Debatten zu soziologischen Grundlagentheorien – eher skeptisch im Ausblick auf die wechselnden akademischen Konjunkturen, zugleich aber auch sicher, dass die alten theoretischen Modelle der der 1970er Jahre nicht so trugen wie erhofft. Der alte Dreiklang von „Arbeit-Fortschritt-Glück“ stand in Frage, aber dass wir fortschreiten könnten zu besseren sozialen Verhältnissen, die Überzeugung, dass das möglich sei, war noch ziemlich unerschüttert. Wir wähten uns auf der Seite so gedachten Fortschreitens. Dem wollten wir im Blick auf die deutschen Verhältnisse weiter zuarbeiten mit den bescheidenen Möglichkeiten unserer Wissenschaft.

Und dann besuchte Mr. Pais unser Institut. Er hatte in Deutschland studiert und war nun Direktor des National Labour Office in Delhi. Er war auf Europareise. Er suchte nach Impulsen und Wegen für die Modernisierung seines Landes. Eine frühere Studienkollegin, zuletzt in meinem Projekt an der Sozialforschungsstelle arbeitend, vermittelten den Kontakt, Mr. Pais bat um ein Expertengespräch, und war beeindruckt von unserer Mitbestimmungsbilanz. Indien war als führende Macht unter den „Blockfreien“ noch immer auf der Suche nach einer Art drittem Weg. Dass der zweite, der des Realsozialismus bald in Sackgassen enden würde, ahnten noch kaum dessen professionelle Beobachter im Westen. Die deutsche Mitbestimmung hatte also für Indien einen gewissen programmatischen Rang. Der Modernisierungsdruck war groß, die späteren „Tigerstaaten“ im fernen Osten setzten schon an zum Modernisierungssprung. Für mich ergab sich eine glückliche Konstellation. Die Einladung zu einer Reise zu zwei Tagungen in Delhi und Bombay, das damals noch so hieß, wurden zum „Sahnehäubchen“ auf ein erfolgreich abgeschlossenes Forschungsprojekt. Und wenn für eine meiner Reisen gilt, dass Reisen bildet, dann für diese. Ich bereitete mich gut auf diese Reise vor. Ich wollte die Chance nutzen um zu lernen. Ich rechnete nicht mit allzu viel Nützlichem in meinem Angebot. Ich hatte mich, zu Indien lesend, mit Skepsis gewappnet. Ich kehrte grübelnd zurück.

Experten für Wachstum und Wirtschaftskraft?

Wir kommen, nach indischer Zeit, nachts um 2.30 Uhr in Delhi an. Im Flughafengebäude wimmelt es. Recht wenige Inder sehe ich unter den Menschen. Viele Maschinen aus Europa treffen um diese Zeit ein. Die Abfertigung an der Passkontrolle erfolgt unbürokratisch. Zwei oder drei Beamte sind mit uns Passagieren aus Frankfurt befasst. Es geht recht flott voran. Der Engpass taucht erst bei der Gepäckausgabe auf. Vor dem Flughafengebäude drängeln sich die Gepäckträger, darunter auch Kinder, um ein Trinkgeld zu ergattern. Der Chauffeur der Friedrich-Ebert-Stiftung erwartet uns. Er steht da wie mit dem sprichwörtlichen Lineal im Kreuz. Man denkt sofort: der war lange beim indischen Militär, und ja Oknar Nath, so heißt unser Fahrer in dieser ersten Woche, ist dort Unteroffizier gewesen. Er händigt meinem Begleiter und

mir unsere Reiseunterlagen aus, gibt uns erste Hinweise zum Programm der kommenden Tage, ein paar Dokumente und das Geld, das die Stiftung uns für diese Zeit zur Verfügung stellt. Dann fährt er uns zu unserem Hotel.

Der internationale Flughafen liegt etwa zwanzig Kilometer von Neu-Dehli entfernt. Die Straßen sind gut ausgebaut, zumeist vierspurig. Erst flaches Land, dann Wohnhäuser in einem der offenbar besseren Viertel der Stadt.. Nur zweimal auf dem Weg sehen wir einige Menschen am Straßenrand, die unter freiem Himmel übernachten. Schließlich nähern wir uns dem Zentrum der Stadt. Privatvillen, Hotelpaläste und offizielle Bauten wechseln einander ab. Nicht nur die Villen verstecken sich hinter hohen Hecken und großen Vorgärten. Als wir das Präsidentenpalais passieren, sehen wir Polizeisperren an beiden Seiten der Straße. Doch wir werden nicht kontrolliert. Der Jahrestag des Attentats auf Indra Gandhi liege ziemlich genau zwei Jahre zurück, merkt unser Fahrer an. Ich erinnere mich, dass damals von bürgerkriegsähnlichen Zuständen berichtet wurde.

Das Taj Mahal, 5-Sterne-Hotel der Luxusklasse, ragt hoch vor uns auf. Es ist ein modernes Hochhaus, kein Palast aus der Zeit der Jahrhundertwende wie in Bombay, aber wir sind am besten Platz. Am Eingang grüßt ein hochgewachsener Inder in bunter Uniform. Sein mächtiger Turban lässt ihn noch größer erscheinen, als er ohnehin ist. In der weiten Hotelhalle ist viel Personal unterwegs. Reinigungskräfte sind eifrig an der Arbeit. Viele Touristen treffen zusammen mit uns ein. Zwar hat unser Weg vom Flughafen hierher uns kaum an Orten vorbeigeführt, die einen ersten Eindruck von den Lebensumständen der Menschen aus dem Volk hätten vermitteln können, aber ein Eindruck beschleicht uns sofort: hier haben wir eine Enklave betreten. Wir sind auf einer Insel angekommen. Und diese Empfindung wird im Laufe der Reise noch sehr viel stärker ausgeprägt – zusammen mit dem Gedanken, dass man diese Inseln braucht. Die Widersprüche dieses Landes, sie wären sonst schwer auszuhalten.

Beim Einchecken gibt es Probleme, ähnlich wie bei der Ankunft in Bombay eine Woche später. Unser Fahrer versichert, unsere Zimmer seien ordnungsgemäß gebucht, und er hat die Buchungsunterlagen dabei. Aber der Empfangschef kann keine Vormerkungen finden. Also hat er keine Zimmer frei. Mitten in der Nacht lässt sich das nicht klären. Mit vielen Entschuldigungen bringt Oknar uns zu einem, anderen Hotel. Auch das ist imposant. Aber es hat nur vier Sterne. Leider, leider müssten wir uns für eine Nacht damit bescheiden. Doch wir sind nur müde, und Zimmer und Betten sind gut. Kurz nach dem Frühstück ist Oknar wieder da, Er lächelt zufrieden. Jetzt sei alles geklärt. Wir checken nun bei den fünf Sternen ein, haben am Tag viel Zeit, uns von der Reise zu erholen und uns ein wenig umzusehen. Gegen Abend werden dann wieder abgeholt. Herr B. Leiter der Stiftung lädt uns zum Essen ein, im Top-Restaurant des zweiten Fünf-Sterne-Hotels am Platz. Das Essen ist vorzüglich. Wir machen uns wechselseitig miteinander bekannt. B. ist schon lange im Geschäft, war mehrere Jahre in einem afrikanischen Entwicklungsland. Es sei in Indien prinzipiell nicht anders, aber alles sei besonders schmutzig hier. Er erzählt ein wenig von seiner

Arbeit und informiert über unser touristisches Programm der ersten Woche in Delhi. Vor allem aber stimmt er uns auf die Tagung am nächsten Tag ein. Wir, mein Begleiter, Christian H. als Mann der Praxis, Justitiar der Ruhrkohle AG, und ich als Wissenschaftler, Experte für Gewerkschaften und Mitbestimmung, sollten uns auf knappe Referate einstellen, nicht länger als zehn Minuten reden. Manager, Gewerkschafter und einige indische Wissenschaftler würden zugegen sein, vielleicht dreißig Personen insgesamt. Es werde vielleicht sechs bis acht Referate mit anschließender Diskussion geben. Der Arbeitsminister selbst werde zu Beginn zugegen sein und die Tagung eröffnen. Mr. Pais, Chef des indischen Labour Office, einer Art Pedant der Arbeiterkammer, wie es sie in Deutschland nur im Saarland gibt, strukturiere solche Tagungen sehr straff. Wir sollen die Tagungsteilnehmer von den Vorzügen der deutschen Mitbestimmung überzeugen. Und offenbar ist uns da, so betont nun B. eine Art Arbeitsteilung zugeordnet. Mein Begleiter, der Praktiker, solle deren ökonomische Effizienz unterstreichen, ich, der Wissenschaftler, ihre Vereinbarkeit mit der gewerkschaftlichen Tarifautonomie. Das Referat, das ich im Gepäck habe ist auf eine halbe Stunde angelegt. Die Tagung in Delhi findet am folgenden Tag statt. Einige Expertengespräche und das touristische Programm schließen sich dann an den folgenden Tagen dort an. Schon während des Essens kreisen meine Gedanken um die Frage, wie ich aus dem fertigen Text einen Kurzvortrag machen kann. Ein, zwei Stunden meiner Nachtruhe wird mich das sicher kosten.

Die Tagung am nächsten Tag ist eindrucksvoll. Der Minister eröffnet mit einer kurzen Rede. Nach Einschätzung von B. hält er sie unvorbereitet und aus dem Handgelenk. Es ist eine Art Rundumschlag. Modernisierung des Landes ist das Thema. Um Mitbestimmung oder Partizipation und die dazu seit mindestens einem Jahrzehnt im Lande geführte Debatte geht es nur ganz am Rande. Die Kernthese lautet vielmehr: Wozu brauchen wir die vielen verschiedenen Papiere zu diesem Thema, wo es doch in Wahrheit allein um eine schlichte Frage geht, für die wir in Indien scheinbar keine praktikable Lösung finden können: Wie erreichen wir eine durchschlagende Steigerung unserer ökonomischen Effizienz? Die Vergleichsmaßstäbe hierfür findet der Minister bei den Asiatischen Nachbarn, in China und in Südkorea. Und er hält sich da weniger bei ökonomischen Fragen auf. Die Erfolge dieser Länder bei den jüngsten Asienspielen sind sein etwas polemisches Argument. China holt dreißig Goldmedaillen, Indien nicht eine. Es folgt eine knappe Begrüßung durch B. als Mitveranstalter. Sein Englisch, breiter Berliner Dialekt und keine Rücksicht auf die englische Grammatik, ist jedenfalls vokabelfest – und für mich beruhigend. Da halte ich noch locker mit.

Dann führt Mr. Pais in das Thema der Tagung ein. Nach der Rede des Ministers hält er sich inhaltlich zurück. Das wird erst in Bombay anders. Da moderiert er nicht, mehr oder weniger formal, da will er erkennbar etwas bewegen. Er fragt gezielt, will mit Argumenten überzeugen, spitzt die Debatten zu. Leger gekleidet, inhaltlich bei seinem Thema, erinnert er da fast an einen Bildungsreferenten hier bei uns. Ihm geht's um Partizipation und Mitbestimmung. Es streicht heraus, was das aus seiner Sicht bedeutet: im Hinblick darauf, Interessen überschreitend, gemeinsam Ziele zu errei-

chen. Die Effizienz, die Modernisierung seines Landes ist auch hier der Punkt. Als Modernisierer kämpft Mr. Pais dafür, schildert die Professionalität von Gewerkschaften, wie er sie in Europa erlebt hat, den ökonomischen Sachverstand, dort und bei den Interessenvertretern in Betrieb und Unternehmen. Berichtet, immer im Vergleich zu Indien, über die hohe Qualifikation der Arbeitenden, über den Stellenwert, den Weiterbildung in den Unternehmen hat. Geradezu beschämt sei er gewesen, als er nach Indien zurückkehrte und den Kontrast ganz sinnlich neu vor Augen hatte. Da also, eine Woche später kämpft er, hier nutzt er seine starke Position so nicht. Er steuert den Verlauf der Tagung, die der Minister schon sehr bald verlässt, wird aber auch danach nur selten inhaltlich. Zwar strukturiert er die Diskussion gelegentlich massiv, entzieht maßgeblichen Arbeitgeberrepräsentanten oder auch Gewerkschaftern durchaus auch mal das Wort, wenn die von seinen Vorgaben abzuweichen versuchen, und er achtet darauf, dass die Zeitvorgaben für die Referate eingehalten werden. Aber der Eindruck, der sich aufdrängt ist: er zieht die Tagung durch. Nach dem Kontrast in Bombay blieb die Frage nach den Gründen: die Tagesform, die Rolle des Ministers, Teilnehmer, die er kannte, wo er wusste, ob die Mühe lohnt? Fragen, die sich nicht klären ließen.

In Bombay sind wir nun auf die Moderation von Mr. Pais gut vorbereitet. Wir referieren knapp und pointiert. Die anderen Referate, Praxisberichte wie wissenschaftliche Inputs, sind informativ, jedenfalls für uns. Sprachlich freilich ist die Sache nicht ganz einfach. Das Cockney-English der Gewerkschafter bereitet manche Schwierigkeiten. Dafür bekomme ich in der Pause Lob für mein „exzellentes“ Oxford-English. Dass mir so manche Vokabeln fehlen, um allen Feinheiten der Argumentation der Anwesenden zu folgen, fällt zum Glück nicht auf. Die wissenschaftlichen Vorträge haben gutes Niveau. Wir lernen viel über dies fremde Land. Der indische Manager, dessen Statements mir am lebendigsten in Erinnerung blieben verdient besondere Erwähnung. Die Firma, aus der er kommt; ist Tochter eines japanischen Konzerns. Er verfißt vehement den japanischen Führungsstil - im Grunde schon einen Vorläufer des Toyota-Modells, das bald die wissenschaftlichen Debatten beherrschen wird. Auch sein Erscheinungsbild, beginnend mit der Frisur, wirkt japanisch und nicht indisch. Die Deutsche Mitbestimmung erscheint dagegen etwas altbacken.

In den lebhaften Diskussionen wird deutlich: Die indischen Gewerkschaften, immer reine Blue-Collar-Organisationen, haben im „organisierten Sektor“ insgesamt vielleicht 25 Millionen Mitglieder. Sie vertreten, im Verhältnis zu den Tagelöhnern aus den Slums und der Landbevölkerung im Grunde eine privilegierte Schicht. Sie sind zersplittert: nach politischen Richtungen, Branchen auch nationalen Unterschieden in diesem riesigen Land mit 15 anerkannten nationalen Sprachen. Und sie sind kaum demokratisch aufgebaut. Das Kastensystem hindert daran. Die Gewerkschaftsfunktionäre auf dieser Tagung erscheinen vom Typus her nicht zufällig ziemlich intellektuell. Sie entstammen den gleichen Bramahnenkasten wie ihre Gegenüber in Management und Arbeitgeberverbänden. Hier begegnen sich also Gleiche, und die Gewerkschafter sind dabei nur bedingt die aus deren Mitte kommenden Repräsentanten ihrer Klientel. Das Kastenwesen steht auch der Organisation der Angestellten entge-

gen. Sie gehören anderen Kasten an, werden dem Middle-Management zugerechnet, sind für Arbeitergewerkschaften schlicht unerreichbar. Und am Rande gibt es Hinweise darauf, dass das Kastenwesen auch in den Unternehmen nicht unwesentlich zur Komplizierung von Entscheidungsprozessen führt. Nimmt man dann noch das spezifische Tarifvertragssystem hinzu – nach englischem Muster von Berufsgewerkschaften ausgeprägt, nur nochmals ungleich dezentraler, tausende von Tarifverträgen, zwischengewerkschaftliche Konkurrenz -, dann wird vollends unerfindlich, wie hier Mitbestimmung funktionieren können soll. Für die Überwindung von Effizienzproblemen, die dem Minister auf den Nägeln brennen, werden kaum Ansatzpunkte sichtbar, ob nun mit Mitbestimmung oder ohne sie. Die Widerstände dagegen bestimmen nach meinem Eindruck die Diskussion.

Die Schwerkraft der Tradition

Das weitere Programm in Delhi ist zweigeteilt. Es gibt Gespräche mit Experten, Gewerkschaftern und einem Unternehmer, und im Arbeitsministerium, und danach folgt ein touristisches Programm. Am ersten der folgenden Abende sind wir bei Herrn von Brüning eingeladen, dem Sozialattaché der deutschen Botschaft. Seine Begrüßungsworte bestätigen die Skepsis, die uns spätestens auf der Tagung beschlichen hat: „So so, sie haben also über Mitbestimmung referiert. Ja, das ist hier Programm, aber auch das wird hier nicht funktionieren“. Er selbst habe im letzten Jahr allein 24 Mal vor Gewerkschaftern über Mitbestimmung referiert. Der Abend ist angenehm, und wir erfahren viel aus erster Hand. Das Kastensystem, so erzählt er, sei seit der Unabhängigkeit des Landes qua Gesetz abgeschafft. Aber es sei in der Religion viel zu tief verankert, um nicht überall wirksam zu sein. Das sei der tiefere Grund dafür, dass hauptamtliche Gewerkschaftssekretäre von außen rekrutiert würden. Einen treffen wir am Tag darauf. Er war Stipendiat der Stiftung, und er kennt aus dieser Zeit auch Phillip Variaparampil. Der sei allerdings etwas stark nach links abgedriftet, meint er – die Welt ist klein, denke ich. Unser Gesprächspartner wurde hier in Indien Gewerkschaftssekretär und später Unternehmer. In seiner Firma verarbeiten Beschäftigte aus der Kaste der Unberührbaren Leder. Sein Blick auf sein Land ist kritisch, zugleich aber überraschend fatalistisch. Die Menschen auf dem Land seien arm, aber sie seien glücklich. Deshalb gelte es, sorgsam mit den Strukturen umzugehen, in denen sie lebten. Doch leider sei deren Zerstörung in Teilen unvermeidlich.^{xix}Aber wir vertiefen die Diskussion zu solchen Fragen nach Entwicklungsperspektiven in diesem Gespräch nicht weiter. Ich kann daher nicht beurteilen, ob dieser Inder noch Momente des Entwicklungsmodells im Kopf hat, das Mahatma Gandhi zu Zeiten der Unabhängigkeit des Landes vorgeschwebt haben muss^{xx} – und wie er womöglich dessen Konzept der „Dorfrepubliken“ als „erleuchteter Form des Anarchismus“ das Gandhi aus seiner Kritik an Kapitalismus wie Sozialismus heraus und vor dem Hintergrund seiner religiös geprägten Sicht auf den Menschen mit dem Ziel religiöser Toleranz sowie einer Überwindung des Kastenwesens verfolgt hat,^{xxi} mit den damals in Indien verfolgten Modernisierungskonzepten verknüpfen wollte.

Von Brüning nennt nun einen Abend später plastische Beispiele für die ungebrochene Bedeutung des Kastenwesens mit seinen vielfältigen Abstufungen innerhalb der fünf Hauptkasten: den Fabrikleiter der täglich einen Arbeiter, der den Hof fegt, fast unterwürfig begrüßt, da dieser einer höheren Kaste angehört; das Personal in den 5-Sterne-Hotels, das sich aus Bramahnen rekrutiere, weil indische Gäste sich von Anderen nicht bedienen ließen, und so weiter. Eher anekdotisch sind Beispiele wie das aus dem südindischen Staat Keral, wo noch Reste matriarchaler Strukturen und älterer „eingeborener“ Religionen wirksam seien. Die heilige Kobra auf dem Stuhl eines Fabrikdirektors, die nicht entfernt werden durfte, habe hier zu drei Tagen Produktionsstillstand geführt. Soziologisch beschlagen, Max Weber leitet hier seinen analytischen Blick, führt Brüning aus, dass die anderen Kulturen in Japan und China zusammen mit den dortigen Bedingungen und Erfahrungen agrarischer Produktion ein anderes Arbeitsethos zur Folge hätten. Das sei Industrialisierungsprozessen unter kapitalistischen Vorzeichen eher zugänglich gewesen. In Indien mit seinen ca. achtzig Prozent Hindus sei das völlig anders. Die Religion, der Glaube an die Zyklen der Wiedergeburt präge die Menschen zutiefst. Leistungsorientierung liege da fern. Überdies sei die Masse der Industriearbeiter noch immer eng mit ihren Familien im Dorf verbunden. Wenn ein demagogisch begabter Gewerkschaftsführer, so 1982/83 in der Bombayer Textilindustrie, es schaffe, eine breite Streikbewegung zu entfachen, dann könne ein solcher Streik auch einmal eineinhalb Jahre dauern. Die Leute gingen in ihre Dörfer zurück, kämen vielleicht einmal wieder zu einer großen Versammlung in die Stadt, aber auch die Gewerkschaft bleibe eine ihnen eher äußerliche Organisation. Die Branche aber werfe ein solcher Streik dann massiv zurück.

Zum Umgang mit dem Problem mangelnder Leistungsorientierung nennt er ein weiteres Beispiel: In Bombay verfüge die Niederlassung eines deutschen Chemiekonzerns über eine fachlich hervorragende Forschungsabteilung. Die Spanne in diesem Land reiche eben vom Atomreaktor und der Teilnahme an sowjetischen Weltraumflügen bis zum indischen Dorf in seiner Jahrtausende alten Gestalt. Die Mitarbeiter in der besagten Niederlassung, so ihr Leiter, arbeiteten wissenschaftlich exzellent, hätten aber keinen Blick für die Umsetzung von Forschungsergebnissen in ökonomisch verwertbares Wissen. Der Konzern bemühe sich das Problem dadurch in den Griff zu bekommen, dass er einzelne Mitarbeiter jeweils für mehrere Jahre in deutsche Forschungszentren versetze. Danach zurückgekehrt könnten sie dann für eine allmähliche Veränderung im Sinne wirtschaftlicher Effizienz sorgen.

Im Blick auf Einkommenssituation und die Verteilung des Reichtums im Land sind von Brünings Ausführungen erhellend. Das durchschnittliche Jahreseinkommen beträgt, laut Reiseführer, knapp 800 Rupien, also etwa 130 DM. Dahinter steht, dass auf dem Lande, wo knapp 80 Prozent der Bevölkerung leben, noch immer Naturalwirtschaft herrscht. In der Industrie, also im organisierten Sektor mit seinen etwa 25 Millionen Beschäftigten, verdiene ein Facharbeiter ca. 2000 Rupien monatlich. Ein Professor mit vielleicht 2.400 Rupien sei auf Nebeneinnahmen angewiesen – sei es im Dienst der Industrie, sei es bei der Regierung. Seine beiden Bediensteten, ein Koch und ein Hausdiener bekämen 800 Rupien im Monat. Die Arbeit könne im Grun-

de locker einer allein erledigen, aber das Kastenwesen stünde dagegen: Nie und nimmer übernehme der Koch Reinigungsarbeiten und umgekehrt. Beide lebten nahe dem Haus, einer kleinen Villa in einem Diplomatenviertel. Die Hälfte des Monatslohns schickten beide an ihre Familien unten im Süden des Landes. Etwa alle zwei Jahre besuchten sie dort für vier Wochen Frau und Kinder. Besonders eindrucksvoll sind die Spannen zwischen Arm und Reich. Ein Vier-Zimmer-Appartement in einem Hochhaus in Bombay bekomme man nicht unter 35.000 Rupien im Monat. Die Preise seien höher als in New York. Eine kleine Oberschicht verfüge über entsprechende Einkommen. Z.B. gebe es derzeit einen Binnenmarkt für Privatflugzeuge, der ungesättigt sei. Und trotz der niedrigen Durchschnittseinkommen gebe es überhaupt einen riesigen Binnenmarkt. Z. T. geschützt von Weltmarktkonkurrenz produziere die indische Industrie dafür.

Für mich als Beobachter von außen sind es nicht diese Gegensätze, die überraschen. Ich nehme sie sehr schnell sinnlich wahr. Frappierend ist schon eher, dass daraus kein explosives Gemisch entsteht. Aber auch hier kommt wieder, so Brüning weiter, wieder die Religion ins Spiel: Das Kastensystem setzte die Regeln. Jeder lebe so unter vorgegebenen Bedingungen – und eben im Ergebnis seines vorherigen Lebens besser oder schlechter. Es gebe wenig Übergriffe. Sicher, man könne täglich in der Zeitung auch über Zwischenfälle lesen, bei denen es Tote gegeben habe – in Delhi oder einer anderen Stadt. Auch hielten sich viele Villenbesitzer Privatwächter, aber es geschehe letztlich wenig. Und wenn, dann böten diese Wächter wenig Schutz. Er jedenfalls habe keinen. Sein Schutz bestehe darin, dass es in seinem Haus keine Wertgegenstände, insbesondere High-Tech-Geräte, gebe. Das spreche sich dank der beiden Bediensteten herum, und so habe niemand Anlass bei ihm einzubrechen. Auch von Brünings Kredo lautet. Man dürfe bestehende Strukturen möglichst nicht zerstören. Aber zugleich sieht er einen Hebel für denkbare allmähliche positive Entwicklungen in Impulsen aus den hochentwickelten Industrieländern.

Dann berichtet er über eigene empirische Studien aus den bislang vier Jahren seines Indienaufenthalts. Sie bestätigen die skeptischen Kernthesen aus Uwe Hörings Buch über „Indien nach Gandhi, eine Gesellschaft im Aufbruch“, aber sie schaffen, noch bedrückender, ein plastischeres Bild des Elends. Sie verweisen auf Sackgassen. Eine Panelbefragung in einem indischen Dorf - 250 Kilometer von Delhi entfernt, Einflüsse durch die Nähe der Metropole seien nicht mehr zu erwarten - zeige Veränderungen der Lebenssituation. Die Einkommen seien gesunken, aber es gebe eine neue Schule im Dorf. Das Problem der Familienplanung hat ihn intensiv beschäftigt.^{xxii} Er sieht keine Ansätze für Erfolge. Allenfalls der abgebrochene Versuch von Indira Gandhis zweitem Sohn, Veränderungen durch Zwangssterilisationen zu erzwingen wäre aussichtsreich gewesen. Entscheidend sei, dass die Söhne die Altersversorgung der Familien auf dem Lande sicherten. Da einer vorzeitig sterben könne, brauche man wenigstens zwei. Da nicht nur Söhne geboren werden – auch wenn noch immer neugeborene Mädchen getötet würden, weil sie mehr kosteten als ein Sohn erbringen könne – ist die Kinderzahl hoch. Die Regierung habe nun versucht, Familienberatung durchzuführen. Man habe jeweils einen Mann und eine Frau über

die Dörfer geschickt, dabei aber die Moralvorstellungen im Lande nicht bedacht. Er denke 99% aller Frauen im Lande gingen als Jungfrauen in die Ehe. Also müsse bei einem unverheirateten Pärchen, das über die Dörfer zieht, die Frau von vorneherein als Hure gelten. Ein Schlag ins Wasser also. Man habe weiterhin versucht, kostenlos Kondome zu verteilen. Doch auf dem Dorf gibt es keine Müllabfuhr. Wirfst du sie gebraucht aus dem Fenster, kennen die Nachbarn dein Sexualleben. Also benutzten die Kinder sie als Luftballons. Es ändere sich nichts. So drängten in Indien jährlich etwa fünf Millionen Menschen neu auf den Arbeitsmarkt, verließen also ihre Dörfer, kehrten später vielleicht aus den Slums in sie zurück. Er habe es ausgerechnet: man benötige die Hälfte des jährlichen indischen Bruttozialprodukts, wolle man für alle diese Menschen auch nur wenig kapitalintensive Arbeitsplätze schaffen – bei 20.000 DM pro Arbeitsplatz.

Es folgen die Expertengespräche an den nächsten Tagen. Der Empfang bei den Gewerkschaften ist höflich, die Gespräche eher oberflächlich, aber die Eindrücke sind aufschlussreich. Bei der kleineren sozialistischen Gewerkschaft, der MHS, wirken die Räumlichkeiten ein wenig wie bei uns in den 1970er Jahren in der Verwaltungsstelle einer kleineren Gewerkschaft im großen DGB – aber natürlich indischer: etwas kärglich, sehr lange schon nicht renoviert. Unsere Gesprächspartner sind interessiert. Sie haben wenig Zeit, aber sie stellen einige gezielte Fragen. Zwei der drei sind Frauen. Die großen Probleme des Landes bei der Emanzipation der Frau, rücken so etwas mehr ins Licht unserer Aufmerksamkeit. Beiden ist hier Problembewusstsein anzumerken – und auch Stolz auf ihre hart erkämpfte Position. Bei der größeren INTUC, die MHS ist eine Abspaltung von ihr, ist alles abgeklärt. Die Funktionäre wirken etabliert, während man bei der MHS den Eindruck hat, dass sie was bewegen wollen. Die Atmosphäre in den Räumen atmet Teilhabe an Macht. Man kennt die Machtstrukturen in den Branchen, in den Unternehmen und im eigenen Apparat, hat seinen Platz darin, mit klar abgesteckten Möglichkeiten. Man kennt auch Besuche wie den Unseren, begrüßt die Gäste höflich, trinkt einen Tee zusammen, hält einen Small-Talk, erwartet im Grunde nichts. Ich ertappe mich dabei, wie ich zu Wohlbekanntem Ähnlichkeiten finde. Denn diese Selbstzufriedenheit über erreichte Teilhabe an Macht – wir können hier nicht erschließen wie weit sie wirklich reicht – erinnert doch fatal an manchen Funktionär der Montanindustrie. Ich kenne das von dort, nicht so durchgängig und vor allem nicht so penetrant wie in diesem Fall. Ein Gefühl von Korruption durch die Beteiligung an Macht, die man in Deutschland wohl nur sehr vereinzelt spürt, ist geradezu mit Händen hier zu greifen.

Dies alles nimmt man atmosphärisch auf. Die Skepsis wächst, und der Besuch im Arbeitsministerium ist kaum geeignet sie ein wenig abzubauen. Delhis Regierungsviertel ist Imposant, weitläufig und geprägt von der Architektur der Macht. Das Arbeitsministerium erscheint in diesem Rahmen von außen repräsentativ. Von innen allerdings ist dieser Eindruck nicht zu halten. Unten in der Eingangshalle hängt ein großes Wandbild. Wir sehen den „Triumph der Arbeit“ in einer indischen Version. Recht muskulöse Männer errichten einen Brunnen. Es ist schwere Arbeit. Die findet auf dem Dorfe statt. Land- nicht Industriearbeiter denkt man. Dann erleben wir des

Arbeitsalltags Niederungen. Die Flure, die wir entlang gehen, machen bisweilen den Eindruck von Dauerbaustellen. Arbeiter tragen Holzbretter durch die Gänge, die irgendwo herausgerissen wurden, wie uns scheint, machen in einer Ecke Pause, unterhalten sich. Vieles wirkt provisorisch. Leitungen über Putz verstärken diesen Eindruck. Es gibt unglaublich viele Leute, die auf den Fluren, vor den Türen stehen. Es scheint, sie warten auf den nächsten Botengang. Schließlich erreichen wir unser Ziel. Das Büro des Joint Secretary des Ministers ist sehr groß. Der Eindruck wird verstärkt, weil es sehr sparsam eingerichtet ist. Auch hier wäre ein frischer Anstrich nicht so schlecht. So wirkt es ein klein wenig wie die Büros der alten Sozialforschungsstelle am Rheinlanddamm zu Beginn der 1970er Jahre, nur eben ungleich größer, fast schon wie dort der Sitzungsraum. Doch der Schreibtisch unseres Gastgebers mit gebogener Front zu uns hin, ist imposant. Vier Stühle für Besucher haben vor ihm Platz.

Der Joint Secretary begrüßt uns freundlich, führt uns zu einer Sitzecke am anderen Ende des Zimmers. Das Gespräch ist angenehm und recht entspannt. Ein Gesetzesentwurf zur indischen Mitbestimmung ist das Thema. Wir haben ihn am, Tag zuvor erhalten. Unsere Meinung als Experten will man hören, doch wir ähneln ja wohl eher den „Artisten in der Zirkuskuppel“. Nach ein paar Büchern vor der Fahrt, der ersten Tagung, dem Sozialattaché, dem Besuch bei zwei Gewerkschaften sind wir eher ratlos. Wir mühen uns gerade darum, unser Bild von diesem Land zu schärfen, und was wir im Gepäck haben, das passt da kaum. Kern des Entwurfs ist die Einrichtung eines dem Arbeitsdirektor nachempfundenen Personalvorstands – nachempfunden, das heißt hier: Ohne gewerkschaftliche Macht im Rücken. Und woher sollte die auch kommen, bei blue-collar-unions, äußerlich sehr britisch, innerlich geprägt von Traditionen Indiens, mehr als zweitausend Jahre alt und tief verankert? Mein Eindruck von der INTUC, frisch und kaum verarbeitet, der ist ernüchternd: eingepasst in Tradition und eher lähmende Strukturen, die Funktionäre eher selbstzufrieden mit ihrem Status und einem Zipfelchen von Macht? Und alles das umweht von dem Geruch, im Zweifel auch gekauft zu sein. Die Manager auf unserer Tagung dem hingegen eher schon dynamisch. Die Modernisierung, vielleicht nicht des Landes, aber seiner Industrie, die kann man von hier vielleicht erwarten – in wie kleinen Schritten auch immer. Und in dem Gesetzesentwurf, der nun vor uns liegt, geht es eher um Beteiligung, Information, nicht um starke Mitbestimmungsrechte. Sie wollen die Gewerkschaften mitnehmen in ihr modernes Indien, und es geht dabei nicht um einen „dritten Weg“. Das alles ist an diesem Tag in meinem Kopf noch ziemlich ungeordnet. Ich bin mir nur in einem sicher: wir beide hier, wir sind Experten für unser Land. Mit uns kann man darüber sprechen, ob das Bild, das andere davon haben, richtig ist. Doch wenn sie hier mit uns darüber sprechen wollen, wie sie aus diesem Bild für die Modernisierung ihres Landes richtige Schlüsse ziehen, dann wissen wir viel weniger als sie. So sind wir denn in unserem Urteil sehr verhalten, doch wir diskutieren lebhaft. Unser Eindruck ist: Wir sind als Gäste da. Zu denen ist man höflich. Vielleicht ist das Gespräch Teil des Programms von Mr. Pais, dient der Unterstreichung seines Gewichts. Am Ende ging's vielleicht erst einmal um das Geld für seine Tagungen, darum unter anderem mit ihnen die Bedeutung des National Labour Office zu unterstreichen. Wir können

da nur spekulieren. Ganz sicher geht es aber in diesem Gespräch nicht darum, ernsthaft einen fertigen Gesetzentwurf zur Diskussion zu stellen. Wie denn auch: der mag schon einen langen Diskussionsprozess hinter sich haben, und wir, die Gäste sind viel zu ahnungslos, was die Bedingungen in diesem Land betrifft. Aber einmal mehr dürfen wir Eindrücke sammeln, und die sind dicht. Wir lernen weiter.

To see the Countryside of India

Das touristische Besichtigungsprogramm beginnt am nächsten Tag in Alt-Delhi. Der indische Ministerpräsident persönlich eröffnet heute ein Volklorefest, das 14 Tage dauern wird. Für uns ist das an diesem Tag nicht gut, denn In der Innenstadt herrscht ein Verkehrschaos. Einige der geplanten Ziele erreichen wir nicht. Aber die Eindrücke aus dem fahrenden, nein meist stehenden Auto heraus, sind eindrucksvoll: Bettler am Straßenrand, schmutzige Einkaufsstraßen, in ihnen zur Straße hin offene Garküchen, fliegende Händler an den touristisch interessanten Punkten, dort auch folkloristische Angebote wie etwa Schlangenbeschwörer. Hie und da stehen Kühe ,am, Straßenrand. Den Verkehrsfluss, sofern man davon heute reden kann, stören sie nicht. An einer anderen Ecke der Stadt trifft man auf die Verheißungen der Moderne: Auf Reklameschildern in grellen Farben wird für Fernseher geworben, einmal auch für Berufsaussichten in der Computerindustrie – der zeitliche Vorlauf für die „Software-Bude der Welt“, die Indien heute ist, war offenbar recht groß^{xxiii} - , in einem Kino läuft der „film of the ideal family fort the ideal family“. Das Gewühl der Menschen und die Vielzahl der Eindrücke sind fast erschlagend. Im Grunde ist man froh, nicht aus dem Auto auszusteigen. An einigen wenigen Punkten. Etwa am Qutb Minar und am Grab des Humayun, es gilt als Vorbild des Taj Mahal, tun wir das aber doch. Bettler sehen wir hier nicht, Doch können uns vor den Souvenirhändlern kaum retten. Trotz Oknars Warnung kaufen wir den einen oder anderen Führer oder eine Postkarte. Und sofort sind wir anderen Verkäufern umlagert. Jeder preist ein ganz besonderes Angebot an. Am Qutb Minar werden Renovierungsarbeiten durchgeführt. In dem über 70 Meter hohen Turm werden unten neue Steine gesetzt. Arbeiter fertigen sie aus größeren Blöcken von Hand. Es scheint, als sei bei der Errichtung dieses Turms im 13. Jahrhundert nicht anders gearbeitet worden.

Abgestuft werden wir dann mit Kontrasten konfrontiert. Der Connaught Place ist ein Einkaufszentrum der oberen Mittel- und der Oberschicht in Delhi. Er hat riesige Ausmaße. Um eine Grünfläche mit vielleicht zweihundert Metern Durchmesser führt eine Ringstraße. An deren Außenseite befinden sich Parkplätze. Daran schließen sich zweigeschossige Geschäftshäuser mit Arkaden an. Man findet hier alles: Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Kleidung, Schmuck, Genusswaren, auch Souvenirs. Da wir nichts kaufen wollen, registrieren wie die Preise nur flüchtig. Ich sehe Hemden ab 150 Rupien aufwärts. Schuhe kosten mehr. Ein schön gearbeitetes Schachspiel aus Holz wird für 1000 Rupien angeboten. Zwischen den Geschäften stehen Kioske, unter den Arkaden hocken Schuhputzer und Bettler. Vielleicht zehnjährige Mädchen mit einem Baby auf dem Arm betteln sehr professionell. Hartnäckig

folgen sie uns. Greift ein Tourist einmal in die Tasche, werden sofort ein halbes Dutzend anderer Bettler aufmerksam. Wir halten uns an Oknars Rat: eine oder zwei Rupien, aber nur an Bettler, die sichtlich nicht arbeitsfähig sind. Davon finden wir hier zwei. Der eine hat verkrüppelte Beine, der andere keine Hände mehr.

Der Tag ist anstrengend. Zurück im Hotel kündigt sich der Offiziersball eines indischen Kavallerie Regiments an. Geladene Gäste in bunten Uniformen stehen und plaudern in der Eingangshalle. Ein Musikchor rückt in Uniformen an. Very English denken wir. Die Parkanlage hinter dem Hotel ist für die Stehparty der Ballgäste reserviert: Büffet im Freien, Musik, Heiterkeit. Wir hingegen suchen Ruhe. Von der Hotelausfahrt gehen wir ein wenig die breite vierspurige Straße hinunter. Keine Autos sind unterwegs. Beidseitig ist die Straße von Bäumen bestanden. Große Villen liegen auf riesigen Grundstücken weit hinter der Umzäunung, von Sträuchern und Bäumen abgeschirmt. Auch Fußgänger treffen wir hier nicht. Aber regelmäßig taucht an den Zugängen aus dem Dunklen eine bewaffnete Wache auf. Einige hundert Meter weiter, schon ein wenig abseits gelegen, entdecken wir eine kleine Hütte. Sie ist stabiler als die, die wir in den Slums noch sehen werden, und sie ist bewohnt. Zurück in meinem Hotelzimmer schalte ich den Fernseher ein. Ich kann zwischen vier Programmen wählen: Sport aus Großbritannien, Actionfilme amerikanischer Machart oder Schnulzen aus der indischen Traumfabrik, dazwischen Werbung. Der Idealfamilie aus der upper middle-class wird Wick Wapurup gegen Erkältungen empfohlen, aparte Unterwäsche kleidet hier auch die indische Frau, und Coca Cola ist weltweit auf dem Markt.

Am nächsten Tag fahren wir von Delhi nach Agra. Dort erwartet uns als Höhepunkt des touristischen Programms das richtige Taj Mahal. Vorher aber will Oknar uns auf gut 200 Kilometern Fahrt „the country side of India“ zeigen. Die Eindrücke dieses Tages sind erneut intensiv, vielfältig und widersprüchlich. Es braucht seine Zeit, sie zu verarbeiten.

Schon in Delhi waren wir unter einer Dunstglocke. Wirklich blauen Himmel sah man nie. Im Industriegürtel am Rande der Stadt wird es schlimmer. Der Smog wird fast unerträglich. Christian sagt später, wenn er sich nach einer Grubenfahrt ausschneuze, sehe sein Taschentuch nicht schwärzer aus als hier. Und der Industriegürtel ist lang gezogen. Wir passieren unter anderem Kraftwerke, eine Reifenfabrik, eine Fabrik von Siemens, eine Brauerei, später weit gestreckte Raffinerieanlagen. Das Rohöl kommt über eine Pipeline von Bombay. Man sieht und riecht den Schmutz. Und man sieht Bilder einer durch die Industrie brutal verunstalteten Natur. Die Industrieanlagen wuchern hier wie rücksichtslose Eindringlinge. Wohnhäuser sieht man kaum. Sie liegen wohl weiter entfernt. Dann kommt der Slumgürtel – schlimmer noch als der, den wir später in Bombay sehen werden. Die kümmerlichsten Behausungen stehen beiderseits der Ausfallstraße. Alles starrt vor Dreck. Es ist vielleicht 6.00 Uhr früh. Die Menschen stehen auf, nein sie kriechen aus ihren Löchern. Manche verrichten ihre Notdurft am Straßenrand. Andere drängen sich vor den LKWs an einigen Sammelstellen in der Hoffnung, an diesem Sonntag ihre Arbeitskraft verdingen zu können.

Dann, nach den Slums endlich weit gedehnte Landschaften, the country side of India. Wir atmen durch und haben erst einmal keinen rechten Blick für die Landschaft. Auf halber Strecke erreichen wir einen Touristenhalt. Durch hohe Büsche von der vierspurigen, stark befahrenen Strecke abgeschirmt erreicht man breite Kieselwege. Vorbei an gepflegtem englischem Rasen erreichen wir das Rasthaus. Vor dem Gebäude sieht man einen Mann mit einem Tanzbären und einen Elefanten, bunt geschmückt, Es gibt Sandwiches und Tee, very English irgendwie. Und man ist wieder auf einer dieser Inseln.

Kurz nach der Rast verlassen wir die Nationalstraße. Über verschiedene asphaltierte Parallelstraßen passieren wir mehrere indische Dörfer. Wir fahren durch flaches fruchtbares Land nahe dem Oberlauf eines Nebenflusses des Ganges. Die Landschaft wirkt auf mich harmonisch und ästhetisch schön. Viele Häuser in den Dörfern sind eher kümmerlich, fügen sich aber malerisch in das Landschaftsbild. Die wohlhabenden Bramahnen zeigen einen relativen Wohlstand mit bunten Hausfassaden. Am Dorfrand stehen die schäbigsten Hütten. Hier wohnen die Unberührbaren, die den Dorfbrunnen nicht benutzen dürfen. Sie müssen sich ihr Wasser von der Tränke holen. Wir begegnen einer weithin ungebrochenen sehr alten Tradition. Mahatma Gandhis Vision der Harijam Ashram Gemeinschaft mag man sich hieran anknüpfend vorstellen können, aber sie ist nie hier angekommen. Dies scheinen geschlossene Dorfgemeinschaften zu sein, in denen jegliche Veränderung schwer vorankommt. Die Menschen auf den Wegen schauen fröhlich zu uns herüber, schwatzen miteinander, sitzen auf dem Dorfplatz oder gehen ihrer Arbeit nach. Wir sehen wie Hirse gedroschen wird – vermutlich so, wie schon vor 1000 oder 2000 Jahren. Kuhfladen sind an einigen Stellen zum Trocknen ausgestapelt. Als Brenn- oder auch Baumaterial werden sie genutzt. An den Tränken stehen Rinder, vereinzelt auch an den Straßenrändern, wo sie etwas Gras finden. Bisweilen treibt man sie recht unsanft an die Seite. Weiden für die Rinder sieht man nicht. Alle Flächen werden für den Anbau von Getreide, vereinzelt wohl auch Zuckerrohr genutzt. Uwe Hörings Fallstudie über das indische Dorf und die grüne und weiße Revolution hat meinen Blick geschärft. Ich erkenne das Kastensystem in der Anlage der Dörfer, sehe wie die Rinder ihren Platz in den ökologischen Kreisläufen gefunden haben. Aber man sieht auch hie und da den Radfahrer, der in seiner Kanne Milch zu einer Sammelstelle bringt. Am Ende wird sie in Delhi auf den Markt gelangen. Rinderhaltung wird so ganz allmählich attraktiv, aber auch teurer. Wir sehen erste, schwache Zeichen strukturellen Wandels.

Oknar hat unseren Ausflug gut geplant. Wir machen noch einen Abstecher zu dem inzwischen leerstehenden Palast eines Maharadschas. Das Gebäude wirkt etwas renovierungsbedürftig, aber es ist eindrucksvoll. Hier residierte eben einmal ein Fürst. Hier konnte man einst den Reichtum Indiens bewundern. Der Palast liegt an einem kleinen See. Auf den Mauern eines nicht mehr gepflegten Gartens turnen Affen herum. Am Ufer des Sees waschen Frauen ihre Wäsche. Anders als bei dem Tanzbären vor dem Touristen-Stop fühle ich mich hier ein ganz klein wenig an Rudyard Kiplings Dschungelbuch erinnert. Der eher trostlos-traurige Anblick des Tanzbären konnte mir Balu nicht in Erinnerung rufen; aber angesichts der Affen vor die-

sem Maharadscha-Palast kommt mir die Affenhorde der Bandarlogs nun doch in den Sinn – nur dass deren Anführer Akela nirgends zu sehen ist; dass, näher besehen, auch der Dschungel fehlt und der Palast eben noch nicht in Trümmern liegt, über die der Urwald wuchert. Wir können den Palast kurz besichtigen. Die Räume sind imposant, Teile der alten Einrichtung wurden offenbar nicht mitgenommen. Den Prunk jedoch, der hier ganz sicher einmal herrschte, sieht man nun nicht mehr. Geblieben ist so eher das bauliche „Gerüst“ der einstmaligen Pracht der Maharadschas, denen ihr Leben in Luxus und Frieden zu wichtig gewesen ist, als dass sie dem britischen Empire hätten entgetreten wollen. Wir fahren weiter. Agra ist nicht mehr weit. Wir passieren erste etwas größere Ortschaften. Auch hier spielt sich das Leben auf der Straße ab. Hier sieht man aber auch Marktstände. Mit touristischem Scharfblick suchen wir nach Motiven für einen Schnappschuss. Als wir uns Agra nähern, nimmt der Verkehr von neuem zu. Radfahrer, Rikschas und Minitaxen sind unterwegs. An den Sehenswürdigkeiten angekommen - erst bei Fatehpur Sikri, Akbars Palast, dem alten Herrschersitz der Mogule mit seinem Thronsaal seinem Siegestor, einem eindrucksvollen buddhistischen Tempel, dann bei dem Taj Mahal, das sich auf dem langen Weg darauf zu im Wasser spiegelt, treffen wir auf das schon bekannte Getümmel. Wer hier Waren verkauft oder gar Besucher als staatlich anerkannter Führer durch die Sehenswürdigkeiten führt, zählt schon zu den recht gut Verdienenden. Unser Führer durch Satihpur Sikri erhält 25 Rupien für eine halbe Stunde. Laut Oknar ist das ein reeller Preis für einen gut englisch sprechenden Führer. Am Taj Mahal sind die Preise ähnlich – und die Eindrücke überwältigend. Man begreift, dass hier ein Großmogul seine Staatsfinanzen ruiniert hat, als er in 22 Jahren von 20.000 Arbeitern und von Architekten und Künstlern aus aller Welt dieses Grabmal für seine Lieblingsfrau errichten ließ. Oknar hingegen achtet sehr darauf, dass wir unser bescheidenes Geld beisammen halten. Keinesfalls sollen wir bei den fliegenden Händlern kaufen. Er warnt, wo sie geballt zu erwarten sind. Und er legt eine kleine Pause bei einem Laden ein. Hier seien die Preise reell. Dafür nimmt er die 500 Rupien für seine Dienste an diesem Wochenende mit großer Selbstverständlichkeit. Und er vergisst auch nicht, uns zu erinnern, dass er an beiden Tagen Auslagen von etwa 40 Rupien hat. Wir erstatten sie ihm zurück.

Nun, dafür sind wir auf der Rückfahrt auch sicher in Oknars Hand. Ist der Autoverkehr in diesem Land ohnehin ein Kapitel für sich, so übertrifft er auf dieser Rückfahrt alles. Die streckenweise vierspurige Nationalstraße erinnert eher an eine Land- als eine Autostraße. Wir werden nirgends Zeugen eines Unfalls. Aber sensibilisiert von dieser Fahrt lese ich später in der Tageszeitung: in Bombay – mit elf Millionen Menschen, engen Straßen, 36.000 Taxis in der auf einer Halbinsel gedrängten Stadt – gab es siebenhundert Verkehrstote im letzten Jahr. Beruhigend, dass Oknar lebenslang unfallfrei gefahren ist. Doch auf dieser Straße scheint zu gelten: Vorfahrt hat der Stärkere. Und irgendwie ist alles anders. Die ständige Begegnung mit anderen Fahrzeugen erscheint hier nicht als die gewohnte „Versachlichte Gefahrenbegegnung“, bei der man sich auf Regeln und auf das Fahrvermögen des jeweils Anderen verlassen kann. Hier wird rigide in die Straße eingebogen, messerschaft überholt, im letzten Moment ausgewichen. Alles scheint dabei in das Fingerspitzengefühl der Fahrer

verlegt. Außer dem Recht des Stärkeren und der Hupe erkennt man keine Regeln. Und „warte bis es dunkel wird“. Dann kommt die Steigerung. Radfahrer und Fußgänger, die die Straße nutzen, bewegen sich ganz ohne Licht, und manche Räder sind mit sperrigem Gepäck bepackt, das meterweit zur Seite ragt. Autos und Traktoren sollten nach Einbruch der Dämmerung mit Standlicht fahren, später mit Abblendlicht, aber sie tun es nicht. Bei Tempo Vierzig und bei Vollmond mag das angehen. Doch heute scheint kein Mond. Wir haben Glück, wenn ein entgegenkommender Traktorfahrer zwanzig Meter vor uns kurz aufblendet, Oknar überholt so manchen LKW, der kein Rücklicht hat. Selbst Busse, voll besetzt, fahren unbeleuchtet – zumindest was das Rücklicht anbelangt. Und wenn dann ein Gefährt von seitlich auf die Straße schießt - so scheint es, weil man es spät sieht -, kommt einem der Gedanke, dass hier einer kein Problem damit hat, womöglich rasch in sein nächstes Leben zu gleiten. ‚He passed by‘, so heißt es in den Todesanzeigen dieses Landes. Ganz gelegentlich gibt es auch Fahrer, die sich nicht an den Linksverkehr halten. Sarkastisch möchte man sagen: Geisterfahrer sind kein Problem. Man sieht sie nicht. Ich bleibe dennoch einigermaßen entspannt. Aber ich sehe auch nicht wie Christian, der schräg und nicht direkt hinter Oknar sitzt, dass der erkennbar übermüdet ist nach neun Stunden Fahrt. Er hatte, wie wir wissen, wenig Schlaf. Die letzte Nacht musste er infolge einer Erkrankung seiner Frau, er brachte sie ins Krankenhaus, weitgehend durchwachen. Wir müssen Oknar streng anweisen, am nächsten Halt für indische LKWs einen Stop einzulegen und einen Tee zu trinken. Wir hoffen, dass das seine Lebensgeister weckt – und wir können noch einen flüchtigen Eindruck von diesem Halt mitnehmen: Viele LKWs und alle möglichen anderen Gefährte. In der in staubiger Kleidung, die auf Bänken sitzen und ihren Tee trinken, die Wirklichkeit im Kontrast zu der „Insel“ auf der Hinfahrt.

Wir kommen heile nach Delhi zurück. Dort hat Oknar an den beiden nächsten Tagen Ruhe vor uns. zwischen den Expertengesprächen, die wir an diesen Tagen führen, werden wir von einer Mitarbeiterin der Stiftung begleitet. Krishna Gupta ist die Tochter eines inzwischen pensionierten hohen indischen Polizeibeamten. Sie war vor ihrer Tätigkeit bei der Stiftung in einem Industrieunternehmen beschäftigt. Dort, in der Privatindustrie hat sie zwischen 3.500 und 4000 Rupien verdient. Bei der Stiftung sind es 2.200, aber das ist auch nur ein Halbtagsjob. Zusammen mit ihren beiden Brüdern wohnt sie bei den Eltern. Sie haben ein Haus mit Garten und mit 5 oder sechs Zimmern. Es liegt in einer deutlich positiv abgehobenen Wohngegend. Geschäfte und Reklame sehen völlig anders aus als in Alt-Delhi. Es gibt keine Slums in der näheren Umgebung. Vor vielen Häusern stehen Autos indischer Bauart. Andererseits hat dieses Wohnviertel aber auch nicht den Charakter des Villenviertels, in dem die Diplomaten wohnen, das wir also bei unserem Besuch bei Herrn v. Brüning gesehen haben. Der enge großfamilienartige Zusammenhang, den es vielleicht auf dem Dorf geben mag, ist nach Krishnas Darstellung nicht mehr typisch, eher schon die Ausnahme. Ausgeprägt ist das Bewusstsein, einer relativ eingegrenzten Bevölkerungsschicht zuzugehören. Jedenfalls gibt es dafür mehrere Hinweise: Die Leute in den Slums, so meint sie, wollen im Grunde ihre Lebensverhältnisse gar nicht ändern. Dies sei die eigentliche Barriere gegen Fortschritte. Umgekehrt sei es für Angehörige

der upper middle class zwingend, eine gute Schulausbildung zu haben, vor allem gut Englisch zu sprechen, „it is a must if you want to survive.“ Also werden die Kinder in christliche Schulen geschickt. Das kostet zwar 200 bis 250 Rupien im Monat, ist also sehr teuer, aber eben zwingend erforderlich. Auf das flache Land außerhalb von Delhi ist Krishna erstmals im Alter von 25 Jahren gefahren. Außerdem hat sie innerhalb Indiens einen Urlaub in Goa verbracht, dem Ferienparadies am Arabischen Meer. Und sie hat im letzten Jahr die Bundesrepublik Deutschland bereist und dort einen Bekannten besucht, und zwar allein! Das Ausrufungszeichen ist hier angebracht, denn mit der Reise sind gewaltige Konflikte mit der Familie verbunden gewesen. Zwar ist in ihrem Fall – und das scheint in der upper middle class so schon häufiger zu sein – selbstverständlich, dass sie, wenn sie heiraten wird, sich ihren Ehemann selbst aussucht; aber dass sie, ohne verheiratet zu sein, eine solche Reise zu einem männlichen Bekannten unternommen hat, das ist auch noch hier geradezu ungeheuerlich. Zu gewissem Grade Vorbildfunktion, so berichtet sie in diesem Zusammenhang, habe in Sachen Emanzipation das Privatleben der Filmstars aus der riesigen indischen Filmindustrie – Hollywood ist nichts dagegen. Das Leben dieser Filmstars sei noch sehr viel weniger von überkommenen Normen geprägt. Ihre Filme im Fernsehen anzusehen sei sozusagen ihr Hobby.

Krishna begleitet uns also zwei Tage lang zu unseren Gesprächsterminen. Sie berichtet über ihr Land, zeigt uns auf den Wegen noch die eine oder andere Sehenswürdigkeit und führt uns zu guten, preiswerten Restaurants – dorthin, wo man als Angehöriger der upper middle class essen gehen kann. Zufällig kommen wir am zweiten Tag beim Essen auf das Attentat auf Indira Gandhi vor zwei Jahren zu sprechen. Sie redet plötzlich nur noch flüsternd weiter und erzählt: Das Attentat sei von den Sikhs begangen worden, einer im 16. Jahrhundert entstandenen Abspaltung vom Hinduismus. Sie war dem Widerstand gegen den eindringenden Islam verpflichtet, und sie verband den Monotheismus und die Ablehnung des Kastensystems mit Elementen des Hinduistischen Glaubens, z. B. der Seelenwanderung. Nach dem Attentat hätten Angehörige der Regierung Stimmung gegen die Sikhs gemacht. Das habe dann in Delhi zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen geführt. Sie hätten sich damals etwa zehn Tage lang nicht aus dem Haus gewagt. Ihr einer Bruder habe Zuflucht in einem Hotel in der Innenstadt gesucht und in dieser Zeit keine Möglichkeit gehabt, nach Hause zu kommen. Offiziell werde von etwa 3000 Toten gesprochen. Die Zahl dürfte in Wahrheit aber weher bei 20.000 gelegen haben. Zunächst hätten Hindus Sikhs niedergemacht, seien auch in Wohnungen eingedrungen und hätten Männer, Frauen und Kinder ermordet, Wohnungen ausgeraubt. Dann hätten die Sikhs sich in Gruppen zusammengetan und zum Gegenschlag ausgeholt – ausgestattet mit dem Vorteil, das bei ihnen jeder Mann üblich erweise Dolch und Säbel zu Hause hat. Die Hindus wiederum hätten nun von moslemischen Gruppen Unterstützung bekommen. Die hätten bei dieser Gelegenheit sozusagen Rache für die Niederlage Pakistans im Kaschmirkrieg nehmen wollen. Denn da hätten die Sikhs eine herausgehobene Rolle gespielt. Tagelang seien Militär und Polizei außer Stande gewesen, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Man merkt Krishna an, dass ihre Erinne-

rungen an diese zehn Tage noch nicht weit zurückliegen. An der Oberfläche, meint sie, sei der Konflikt wohl beigelegt. Doch er schwele weiter, er sei nicht gelöst.^{xxiv}

Um Erfahrungen reicher, um manche Hoffnungen gebracht

In Bombay, der zweiten Station dieser Reise halten wir uns nicht ganz so lange auf. Die Tagung – ähnlicher Ablauf, aber ein sehr engagierter Mr. Pais – folgt hier nur das touristische Programm, darin aber ein unerwartetes Highlight. Die Stiftung organisiert zur gleichen Zeit den Besuch einer Hessischen Wirtschaftsdelegation. Der Wirtschaftsminister und ein gutes Dutzend Industrieller, vornehmlich Vorstandsmitglieder größerer Konzerne, besuchen die Stadt. Das eröffnet uns drei Angebote: Als Gäste können wir am dritten Tag unseres Aufenthalts in der Stadt an einem Seminar und am Abend an einem Empfang der Deutsch-Indischen Handelskammer in Delhi teilnehmen. Außerdem dürfen wir uns am folgenden Tag einer Besichtigungsfahrt durch die Stadt anschließen. Das alles nehmen wir gerne mit: Das Seminar liefert manche Bestätigung für schon Gehörtes: Max Webers protestantische Ethik, oder wenigstens ein funktionales Aequivalent, fehlt diesem Land. Gleichwohl die Handelskammer wirbt mit rosigen Geschäftsaussichten um Investitionsbereitschaft. Erfahrungen werden ausgetauscht. Mein Tischnachbar ist irritiert, weil ich mir viele Notizen mache. Ich erkläre ihm das mit einer Deformation professionelle. Beim abendlichen Empfang begrüßt der deutsche Konsul seine Gäste. ER begrüßt jeden neu Ankommenden mit kurzem Small Talk. Auch er scheint von mir als Sozialwissenschaftler und Teilnehmer des Empfangs ein klein wenig irritiert. Beim Abendessen testet mich ein Manager der AEG wie einen Angehörigen einer recht merkwürdigen fremden Art. Aber ich habe Glück. Er kehrt den Weinkenner heraus – und trifft mich da auf sicherem Gelände. Nun bin ich für ihn halbwegs akzeptabel. Der Abend wird auf seine eigene Art entspannt.

Bei der Besichtigungstour erlebe ich dann, nun ganz formlos, eine recht bunte Touristenschar. Aber auch ich ertappe mich, wie ich mit scharfem Blick geeignete Motive suche. Ich will meinen Film voll bekommen. Und ich möchte nicht nur, im Kontrast zu den Hotelpalästen, schmutzige Hinterhöfe mehrstöckiger heruntergekommenen Wohnhäuser festhalten, die hier zweifellos noch zu den besseren Wohnplätzen gehören. Immerhin kann man hinter ihnen das Meer sehen und dahinter, auf vorgeschobener Landzunge die Silhouette von Hochhäusern. Aber ich zweifele, ob es den Managern, in Geschäften unterwegs und einen Tag touristisches Programm mitnehmend auch so geht wie mir: Kein Schnappschuss gelingt wirklich unbefangen, auch nicht im Gestus des kühl distanzierenden Beobachters. Ich tue mich schwer – und am Ende entsteht doch jedes Photo unter ästhetischen Gesichtspunkten: der Dreck am Straßenrand, manchmal fast unbeschreiblich, wird zum Kontrast zu einem bunten Sahri einer Inderin. Auf Hochglanz später ist das Bild dann schön. So laufen wir alle und schauen mit touristischen Augen. Der eine oder andre ältere Herr aus der Managergruppe, die ich begleiten darf, die indische Kultur vermutlich wenig kennend, meint er müsse ein wenig mit unserer jungen Führerin flirten. Sie reagiert freundlich,

aber deutlich distanziert. Wir sehen die Hotel- und Finanzpaläste der Innenstadt, einen Tempel, ein kleines Haus, in dem Gandhi in seinen letzten Lebensjahren vor dem Attentat, durch das er zu Tode kam, hier in Bombay wohnte. Heute ist es ein Museum. Und wir sehen die Slums. Irritierend ist für mich der Manager, der unsere Führerin beim Verlassen des kleinen Gandhi-Museums, von Gandhi sichtlich kaum beeindruckt, fragt, ob sie Nietzsche kenne. Das tut sie nicht. Sie ist Fremdenführerin. Sie kennt die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Sie hat in dem Gandhi-Museum ein paar Worte zu Gandhis Biographie und seiner Bedeutung für die Unabhängigkeit des Landes gesagt. Schon darauf, dass sie genaueres über sein Denken weiß, würde ich nicht wetten, und Nietzsche? Ich überlege, welchen Kontrast der Manager, der als Mann der Praxis wohl kaum ein Philosoph ist, mit seiner Frage andeuten will. Kommt es ihm auf mehr an, als auf die Gegenüberstellung des egalitären, radikal demokratischen religiös fundierten Denkens des Politikers und des ausgeprägten Elitendenkens des Philosophen? Hier in diesem kleinen, zum Museum gewordenen Haus ging es um die Erinnerung an den Demokraten und „Anarchisten anderer Art“, der meinte, das Individuum sei die „Wurzel allen Fortschritts“ und es müsse das Göttliche in sich selbst finden – und zwar im Wege der Minimierung des Eigeninteresses, der Selbstbeschränkung und –disziplinierung. Zu erfahren war hier ein klein wenig über seine Biographie, aber wenig über die „große Seele“ (Mahatma), von deren Vision für ein unabhängiges Indien, von der wir in diesem um seine „Modernisierung“ ringenden Land wenig gefunden haben, Aber es ging hier ja auch um einen Politiker, der mit seinem Konzept des gewaltlosen Widerstands für andere, wie Martin Luther King oder Nelson Mandela vorbildlich geworden ist. Setzt dieser Manager dagegen den in vielem zweifellos anregenden Philosophen, der elitär und antidemokratisch sein Philosophieren als „das freiwillige Leben im Eis und im Hochgebirge“ verstanden hat, dem es um „das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein, alles dessen, was durch Moral bisher in Bann getan war“, gegangen ist, den oft widersprüchlich interpretierten Philosophen, der - Sozialismus und Anarchismus als Nachahmungen der christlichen Lehre verstehend - Herren- und Sklavenmoral unterscheidet, das Dasein und die Welt „nur als ästhetisches Phänomen“ als „ewig gerechtfertigt“ ansieht, das „ungeheure“, „noch nicht zu den Ohren der Menschen gedrungene Ereignis“, dass Gott tot sei verkündete, der daraus folgernd die Idee des „Übermenschen“ entwickelt und den „Willen zur Macht“, den aber vielleicht doch am ehesten als Können zur Selbstüberwindung und –bereicherung mittels der Entfaltung des ästhetischen Urteils begreift, den Philosophen des schöpferischen Lebens, das für ihn nur dort ganz bei sich ist, wo es dionysisch zugeht gegen die „gewöhnlichen Schranken und Grenzen des Daseins“, das so nur wenigen zugänglich ist und das als unaufhebbar angesehene Elend der Welt als das „Ungeheure“ zur Voraussetzung hat.

Ich habe diesen „homo faber in Flügelschuhen“ selbstverständlich nicht danach gefragt, hätte damals die eben aufgeworfenen Fragen auch kaum so bündig formulieren können – Rüdiger Safranskis Reflexionen über die „Biographie seines Denkens“ sind schließlich erst dreizehn Jahre später erschienen -, und ich will sie hier auch nur kurz streifen.^{xxv} Auch zu der zweiten Tagung ist mit dem Bericht zur ersten in Delhi schon alles Wesentliche gesagt. Andere Eindrücke aus den fünf Tagen in Bombay

sind mir hier wichtiger. Die ersten prägen sich am stärksten ein: Wir treffen abends ein, eilen rasch zum Taxi. Es hat einen Begleiter neben dem Fahrer. Das ist aus Sicherheitsgründen nachts der Fall, in Bombay wie in Delhi sagt man uns. Dann geht es in die Stadt. Anders als in Neu-Delhi ist dies kein Weg, der über offenes Land in sauber abgegrenzte Villenviertel führt. City, Altstadt, Slums; das ist nicht säuberlich getrennt. Der Verkehr ist dicht. Er scheint geregelter. Man fährt mit Licht. Sonst ist dazu nichts neues mehr zu sagen. Aber man durchquert die Brandungen des Lebens. Immerhin hilft, dass man mittlerweile, ein wenig jedenfalls, gepanzert ist. Wir halten an der ersten Ampel. Ein alter Mann bettelt wort- und gestenreich neben dem Auto um ein, zwei Rupien. Nach allem von Oknar gelerntem soll man ihm nichts geben. So bleiben wir mit Mühe hart. Doch das ist schwer. Das Fenster ist offen, denn es ist auch am Abend ziemlich warm. Unsere Fahrer lachen. Sie wissen wie Touristen ticken. „There are so many Beggars in Bombay“, meinen sie. An der nächsten Ampel stehen wir wieder. Ein kleines Mädchen bettelt dieses Mal. Sieben Jahre mag sie alt sein. Hartnäckig kämpft sie um zwei Rupien. Natürlich denken wir, meinen zu wissen: das ist professionell. Die Eltern schicken ihre Kinder los – und schulen sie dafür. Doch unsere Panzerung reicht diesmal nicht. Die nächste Ampel kommt. Wir haben keine kleinen Scheine mehr. Also geben wir fünf Rupien. Die strahlenden Kinderaugen sind unbeschreiblich. Das hält man noch schwerer aus. Also das Fenster hoch und durchgefahren zum Hotel, den Blick starr geradeaus. Auch hier das Taj Mahal, die Insel. Aber direkt davor betteln Kinder. Familien schlafen auf der anderen Straßenseite unter freiem Himmel, dicht am Kai.

Geht man an den nächsten Abenden einmal hinaus um frische Luft zu schnappen, dann ergreift man schnell die Flucht. Nicht etwa weil man wirklich hart bedrängt wird, nein, da werden Regeln eingehalten; aber als Europäer ist man die Kontraste nicht gewohnt: Drinnen ein Palast, draußen die Bettler, Alte, junge Frauen, Kinder, bittende Gesten, leidvolle Blicke, die Mischung von tiefem Elend und professionell bettelndem Umgang damit – weil sonst nichts möglich ist, selbstredend nicht, weil man es nicht anders will. Also zurück über die Straße wieder ins Hotel. Diese Mal durch den Eingangsbereich des alten Teils, erbaut in kolonialem Stil am Anfang des Jahrhunderts. 1911 hat hier der englische König übernachtet, als er seine Perle des Empire besuchte. Durch ein riesiges Treppenhaus kommt man auf der Innenseite in einen Innenhof mit Swimmingpool. Bequeme Liegestühle sind hier aufgestellt. In Arkaden sind Touristenläden. Am letzten Tag wird mich hier ein Schachspiel aus Elfenbein locken. Es wäre erschwänglich. Ich spiele gerne Schach. Ich lasse es stehen – aus verschiedenen Gründen. Aber ich bin froh über die andere Welt, meine Insel, zu der ich hier in Bombay jeden Tag abends zurückkehren kann. Ich entspanne mich in meinem ziemlich feudalen Hotelzimmer, immer eine Schale mit frischen Früchten auf dem Tisch, Getränke in der Zimmer-Bar, ein Bad, in dem Fußboden und Wand jeweils aus einer Marmorplatte sind. Ich schreibe Tagebuchnotizen. Ich lasse die Gedanken schweifen. Ich sehe den bislang nicht aufgegebenen Traum vom Fortschritt sich verflüchtigen: Der Hotelpalast hier und die Bettler auf der Straße draußen – das ist wie Mittelalter: im Schloss der Adel im Genuss des Reichtums, draußen das Volk, das Arbeit adelt, oder das halt betteln muss, weil es nicht einmal Arbeit gibt. Und hier

in diesem Land, da kann ich immer weniger erkennen, welcher Weg aus solchem Mittelalter führen könnte, welches Menschenbild uns zukunftsweisend werden kann.

"In Wahrheit kommt es darauf an, den Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens zu erkennen. Er ist nicht ein gähnender Abgrund, sondern ist ausgefüllt durch die Kontinuität des Herkommens und der Tradition, in deren Lichte uns alle Überlieferung sich zeigt."

Hans Georg Gadamer

Schwarzes Land – Ägypten 2001

Auf dem großen Nil - im Angesicht des Stroms der Zeit

Fast unmerklich strömen die Fluten des großen Flusses gegen das ferne Meer. Im Blick auf die Feluke, die gemächlich stromaufwärts kreuzt, nimmt man fast keine Bewegung des Wassers wahr. Die großen Kreuzschiffe sind am Ufer festgemacht. Die trockene Hitze des späten Nachmittags lastet schwer auf dem Sonnendeck. Dicht neben mir spielen drei Reisende Skat, sind beschäftigt mit sich und einigen bunten Bildern später europäischer Adliger. Die Alte mit diesem abweisenden, starren, keine Regungen zeigenden Gesicht, verschlossen, kaum mehr offen für wirklich Neues, denke ich, ist in ihren Roman versunken oder in eine ferne Erinnerung. Ich wische den kurzen Gedanken an die letzten Monate meiner Mutter bei Seite, den dieses Gesicht hervorruft. Ich will die Erinnerung an den Tod, da wo er nach Jahrzehnten mein Leben wirklich ganz nah berührt hat, nicht an mich heranlassen. Aber tatsächlich, fast eben so teilnahmslos liegt die da in ihrem Liegestuhl. Vielleicht träumt sie einen kleinen Traum von einer anderen Wärme, liebender Nähe gegen ihre Einsamkeit, hat keinen Blick für das grüne Zuckerrohr und die Dattelpalmen am gegenüberliegenden Ufer, die sandgraue Felswand mit ihren leeren, schwarzen Höhlengaugen, die sich dahinter erhebt, die Abendsonne, die sich langsam gegen den flach hingestreckten Bergrücken senkt, die große erhabene Stille dieser Flusslandschaft, zugleich Leben spendend, fett und nährend, sieht nicht das Falkenpärchen, das auf der sanften Abendbrise gleitet, die Farbenspiele, die Geborgenheit malen unter dem hoch überwölbenden Himmel, und doch zu beiden Seiten bedrängt und bedroht vom Chaos der Wüsten, von Seths Reich, von den Mächten der Finsternis. Nur noch eine kurze Zeitspanne und Nut endet auch an diesem Tag die große Mutter und Quelle aller Nahrung. Sie wird die Sonnenscheibe verschlingen wie auf den Bildern in den Gräbern im Tal der Könige, diese Scheibe, die wie an allen Abenden nun langsam errötet, sich ein wenig zu dehnen scheint und nun in den Blick genommen werden kann, ohne abschattende Hand und ohne ein verdunkelndes Glas. Aton, die Sonnenscheibe des alten Ägypten, immer wieder in Stein geschlagen in den Tempeln von Karnak und Luxor, Edfu, Philae oder Abu Simbel, über dem Haupt von Isis, eingespannt zwischen den Hörnern der himmlischen Kuh, einem Symbol von Fruchtbarkeit, Aton verbreitet noch Wärme und Glanz gegen Ende eines Tages, mit Leben prall gefüllt. Und wenn die Sonnenscheibe verschwunden ist, die Nacht über, auf der Unterseite der Welt, bis Nut sie neu gebären wird am kommenden Morgen, dann muss der Kampf geführt werden zwischen Gut und Böse, um die göttliche Schöpfung

aus dem Chaos heraus. Immer neu, in einer jeden Nacht wird er so ausgefochten von den Göttern, auf Leben und Tod.

Ich lasse den Gedanken abreißen. Für einen kurzen Moment nur hat er sich mir aufgedrängt. In dieser Landschaft, diesem Abendlicht, kann man die alten Mythen, so verwoben mit diesem Land, gut verstehen, fast mit Händen greifen. Die alten Ägypter wussten darum, wie bedroht die Schöpfung ihrer guten Götter war: ihr schwarzes Land, ein schmales Band des großen Stroms, der den schwarzen Nilschlamm an die Ufer schwemmte, fruchtbare Erde, geheiligt vielleicht durch den Körper des toten Gottes Osiris, aufgeteilt auf die vierzehn Provinzen ihres Landes, bestellt von den Fellachen und wohl verwaltet von den hohen Priestern und von Pharao. „Kein Volk ist frömmer, gesünder und glücklicher als das ägyptische“, schreibt Herodot über die Ägypter seiner Zeit und ihr Land, das sich dahin zieht zwischen den unabsehbaren Wüsten im Osten, wo Aton aufstieg am Morgen und wo sie ihre Hütten, Wohnstädte und Paläste am Ufer des Flusses bauten aus gebranntem Lehm, und der gleichen Ödnis im Westen, wo Nut ihn jeden Abend verschlang und wo sie ihre Nekropolen errichteten und Bestattungstempel, in den Fels geschlagen, aus Sandstein gehauen oder auch aus dem härteren Granit, überdauernde Symbole gegen den Tod, Feiern der Auferstehung, eines göttlichen Funkens in den Menschen, in Pharao leuchtend, verkörpert von Horus, der Isis und des Osiris Sohn, der Seth bezwingt, von dem Falken, der seine Beute schlägt und aufsteigt gegen die Sonne, die große Spenderin allen Lebens an den Ufern des Nils.

Ich lehne mich an die Reling, mein Blick folgt der Sonnenscheibe, rasch halb schon verschwunden hinter dem flachen Bergrücken, dem nun schärfer zu erkennenden Grat. Schnell wird sie dahinter verschluckt in diesen Breiten. Erste Lichter werden gleich aufflammen an Deck des Schiffes und am östlichen Ufer, wo sich auch heute die Stadt noch erstreckt, die einmal die Metropole des mittleren Reiches war, in der das alte Ägypten noch gegenwärtig ist, wie an keinem anderen Ort. Ich habe ihre Bilder in mich aufgesogen, das bunte Treiben im Basar, die Menschen gelassen ihren Tag lebend, oft ein fröhliches Lächeln auf dem Gesicht, die Schalen mit Gewürzen, deren Duft selbst ich noch spüren konnte, obwohl meine Nase nicht mehr allzu empfänglich ist für die Düfte dieser Welt, die Stände mit Obst und Gemüse, den Metzgerladen mit dem halben gehäuteten Schaf in der offenen Eingangstür, von Fliegen umschwärmt; das Lärmen der Kinder, meist farbenfroh gekleidet, den Touristen in ihren Kutschen zuwinkend, um ein wenig Bakschisch, am besten einen Kugelschreiber bittend, sich als Fotomotiv anbietend dafür; die Häuser, auch heute mit Wänden aus Ziegeln von gebranntem Lehm versehen, aber eingesetzt in Gerüste aus Stahlbeton, deren stahldrahtfingrige Spitzen sich in den Himmel recken. Die Enkel, die heute noch barfüßig und in bunten Kleidern auf der Straße spielen, mögen da einmal ein weiteres Stockwerk bauen, wenn sie Wohnraum benötigen und wenn das Geld ausreicht, der Strom, der Touristen nicht versiegt und die Bank von Kairo, die in einem der neuen Paläste residiert an der Uferpromenade, zwischen neuen Hotels und König Faruks altem Winterpalast, bereitwillig Kredite gibt. Anderenfalls bleibt es so stehen, das Haus, unfertig wie fast alle, die man sehen kann hier in dieser Stadt

und den anderen kleineren Städten am großen Strom; nichts verwittert hier leicht in dieser heißen, trockenen Luft.

Renate, meine Frau ruft von weitem. Über die rechte Wendeltreppe erreicht sie das Sonnendeck. Der Fotoapparat hängt noch um ihren Hals. Ihr Gesicht ist entspannt. Die Erlebnisse und Besichtigungen dieser Urlaubswoche, die vielen einprägsamen Bilder, Foto für Foto und Film für Film festgehalten, haben sich vor die bedrohliche heutige Welt geschoben, jenseits des Horizonts, im nahen Gazastreifen oder im Jordantal, wo Hubschrauber und Panzereinsätze auf die Selbstmordattentate junger Muslime antworten, staatlicher Terror, dem aber niemand diesen Namen geben mag, gegen den Terror der Machtlosen in den Flüchtlingslagern der Palästinenser, den Terror junger Gefolgsmänner der Hamas, oder vor die Bilder aus dem fernerem Hindukusch, wo seit fünf Tagen Bombenteppiche fallen auf die Stellungen der Taliban, Vergeltung geübt wird gegen einen „Schurkenstaat“, Kriegseinsätze weit außerhalb unserer heutigen zivilisierten Welt, deren Führer von Ausrottung spricht des Terrors, der sie bedrohe; Krieg führt gegen den schwer greifbaren Terror in fremdem Land, symbolisch bedeutsamer als die Polizeiaktionen gegen die Schläfer in den westlichen Metropolen selbst. Die Fähigkeit und die Entschlossenheit zum Handeln gilt es zu demonstrieren, das soll die Ängste verdrängen, die seit dem 11. September hereingebrochen sind über die Menschen. Die Fernsbilder, die wir in ihren Kabinen gesehen haben, die wir hier auf vielen Kanälen empfangen können, bieten nur wenige immer gleiche Bilder von Bomben- und Raketeneinschlägen und die immer neuen Versicherungen der westlichen Politiker, ihre Antiterrorallianz werde halten, die gewählten militärischen Mittel würden Wirkungen zeigen. Über den pflegenden Umgang mit den Ressourcen unserer Welt, eine klügere, besonnene Politik, die auf die Ursachen des Terrors zielt, sprechen die Herrschenden kaum. Im Blick aus dem fernen Westen, wo Weltmachtpolitik geschieht, eng verpflichtet den Interessen der alten Industrien, geht es um kurze Sicherheit für Endverbraucher. Die Menschen könnten beruhigt sein, alles Menschenmögliche werde für ihre Sicherheit getan in dieser Welt, in der Sicherheit wie Risiken allein noch gegründet sind auf das Handeln der Menschen selbst – und in der nur Wenige die Sorge beschleicht, dass er neue Ungeheuer gebieren könnte, der Schlaf der Vernunft. Das rote Aufleuchten der Explosionen auf den Fernsehschirmen; es suggeriert Wirkungen wie bei jedem harmlosen Videospiel, klinisch sauber, weit entfernt, Kolateralschäden? Nicht mehr als ein schwieriges Fremdwort. Wir sind, habe ich gedacht, als ich die ersten Bilder sah, gerade wieder einmal dabei, an der Spirale der Gewalt zu drehen.

Auch das verblässende Licht des Abendrots malt rötliche Farbtupfer. Auf Renates Wangen leuchten sie lebendig. Sie lächelt, als ich ihr zurufe, für Fotos dieses Sonnenuntergangs auf dem Nil sei es nun schon zu spät. Sie hat die Fotos vom unteren Deck aus gemacht, gegen das Segel der Feluke. So gut müsse ich sie doch kennen, um zu wissen, dass ihr ein solches Missgeschick nicht unterlaufe, nie und nimmer. Mit etwas resigniertem Lächeln stimme ich ihr zu. Natürlich, so systematisch und planvoll ist sie in ihrem Handeln, immer, auch noch an so einem Urlaubstag. Sich treiben zu lassen, dahin zu gleiten etwa, wie eben die beiden Falken auf der leichten

Abendbrise, das ist kaum vorstellbar bei ihr. Sie tritt kurz zu mir herüber, wir lehnen uns aneinander, eine kurze Berührung der Hände, flüchtige Nähe, ein kurzes Lächeln auf unseren Gesichtern. Er hat hier versonnen gestanden, wie meistens am liebsten allein, denkt sie jetzt wohl. Vielleicht schweifen ihre Gedanken zurück in den gerade versinkenden Tag. In der Alabasterwerkstatt vor dem Tal der Könige hat sie sich geärgert, als ich mir zuletzt doch von einem jungen Mann etwas Bakschisch entlocken ließ, und noch ärgerlicher war es, dass sie die kurze Straße unmöglich allein hinuntergehen konnte für einige Fotos. Alle drei Meter ein Händler oder ein Kind, keine Ruhe für gelungene Bilder angesichts von so viel Zudringlichkeit in der Hoffnung auf ein gelungenes Geschäft. Ihr blieb nur der rasche Rückzug zum Bus. Und von dort sah sie, wie ich ein Trinkgeld gab, praktisch für nichts, war erbost, sah ihren schönen Morgen empfindlich gestört. Jetzt noch, denke ich, wischt diese Erinnerung ihr das Lächeln vom Gesicht. Sie wendet sich zur Seite und sieht Malves, das ältere Ehepaar mit dem wir regelmäßig am Esstisch sitzen bei den Mahlzeiten. Sie haben einen Platz gefunden etwas weiter rechts auf dem Sonnendeck.

Fritz Malve trinkt seinen Tee und erzählt: „Apropos Teetrinken...“, da kennt er auch einen Witz. Es sind Witze der angenehmeren Art, die die anderen Reisenden durchaus erheitern können. Renate tritt hinzu, setzt sich an ihren Tisch. Sie sprechen über den vergangenen und den kommenden, unseren letzten Tag hier am Nil. Sie werfen einen Blick auf den Swimmingpool am anderen Ende des Sonnendecks, wo ihr Enkel und unser Sohn sich gerade abtrocknen nach einem erfrischenden Bad. Am heutigen Tag haben die beiden das volle Besichtigungsprogramm mit durchgezogen, vielleicht etwas viele Tempel, Säulen und Obelisken, aber alles in allem auch aus ihrer Sicht eher cool, gelegentlich auch mit etwas Spaß dabei mit fliegenden Händlern, mit denen sie sich einen Jux machen wollten. Dass für die dieser Handel der harte Alltag ihres Broterwerbs ist, geht ihnen nicht recht ein. Sie machen Ferien, neugierig, auf Abenteuer aus, unbefangen, kontaktfreudig, schon am zweiten Tag in Luxor bei einer ägyptischen Familie zu Haus: „Endkorrekt diese Ägypter“, wird Felix später zu mir sagen. Tee haben ihre Gastgeber angeboten und Sonnenblumenkerne, mit Haschisch hätten sie auch gedient, angeboten haben sie sogar eine Frau, in Ägypten auf dem Land heiraten die Mädchen mit 13 oder 14 Jahren, aber vermutlich war das dann doch nur Spielerei. Den Jungen haben der Tee und die Sonnenblumenkerne genügt. Der Fernseher lief und ihre neuen arabischen Freunde haben geschimpft über die Bomben der Amis auf Afghanistan. Die ägyptischen Zeitungen sind voll von Berichten über diesen Krieg, der in der Nacht zuvor begonnen hat; und in diesen Berichten sind die Araber und die Muslime die Opfer, wie immer seit mehr als einem Jahrhundert, ist Bin Laden der Held, der einem technisch überlegenen und arroganten Feind die Stirn bietet, dessen Schuld an den Terroranschlägen noch keineswegs bewiesen ist. Selbstmitleid und Empörung nach mehr als einem Jahrhundert des Gefühls, zurückgesetzt zu sein von einer selbstgerechten westlichen Kultur, durchzieht hier die veröffentlichte Meinung. Und natürlich haben die Gastgeber der beiden am Ende etwas Bakschisch erwartet, auch wenn Tim und Felix zu verstehen gaben, kein Geld bei sich zu haben. Also haben die Kinder der Familie sie zum Schiff zurück be-

gleitet und Felix hat bei mir ein paar Dollarscheine locker gemacht, einmal mehr sehr zum Ärger von Renate, auch wenn sie dieses Mal zugestimmt hat.

Zwischen Renate und den Malves entwickelt sich ein Gespräch. Ich blicke zu ihnen hinüber, halte mich aber noch abseits. Ich bin im Augenblick lieber für mich, auch wenn er dieses ältere Ehepaar als Reisebekanntschaft durchaus mag. Vielleicht etwas zu viele Witzchen, die er erzählt, und vielleicht etwas zu viele Kulturreisen in alle Erdteile dieser Welt, über die beide berichten, vor allem aber er, meist sehr lebendig und bisweilen etwas oberflächlich zugleich. Aber irgendwie ist das schon legitime Ablenkung im Herbst eines Lehrerlebens, das ganz der Sorge für lernbehinderte Kinder gewidmet war, geistig oder körperlich, das wohl auch ein geglücktes Leben war. Konservative Zeitgenossen sicherlich, zu Hause im Ruhrpott fest eingebunden in ein christlich soziales Milieu, das es hier auch noch immer gibt, mit vielfältigen Bezügen und Kontakten, von denen beide berichten und die vor allem er zu nutzen wusste bei Aufbau und Leitung seiner Lernbehindertenschule, mit beiden Beinen im Leben, wie man so schön sagt, sozial verantwortungsvoll und mit noch sicheren Gewissheiten in dieser schwierigen, immer unübersichtlicher werdenden Welt, schimpfend darüber, dass die heutige Ausbildung der Pastoren womöglich nur noch gelehrte Haiden produziere. Als Achmed, unser Reiseleiter, der stolz ist auf die alte Kultur seines Landes und sicherlich ein gläubiger Muslime, von Echnaton erzählt hat vor einigen Tagen, von dem Häretiker unter den Pharaonen, der in der Leben spendenden Sonne, in Aton allein, die Götter verehren wollte, Monotheist in der sonst mit Tiersymbolen angefüllten Vorstellungswelt, der altägyptischen Welt der Neter, der vielen Götter, oder vielleicht doch nur der vielen Aspekte von Re, dem kosmisch-schöpferischen Urimpuls, dem immer nur einen göttlichen Prinzip, da hat er aufgehört. Aber er hat nicht darüber nachgedacht, ob sich nicht manche, vielleicht sogar viele wichtige Motive seiner christlichen Religion schon finden in den Mythen der alten Ägypter, Isis und Horus, ihr Sohn, der für die Wiedergeburt, die Auferstehung steht, auch abgebildet als Mutter mit dem Kind auf dem Schoß, oder der Mythos ihrer Empfängnis, der in verschiedenen Bildern erzählt worden ist. Ägypten, Quelle aller Weisheit für die alten Griechen selbst, ist für ihn ausgespart, dort wo es um die Wurzeln geht der abendländischen Kultur, ganz in deren eigener Tradition. Der Gott des Alten Testaments, der Auszug aus Ägypten, der Gott seines auserwählten Volks, mächtig gegen die Götzenbilder Ägyptens, gegen das goldene Kalb, oder die griechische Polis und Philosophie, z. T. versunken in den Trümmern der großen Bibliothek von Alexandria, wiedergekehrt in das Abendland in den Tagen der Renaissance, nicht zuletzt über den Umweg arabischer, orientalischer Gelehrsamkeit, sichtbar in einem kurzen Augenblick einer multikulturellen Welt, von der in Andalusien noch Granada zeugt, von der Alhambra überragt, und wieder aufgeblüht in der europäischen Aufklärung, das Handeln des Menschen, mit Kant auf die Vernunft gestellt und zum Glauben in die Haltung des ‚als ob‘, alles dies will nichts wissen von dieser noch älteren Kultur, mit den ehrwürdigen Ruinen ihrer Tempel und Nekropolen allein gebraucht als touristische Attraktion.

Achmed, der mit dem anderen ägyptischen Reiseleiter zusammensitzt und einen Fruchtsaft trinkt, wird wenig wissen von der europäischen Aufklärung und ihren Wurzeln. Er hat das positive Wissen der Ägyptologen gelernt. Über die vielen ungelösten Rätsel, die offenen Fragen und die, die noch ungestellt sind und hinter den scheinbaren Gewissheiten liegen, muss er nichts wissen. Wann und weshalb Pharaos als handelnder Gottkönig mit zwei rechten Händen dargestellt wird, wann als empfangender Mittler der Götter gegenüber den Menschen mit zwei linken, ob der Sphinx zu Zeiten von Chephren erbaut wurde, 2500 Jahre vor unserer Zeitrechnung, oder aber viel älter ist, Zeuge einer älteren Kultur, die unter den Regengüssen nach der letzten kleinen Eiszeit versank, 12000 Jahre vor unserer Zeit, der Streit darum wie alt die Pyramiden wirklich sind und ob ihr Zweck allein oder vor allem der von Königsgräbern war, ob und wie die Ägypter schon während der Bronzezeit in Granit zu meißeln vermochten, ob ihre Kultur also nicht älter sein muss, als allgemein dargestellt, alles dies sind Fragen, die ihm kaum jemand stellen wird.^{xxvi} Achmed hat Ägyptologie und die deutsche Sprache studiert, er hat seine Erfahrungen als Reiseführer gemacht, er schöpft aus einem großen Wissensfundus, der ihm helfen soll, heute erfolgreich zu sein. Die Reisenden, von denen er sein Trinkgeld erhält, suchen Entspannung, Abwechslung und wohl dosiert, ein wenig Kultur, sie wollen eindeutige Antworten auf ihre Fragen und für ihr gutes Geld. Nicht zuletzt die Sicherheit unumstößlicher Tatsachen darf man doch wohl dafür erwarten. Und Achmed weiß, wann er genug erzählt hat über die Neter des alten Ägypten, die Geschichte der Königsgräber, der Verehrungs- und Bestattungstempel und vielleicht auch einmal über eine im Alltag der Menschen seit damals fortlebende Tradition bis in unsere Zeit, er weiß, wann ein kleiner Spaß die Stimmung hebt und wann Zeit bleiben muss für das Fotografieren und die „Videoten“. Und er muss zurechtkommen mit seinen Alltagsorgen. Der Krieg im Hindukusch, den der Weltpolizist aus dem fernen Westen begonnen hat und gelegentlich mit martialischen Worten belegt, und von dem auch er sich verletzt fühlt als Angehöriger der arabischen Welt und nicht zu erkennen vermag, wie über ihn im nahen Jordantal ein Friedensprozess neu belebt werden könnte, den der Fundamentalismus beider nun wieder immer heftiger verfeindeten Seiten erstickt hat und das Fehlen jeglicher Bereitschaft zum Kompromiss, vor allem auf der Seite der Mächtigen, dieser Krieg ist nicht nur schlecht für die großen Aktienbörsen unserer heutigen Welt. Auch die Touristen werden ausbleiben in dieser Saison, die gerade erst begonnen hat, und Kairo, wo seine Frau und seine vier Kinder leben, ist teuer. Vor vier Jahren, nach dem Attentat vor dem Tempel der Hatschepsut, war eine ganze Saison verloren, die Touristen blieben fort, die wichtigste Einkommensquelle für viele Menschen hier am oberen Flusslauf des ägyptischen Nil war versiegt. Und dennoch hatte er damals Glück gehabt, denn er war wenige Minuten zu spät gekommen zum Sterben. Als die Garben der Maschinenpistolen die Menschen auf der Rampe vor dem unteren Portal nieder mähten, kaufte er eben die Eintrittskarten für seine Reisegruppe, vielleicht einhundert Meter nur entfernt. Unversehrt eilten sie auf ihr Schiff zurück. Geblieben aber ist die Erinnerung an diesen Tag. Noch heute versammelt er seine Gruppen links unterhalb der großen Rampe, dem wohl gewählten Ort des Atten-

tats, von dem damals niemand zu fliehen vermochte, ein gutes Stück entfernt, und er geht dann nicht hinauf.

Die Abenddämmerung zieht schnell herauf, noch ein schwaches Rot und eine milde Dämmerung im Westen über der lybischen Wüste, schon ein dunkler Himmel im Osten über der Arabischen. Die Falken fliegen nicht mehr und die Sterne leuchten noch nicht. Aber Lichter sind aufgeflammt an Deck, eine angenehme Abendkühle breitet sich aus. Renate lächelt über einen Witz von Herrn Malve, auch an anderen Tischen fröhliche Gespräche, die Reisenden verbreiten Ferienstimmung, die Wasser des Stroms umspülen das Ufer und das gut vertäute Schiff, es liegt geborgen, kein Kampf zwischen Seth und Horus, morgen folgt ein weiterer Urlaubstag, genug Kultur, es geht weiter an das Rote Meer zum Badeurlaub. Ein Schiffsboy kommt vorbei, wie immer fröhlich, fast kindlich vergnügt, eine wirkliche Leichtigkeit spielerischer Gedanken verbreitend, alles andere als professionelles Entertainment im Sinn, bestärkt er eine wohlige Abendstimmung, in der man vergessen mag. Er fragt mich, ob ich einen Drink wolle, und ich bestelle mir ein Bier, blicke hinüber zu Renates Tisch, suche mir einen freien Stuhl, will nicht länger alleine stehen, lasse meinen Gedankenstrom abreißen, nehme nun an lockeren Gesprächen teil.

Die schwarze Nacht über dem Hindukusch, wo kalte Sterne leuchten auf ein anderes grauschwarzes Land, über das Flieger dahin ziehen mit tödlicher Fracht, das umgepflügt wird von ihren Bomben Nacht für Nacht, dieses schwarze Land ist weit. Die Menschen in den Metropolen werden auch heute wieder jene Bilder sehen, die ihnen beruhigende Botschaften vermitteln sollen vom schwierigen aber beharrlichen Kampf gegen das Böse. Ihre Welt wird so wohlgeordnet und die Herrschaft der Mächtigen gefestigt in ihr. Äußere Feinde waren schon immer von Nutzen dafür. Es ist nicht mehr Seth, der in den Wüsten sein Unwesen treibt. Es sind Menschen, von denen das Chaos droht, Menschen, die von außen drohen und andere im Inneren ihrer zivilisierten Welt. Nichts darin ist so säuberlich geschieden wie in den Mythen der alten Götterwelt, und allein auf das Handeln von Menschen ist die Zukunft gestellt. Wenn unsere Vernunft, die wir nie ohne unsere Gefühle haben können, nicht schläft, mögen wir sie weiter vor uns haben, für eine Weile. Seinsvergessen, unseren Alltag lebend, bemerken wir kaum, wie gefährdet diese Hoffnung ist. Wie viel Gewissheit versprach dagegen den Alten die göttliche Hand und wie bewusst war ihnen zugleich das Prekäre aller menschlichen Existenz.

Trümmerfelder und Baustellen, Verlustbilanzen und Fundsachen

Die Busfahrt zum Flughafen von Hugarda. Nach einer zweiten Woche Badeurlaub im perfekten Hotelghetto mit traumhaft schönem Badestrand verlassen wir die auf Dauer errichtete Großbaustelle zwischen den Bergketten der Arabischen Wüste und dem Roten Meer. Fertige und unfertige Gebäude, dicht und ohne erkennbares System in einen Wüstenstrich gestellt, in dem es nicht lohnt, Bauschutt fortzuräumen. Nutzlos bleiben die dann frei werdenden Wüstenflächen ohnehin. Aber Polizeiposten und Kasernen liegen am Wege, verbürgen eine fragile Ordnung, die die Touristen nicht

durchschauen, die ihnen gleichgültig ist, deren bewaffnete Wächter auch wir schon am zweiten Tag unseres Urlaubs kaum mehr wahrgenommen haben; zu allgegenwärtig sind sie, zu selbstverständlich und zu unwirklich vielleicht auch. Über die autoritäre Macht, die hier heute herrscht in diesem Land, da denken wir nicht nach. Die meisten von uns sind hierher her gekommen mit einem kleinen Reiseführer im Gepäck vielleicht, oder auch ohne ihn, ganz im Vertrauen auf den Führer, der uns am Nil begleitet hat. Ich habe etwas mehr gelesen zu der reichen Geschichte dieses Lands am Nil. Aber für seine Gegenwart, da habe ich mir keine Zeit genommen.

Selbst in Kairo mit seinen achtzehn Millionen Einwohnern, wo uns an einem Tag natürlich nur die touristischen Ansichten der Stadt gezeigt wurden, auf die die Pyramiden, das Ägyptische Museum vor allem wir ja auch aus gewesen sind, selbst da, wo mir bei manchen Seitenblicken der trübe Alltag neben den Attraktionen ja nicht verborgen blieb, wurde mir dessen Schabigheit nicht so schlagend bewusst wie hier in den letzten Stunden vor dem Rückflug. In den zwei Wochen hier habe ich kaum etwas verspürt von schwärender Unzufriedenheit der Menschen über die Verhältnisse in ihrem Land. Und die hat sich sicher langsam über lange Zeit hinweg aufgebaut. Aber gut mein Blick war gefangen von der stillen Wut über die USA und den malerischen Motiven meiner Urlaubsreise. Wie alle die Nahost-Experten, werde ich überrascht sein, ein Jahrzehnt nach dieser Reise vom „arabischen Frühling, dem demokratischen Aufbruch, erst im Maghreb, dann in weiten, großen Teilen der arabischen Welt. Es wird ein Beispiel sein für das „Wunder der Politik“, von dem alleine wirkliche Veränderungen zum Besseren zu erhoffen sind. Es sind begründete Hoffnungen – von denen man freilich weiß, dass sie auch immer enttäuscht werden können, weil die Gefahr des Scheiterns eben auch in den schleichenden Entwicklungen angelegt ist, auf denen sie gründen. Und von der Arendt kennen wir ja auch ihr Buch „Über die Revolution“, wissen um die altbekannten Muster ihrer Verläufe – und haben dann erlebt, dass sie auch dieses Mal prägend waren. Aber, so denke ich heute, entscheidend dafür sind globale Machtstrukturen. Das Scheitern dieses Frühlings war bedingt dadurch, dass das Empire den Protest der auch dort aufbrach in der Folge der neuen Weltwirtschaftskrise und die Wallstreet besetzen wollte, am Ende doch immer noch leicht aufzufangen vermochte. Und wenn ich weiter an den kurzen Frühling denke, wie wurde er bei uns betrachtet – in den Medien, von der Politik?

Da war zum einen stets die Frage: „was bedeutet das für uns, den Westen?“ Und hinter ihr, da brachte sich recht unverhohlen zur Sprache eine atlantische Realpolitik. Und da war dann gleich „die Angst vor dem Chaos“, von der Joachim Schumacher bereits vor mehr als siebenzig Jahren schrieb.^{xxvii} Es schien zu drohen in Gestalt eines islamistischen Fundamentalismus oder auch nur in der Vorstellung, dass nun der Mob auf der Straße losgelassen werde. Wer ist in unserer medialen Öffentlichkeit schon auf den Vergleich zu den großen europäischen Revolutionen gekommen, denen wir unser demokratisches Projekt der Moderne verdanken? Wer hätte schon seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, dass da in Ägypten – nahe bei Kreta, wo die europäische Kulturgeschichte beginnt, in einem Land, in dem eine der ältesten

Kulturen unserer Weltregion ihre Wurzeln hat - eine Revolution begann, die von einer jungen in erheblichen Teilen bemerkenswert gebildeten Bevölkerung getragen wurde. Die Traditionen der europäischen Aufklärung, die das Abendland ja nicht zuletzt Überlieferungen des Wissens der Antike durch den Islam verdankt, mochte in der islamischen Welt des arabischen Frühlings ja weithin fehlen, aber eine Bevölkerung, die ungleich gebildeter war, als es die französischen Bürger und Bauern am Ende des 18. Jahrhunderts sein konnten, fand offenbar ganz gut zu eigenen Vorstellungen der demokratischen Teilhabe aller und der sozial gerechteren Ausgestaltung ihrer Gesellschaft. So hätte man hoffen und dafür arbeiten müssen, dass diese neuerlichen Impulse einer demokratischen Revolution auch die Bestrebungen um eine Demokratisierung der Demokratie bei uns verstärkten, sodass Demokratisierungsprozesse in Gesellschaft und Wirtschaft dem neoliberalen Zug zu einer „Postdemokratie“ ein Ende setzen könnten. Und dies wäre dann zur entscheidenden Voraussetzungen dafür geworden, dass die demokratischen Bewegungen im nahen Osten dauerhaft stabile ökonomische Perspektiven hätte gewinnen können. Dass es zwischen Tunesien und Ägypten und weiter dann nach Syrien hinauf auch Staaten gibt, in denen ein zivilgesellschaftliches Fundament weitgehend fehlt, stattdessen Stammeszugehörigkeiten und religiöse Unterschiede gesellschaftliche Machtverhältnisse prägen und Diktatoren bedenkenloser und brutaler ihre Macht gegen Bewegungen aus ihrem Volk zu verteidigen suchen, beeinträchtigt diese Überlegung nicht. Es verweist vielmehr noch bitterer auf das über Jahrzehnte hinweg bedenkenlose ökonomische Interessenkalkül der herrschenden Politik in den westlichen Demokratien im Umgang mit solchen Diktaturen,

Soweit diese kurze, späte Reflexion, vierzehn Jahre nach der Urlaubsreise, in der ich vor allem eine kurze Auszeit für einen neuen großen Anlauf in meinen Arbeitsalltag suchte - und in der ich dann den Abstand der Zeit als eine positive, produktive Möglichkeit entdeckte, um meine eigene Zeit besser zu verstehen. Aber dieser Urlaub ist hier noch nicht zu Ende, und so kehre ich zurück zu den Gedanken, die mich seinerzeit an meinem letzten Urlaubstag bewegten:

Die Sonne steht schon tief, die Umriss der Stadt, dieser etwas skurrilen Mischung aus Hotelpalästen am Meer mit ihren Badestränden, viel Bauschutt rückseits und den Sträßchen, wo kleine Läden sind und kleine Häuser, in denen die Ägypter wohnen, treten so noch deutlicher hervor. Der Flughafen wirkt so provisorisch wie die ganze künstliche Touristenstadt. Die Halle, in der wir einchecken, ähnelt eher einem Zelt als einem festen Gebäude. Aber dieses neue Zelt in der arabischen Wüste ist keines wie die aus den Märchen von Tausend und einer Nacht. Diese Welt besteht aus Plastik, es riecht nach Instantkaffee, Reste von Ketchup oder Senf trocknen auf den Tischen an, an denen man wartet, bis der eigene Flug aufgerufen wird. Die letzten ägyptischen Pfund oder Dollars werden ausgegeben. Wir trinken einen Kaffee. Renate schimpft, weil ich, wieder in Gedanken, um ein Haar schon wieder ihren geordneten Alltag durcheinander gebracht hätte. Fast wäre ich mein Sakko, das ich im Gepäcknetz des Busses hatte liegen lassen, los gewesen. Vielleicht war sie auch besorgt.

Nachts auf dem Frankfurter Flughafen wäre mir dann doch recht kalt geworden; aber ich habe noch den Bus entdeckt auf dem weitläufigen Parkplatz, das Sakko hängt mir wieder lose um die Schultern. Unser Gepäck ist auf dem Weg zum Flieger, alles ist wieder wohl geordnet. Wir warten, sprechen über den kommenden Tag, den letzten, ehe der Alltag uns wieder haben wird, oder wir hängen unseren Gedanken nach. Nur Felix wird die Zeit nicht lang. Er ist noch einmal zusammen mit seinem Urlaubsfreund Tim in der Zelthalle unterwegs, ist wie immer neugierig, kommt mit anderen Touristen oder auch mit Einheimischen, die von ihnen leben, ins Gespräch, genießt die letzten Urlaubsstunden, denkt in diesem weitläufigen, modernen Wüstenzelt nicht an alte Märchen, die entzaubert werden durch den schäbigen Alltag derer, die hier immer leben und die hier arbeiten.

Endlich wird unser Flug aufgerufen. Wir belegen unsere Plätze und verstauen unser Bordgepäck. Der Flieger steigt in einen dunklen Nachthimmel. Er wird uns zurückbringen zu Baustellen, die geordneter erscheinen, neben denen wir uns nicht ausruhen können, sondern auf denen es gilt, sich nützlich zu machen, zu den Trümmerlandschaften, die man eher im Verborgenen suchen muss, hinter glatten Gesichtern oder sorgsam aufgebauten glänzenden Fassaden, dorthin, wo die vielleicht nützlichen Fundsachen liegengebliebener Arbeit schwer zu entdecken sind, aus denen sich möglicherweise eine lebenswertere Welt bauen ließe, dorthin, wo ich weiter arbeiten will, weil er nur so beobachtend und handelnd weiter leben kann.

Ich grübele, blicke hinaus in die sternklare Nacht. Links unterhalb der Tragfläche glänzt das Lichte Meer Alexandrias. Von hier oben, wo wir alle wieder unserem, Arbeitsalltag entgegengetragen werden, unterscheidet sich der Anblick kaum von dem einer großen europäischen Stadt. Das Wissen der Antike lagerte einst in ihrer großen Bibliothek, verbrannt, so heißt es als Caesars Legionäre kamen, vielleicht ein Bild für das immer wieder so schwierige Verhältnis von Wissen und Macht. Tatsächlich aber verbrannten die philosophischen Texte der Antike, die hier gesammelt waren, erst vierhundert Jahre später im Sturm der frühen Christen – Fundamentalismus findet sich so zumindest in den Anfängen jeder Religion, in jedem Glauben, der eine offenbarte Wahrheit für sich ganz allein in Anspruch nimmt. Eine neue Bibliothek wird derzeit dort unten gebaut, Erinnerung und Symbol alter Gelehrsamkeit. Doch das Wissen unserer Welt heute wird nicht mehr an einem Punkt versammelt werden, schon gar nicht gelagert, und es wird nahezu allein befragt auf seine Nützlichkeit. Es ist verteilt auf Viele, wächst weiter mit ungeheurer Dynamik, kommt als Expertenwissen über die Menschen, gefordert, gefördert, gefiltert in den Zentren der Macht. In der rasenden westlichen Moderne, die diese Flut hervorgebracht hat von Wissen und zugleich eine Springflut von neuen Fragen, sprechen die neuesten Eliten von der Wissensgesellschaft, von den Chancen, die sie eröffnet, träumen weiter ihre Technikutopien, lassen die vorindustrielle, noch agrarisch geprägte Welt endgültig hinter sich, die gerade unter dem Flieger hinter dem Horizont in einer schwarzen Nacht verschwindet. Afrika, vergessener Kontinent, der nicht auftaucht in den Verlustbilanzen, denke ich – auch ein Gedanke, den ich mittlerweile so auch nicht mehr für richtig halte, denn das Kapital drängt in neuer „Landnahme“ auch hierher - und verges-

sen damit zugleich die eigentlichen Fundamente des Elends, auf denen sich ihre Moderne erhebt, ihre Welt, wuchernd aus der Dynamik sich wechselnd stützender moderner Naturwissenschaften, kapitalistischer Ökonomie und militärisch gestützter staatlicher Macht. Manche Mitglieder der neuen Eliten mögen schwer tragen unter der Last der mit ihrem Wissen wachsenden Möglichkeiten und der mit dem noch rascher zunehmenden Nicht-Wissen anwachsenden Risiken, doch die maßgeblichen Handelnden in den neuen Zentren der Macht sind die entschlossenen Entscheider mit ihren Think Tanks und mit ihren Spindoktoren, stets bemüht, Entscheidungen berechenbar zu machen und klug zu verkaufen in öffentlichen Räumen, in denen ernstlicher politischer Streit schon längst an Schwindsucht leidet. Sie tragen gerne die Last solcher Entscheidung, unsere Mächtigen, selbstsicher, Macht besitzend, sie ausübend nicht selten besessen von ihr und rigoros lächelnd: In den Think Tanks werden ihnen die Szenarien entworfen.^{xxviii} Die immer verbleibenden unkalkulierbaren Restrisiken schrumpfen darin zusammen. Nun gilt es zu handeln. Die Würfel fallen, wie zu allen Zeiten, immer hier und jetzt. Und der Handelnde handelte immer schon gewissenlos – unter Entscheidungsdruck und vielleicht, wie Helmut Plessner meint, im Bewusstsein einer tragischen Schwere des Entscheidungszwangs im Hier und Jetzt. Mit dinglicher Folgerichtigkeit wurde und wird so entschieden, immer wieder setzt sich so setzt sich so eine Dynamik fort, die allzu oft geprägt ist von Täuschung, Selbsttäuschung, Lüge, Ideologisierung bis hin zu Wirklichkeitsverlusten. Und was Hannah Arendt so zum Anlass wird, nachzudenken über „die Lüge in der Politik“, wird anderen zum Selbstlauf, den die Politik längst nicht mehr gestalten kann. Den Systemtheoretikern rast so, wie in der indischen Mythologie, ein selbst verfertigter Jagannathwagen weiter zu Tale, auf den man allenfalls aufspringen kann, nicht wissen könnend, wohin er rollen wird. In den Talkshows unseres Fernsehens wird noch ein wenig das Für und Wider erwogen, für Legitimation zu sorgen gesucht, danach folgt die Werbung. Auch hier muss das Geschäft laufen. Mag sein, dass die Zahl der Aussteiger bei den Angehörigen der Eliten wächst, dass nachdenklich mahnende Zwischenrufe von ihnen gegen Ende einer Macher- und Entscheiderkarriere zunehmen. Es ändert nicht viel. Das Innehalten der Vielen, die letztlich das Getriebe am Laufen halten, Monate der Besinnung an vielen Orten, kollektive Verständigungsprozesse, das täte Not.

Die Stewardess unterbricht den Fluss meiner Gedanken. Gerne nehme ich den angebotenen Tee. Felix döst vor sich hin, Renate macht mich lächelnd darauf aufmerksam. Die Motoren der Maschine röhren gleichmäßig und gedämpft. Ich höre einige Wortfetzen von den Sitzreihen vor oder hinter mir. Sie vermischen sich mit dem Motorengeräusch, Hintergrundrauschen in und von einem technischen System, dem wir uns alle anvertraut haben. Es hat immerhin einen Piloten. Angesichts des Selbstlaufs des Verzehrungsprozesses einer losgelassenen Moderne hingegen, demgegenüber die herrschende Politik sich selbst zunehmend entmachtet, kommt man sich vor, wie in einem Flugzeug, dessen Cockpit leider verlassen worden ist, und in dem der Autopilot den Flieger steuert. Nur sind die Passagiere da merkwürdiger Weise noch kaum beunruhigt. Das Flugzeug hingegen, in dem wir hier wirklich sitzen, gleitet ruhig über

das Mittelmeer, bald über den Balkan. Ich greife zu einem Buch, das ich in der letzten Woche ein, zwei Mal in der Hand hatte, dann aber doch nicht lesen wollte. Seinem Titel nach geht es um eine andere Archäologie, eine der Arbeit. Aber mir geht es ja nicht um deren Archäologie. Mir geht es um die lebendige Arbeit. Und mir geht es nicht allein darum, sie zu beobachten. Ich will dazu beitragen, sie zu gestalten. Ich werde meine Beobachterrolle, von der ich weiß, dass ich immer wieder in sie zurückkehren werde, gelegentlich als Handelnder verlassen. Zwar liebe ich es immer noch nicht, mich auf den Markt zu begeben und zu reden. Auch bin ich kein Mann des geselligen Mittelpunkts, eher doch, wie Wolfgang Koeppen, ein Zuschauer, ein stiller Wahrnehmer, ein Beobachter, einer, der die Menge nicht scheut, aber doch eher die Einsamkeit genießt in ihr. Aber ich weiß, dass es nicht nur um meine Genüsse geht. Ich stimme mich neu ein auf meinen beruflichen Alltag, den ich weiter entwickeln will. Doch ich will jetzt nicht weiter grübeln. Fast freue ich mich auf den alten, immer neuen Alltag, ich habe mir einiges vorgenommen, ich will meinen Garten bestellen, mit den Dingen des Lebens pflegbarer umgehen, und ich möchte mit ein wenig Glück, in tätiger Skepsis, unablässig bemüht, mich selbst zu überwinden und durch geregelte Erfahrung zu einer Art bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen, vielleicht mit Anderen zusammen als Wissenschaftler weiter weben an meinem Teppich, an der Entfaltung neuen orientierenden Wissens, das, ohne dass alte Erfahrungen dabei einfach bei Seite gedrängt werden, theoretisch fortschreitend besser fundiert wird, auch wenn sich fortwährend neue Fragen stellen werden. Vielleicht werde ich über diese Arbeit, und gelegentlich doch politisches Handeln mit wieder Anderen zusammen, am Ende doch etwas nützlich gewesen, einigen anstößig gewesen sein zum eigenen Weiterdenken, zumindest ein wenig Sand gestreut haben in dieses große Getriebe, jedenfalls Nachdenklichkeit erzeugen können gegenüber den großen Abstraktionen, vor denen wir uns fürchten sollten, weil sie so leicht falsche Leitbilder setzen, flirrende Fata Morganen über dem heißen Wüstensand in Seths Reich.

Am Anfang und am Ende unserer Zeit und am Weg vieler Träume

Aufräumarbeiten

Vom großen Nil also, und unversehens dort im großen Strom der Zeit, bin ich seinerzeit zurückgekehrt. Ein kurzes Atemholen war es, grad in jenem Augenblick, in dem Europa nun beginnen sollte, sich vorwärts zu verteidigen, am Horn von Afrika, in Afghanistan. In Teilen zunächst widerstrebend würde es beginnen, eine vielleicht nur schwache Hoffnung auf eine andere, neue Rolle im politischen Geschehen auf diesem Globus zu verspielen und stattdessen dem Imperium zu folgen.^{xxix} Diesen Gezeitenwechsel hin zu einer neuen Geopolitik, den habe ich zu Anfang des neuen Jahrtausends durchaus verspürt, freilich damals noch nicht vollständig begriffen. Vielmehr kam ich erfrischt zurück. Ich hatte durchgeatmet, und ich meinte noch, auf jenem Weg, auf dem ich einmal aufgebrochen war, vor langer Zeit mit bessrem Schuhzeug, leichter Richtungsänderung und neuem Kompass – um in diesem Bild zu bleiben – weitergehen zu können. Nach den „wilden Siebzigern“ und dann, nach dem Ende ihrer Fortschrittsmythen, der Wende zu einem neu gedachten Weg durch die Institutionen meines Landes hatte ich gehofft zu deren Verlebendigung ein wenig beizutragen. Dann hatte ich gespürt, dass ich in ihnen stecken blieb. Dazu beizutragen, gewerkschaftliche Interessenvertretungsarbeit zu erweitern, arbeitspolitisch zu erneuern, schien mit in meinen Forschungsfeldern plötzlich aussichtslos.^{xxx} Aber nachdem ich „den Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens“ erkannt und die „Kontinuität des Herkommens und der Tradition“ fast handgreiflich verspürt hatte, wurde für mich in meiner wissenschaftlichen Arbeit das Bedürfnis nach besserer philosophischer Fundierung dessen, was ich da tat, zunehmend unabweisbar.

Aber solches neues Unterwegssein fand zunächst in meinem Arbeitsalltag statt: doppelgleisig, einerseits in den Projekten, die die „neue Arbeit“ nun zum Thema machten, andererseits in der erneuten Prüfung der Grundlagen, von denen aus ich meine eigene, unverdrossen fortgesetzte Arbeit besser machen wollte.^{xxxi} Erst gegen Mitte der Dekade trug meine Zuversicht nicht mehr so gut. Nicht nur Projektakquisen scheiterten, es war vielmehr die Reakademisierung der Art von Forschung, der ich mich verschrieben hatte, ihre Rückbindung an einen seit Bologna zunehmend zweifelhaften Universitätsbetrieb, die neue, große Zweifel schürten.^{xxxii} Die beiden Reisen, die mich 2004 und 2007 an höchst geeignete Orte für Reflexionen über „den Anfang und das Ende unserer Zeit“ sowie „den Weg so vieler Träume“ inspiriert haben, waren also primär kurze Auszeiten, in die ich aber, insbesondere bei der zweiten Reise, meine neue philosophische Nachdenklichkeit mitgenommen habe. Ich war eben mit neuen Aufräumarbeiten beschäftigt, die mir wichtig waren und die ich gerade auch in solchen Auszeiten nicht hinter mir liegen lassen konnte. Allerdings, gerade von der ersten Fahrt, der nach Kreta erhoffte ich Ruhe und Erholung – und ein wenig war sie für mich auch eine Anknüpfung an die Aufbrüche, hier freilich eher die privaten, der „wilden Siebziger Jahre“. Mit der Ägäis verknüpften sich Reiseerinne-

rungen um die Mitte der 1970er Jahre, zu einer Zeit, als mein Blick auf Griechenland noch geprägt gewesen ist von jenem Bild der Antike, an dem die deutsche Klassik gemalt hatte, das man bei Goethe und Schiller, in Hölderlins Arkadien oder auch, gut eine Generation später in den Marxschen Bemerkungen in der Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie finden konnte: Das Ionische Griechenland als „die geschichtliche Kindheit der Menschheit, wo sie am schönsten entfaltet“ ist, mit „Kunst und Epos“, die noch heute „in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbare Muster gelten“. Und es war damals mein persönlicher Aufbruch, erneut sinnlich mit jenen mediterranen Farben und Bauwerken verknüpft, die mich schon gegen Ende meiner Schulzeit zutiefst fasziniert hatten. Mein kleines Gedicht „Paros 1975“ kennzeichnet diese damalige persönliche Aufbruchsstimmung recht gut.

Paros 1975

Wie schaumgeboren aus der Ägäis Blau,
Zwischen den Schenkeln der Sonne perlendes Licht,
Überstrahlt nur vom Lachen deiner leuchtenden Augen
Läufst über den Strand Du zu mir, der ich schau.

Schwer atmend fallen wir in den Sand
Und am Horizont in diesem flirren der hellen
Sonnenstrahlen, unter abschattender Hand,
Vermischen sich Himmel und sanft wiegende Wellen.

Auf sonnenengedörrtem Land reifen Wein und Feige,
Rastend auf der Steinmauer, flach und breit,
Im lichten Schatten blassgrüner Olivenzweige
Sehn wir die Bauern im Schweiß ihrer Arbeit.

Rotglühend ertrinkt die Sonne im schimmernden Meer.
Und umglänzt mit dem letzten Licht ihrer Strahlen
Stehen die weiß umspannten Flügel der Mühle still
Wie die Zeit im verblässenden Licht dieses Abends.

Froh eilen wir dann durch gepflasterte Gassen,
Blüten, rot leuchtend, die Wände Weiß schimmernd, matt,
An dem schweren Wein dieser Insel, unter rankenden Reben
Lange noch lachend und träumend, trinken wir uns satt.

Allerdings, inzwischen kannte ich Erich Arendts Blick auf die Ägäis, „Starrend von Zeit und Helle“.^{xxxiii} Ich hatte danach und nach einer ersten Lektüre von Christa Wolfs „Kassandra“ ein deutlich erweiterte, ein andere Vorstellungen im Kopf. ich wusste, dass ich hier zu den Anfängen europäischer Kulturgeschichte kommen würde:

„Auf dem Idagbirge Kretas ist Zeus geboren (hier fing die göttliche Zeit an)“, schreibt Arendt; „hier entführt er in Stiergestalt die asiatische Europa. Mit Kreta, räumlich wie zeitlich, begann Europa, begann unsere differenzierte Menschwerdung: unter einem Mittelmeervolk, das kleingestalt. Schlank und behende, rotbraun, dunkeläugig, wahrscheinlich aus Vorderasien gekommen war, wie die späteren geheimnisvollen Etrusker nach Italien. Kreta, ein griechisches Wort, bedeutet die ‚Herrschende Göttin‘.“

In seinem Essay über die „griechische Inselwelt“ sieht Arendt so auf Kreta, „wohl auf längstem Zeitraum die glücklichste Zeit des europäischen Menschen, eine Frühzeit währenden Friedens, voll von Lebensfreude, Schönheit und Gesittung.“ Er richtet so seinen, vermutlich auch ein wenig idealisierenden Blick zurück vor den Beginn unserer geschichtlichen Zeit, als Menschen „in Bild und Symbol“ erste „zeitbesiegende“ künstlerische Formen schufen, und er gelangt schließlich zur minoischen Kunst und feiert, wie in ihr „Naturgebilde und Ornament“ in den Fresken und auf den Vasen erstmalig den „Bann der lebensfeindlichen Mächte, die Starre und Statik bewirkten“ gebrochen haben. Und so erinnert er sich „durch die Hohlader Zeit“, soweit wir Einblick nehmen können“, zurück in das „goldene Zeitalter, das zu Zeiten der alten Griechen und Römer wohl noch im kollektiven Gedächtnis der Zeit bewahrt gewesen ist:

„Ein goldenes Zeitalter, ein Zwischenreich, ein Aufatmen der Erde, zwischen den dunklen magischen Todesmächten an den Ufern des Nils und der kommenden Eisenzeit, die mit den Mythen und Schlachten der Griechen anbrechen sollte.

Ob das Bild von den „dunklen und magischen Todeskräften an den Ufern des Nils“ als Kontrastfolie wirklich überzeugen kann, bleibe dahingestellt. Jedenfalls aber erlebt Erich Arendt die Ägäis in seiner Lyrik, als eine Kulturlandschaft, in die die Möglichkeit unserer Menschwerdung eingeschrieben ist und für ihn geradezu körperlich spürbar wird - angesichts des „Wolfshunger der Geschichte“ im Blick auf die Erfahrung der Nacht des Jahrhunderts zu seiner Lebenszeit nicht hoffnungsfroh, vielmehr eher elegisch. Er sieht im Blick auf Kreta in einem zweiten Essay „Säule Kubus Gesicht“ die Zeitenwende, die später Christa Wolf in ihrer Cassandra-Erzählung Gestalt gewinnen lässt, die folgende Dorische Epoche als „Welt absoluten Vaterglaubens, Vaterrechts“, aber er sieht sie auch münden in die Apollonische Welt „des Hellen, des Geistigen...Verwirklichung der Lebenskräfte und der Natur in blendender Schönheit.“ - eine Feier der Blüte Griechischer Kunst, von der aus er in knappen Strichen den großen Bogen bis in seine Zeit schlägt.^{xxxiv}

Ich hatte das alles vor längerer Zeit gelesen, war kurz vor der Urlaubsreise mit Christas Wolfs Cassandra-Erzählung beschäftigt gewesen und hatte Nikos Kazantzakis Roman „Freiheit oder Tod“ im Gepäck. Der Roman handelt von der jüngeren griechischen Geschichte, vom Freiheitskampf der Kreter gegen die Türken. Der Flughafen in Heraklion ist nach dem Dichter benannt. Ich fand auf der Insel die Ruhe, die ich suchte – und aus ihr heraus gewann ich einen neuen Blick auf meinen Kontinent.

Von Kreta auf Europa blickend

In der heraufziehenden Abenddämmerung werden alle Konturen undeutlich. Die scharfen Grate der Bergkette über dem Meeresstrand verschwimmen gegen den milchigen – pflaumenblauen, ganz langsam dunkelnden Abendhimmel. Erste Sterne glimmen auf. Der fast gerundete Mond schwimmt tief über dem Meer zwischen einigen Wolkschleiern. Auf dem Wasser beginnt es zu schimmern wie Perlmutter. Die

Häuser an der Hafepromenade von Chersonissos haben Lichter aufgesteckt. Die Wunden, die die Touristenstädte in diesen Küstenstreifen geschlagen haben zwischen dem Strand aus grauem Kies und den Berghängen mit ihrem spärlichen Grün, werden von dem dämmrigen Abendlicht gnädig verhüllt. Weit draußen auf dem Meer blinkt die Lampe eines Fischerbootes. Die feine Linie am Horizont hinter ihm verschwimmt wie jeden Abend unter dem violett-blauen Dämmerlicht. Für wenige Augenblicke versinkt Kreta in Unwirklichkeiten.

Das lärmende Treiben aus den Restaurants, Bars und Diskotheken unten an der Promenade dringt mit der leichten Abendbrise nicht bis hier oben herauf, und die Hotelbar in meinem Rücken ist noch fast unbesetzt. Die Gäste sitzen jetzt im Speisesaal. Ich warte. Renate macht sich noch frisch nach der Fahrt über die Insel heute. Die Musik spielt unaufdringlich leise. Ich kenne das Stück nicht, aber es unterstützt eine leicht melancholische Abendstimmung. Ich trinke einen kleinen Schluck von dem Ouzo. Ich lasse den Blick noch einmal über die weite Bucht schweifen. Monet könnte sie in diesen Farben gemalt haben. Von Norden nähert sich wieder ein Flieger. Jeden Abend schweben sie hier ein, wenn sie neue Touristen nach Heraklion bringen. Zuerst sieht man das schwache Blinken der beiden Positionslampen, dann, wenn die Maschinen ihre leichte Rechtskurve zum Landeanflug ziehen, blickt man direkt in ein hell leuchtendes Licht. Der Flieger wird sicher auf dem Nikos Kazantzakis Flughafen landen. Die Touristen werden sich zerstreuen. Sie sind gekommen ihre Auszeiten zu nehmen, an den Stränden, Swimmingpools und Tennisplätzen während des Tages und an den Bars und Diskotheken des Nachts. Etliche werden in Bussen oder mit einem Mietwagen über die Insel fahren. Sie werden ihre verwundeten Landschaften um die größeren Städte und Touristenzentren der Nordküste herum sehen - und darüber hinweg blicken. Schon von der neueren Geschichte dieser Insel, dem Freiheitskampf der Kreter gegen die türkische Herrschaft, und dann dem Widerstand gegen die deutsche Besetzung im zweiten Weltkrieg, werden sie kaum etwas wissen. Hinter dem Lärm und Schmutz der wüsten Vorstädte spüren manche vielleicht dem Reiz historischer Stadtkerne nach, der immer noch beeindruckenden Schönheit venezianischer Bürgerhäuser und Festungen und einiger osmanischer Moscheen und Minarette. Oder andere werfen einen Blick auf die Steinmauern, die uns von den minoischen Palästen geblieben sind. Sie werden im Vorbeigehen auf die Wandbilder des Stiers, des Lilienprinzen, der Delphine blicken. Erinnerungen an Anfänge, von denen wir wenig wissen. Selbst im Palast des Minos wirken die Ruinen für den flüchtigen Betrachter eher bescheiden gegen die späteren griechischen Tempel. Schlanke Marmorsäulen recken sich hier nicht in einen blauen Himmel. Keine aus dem Marmor herausgearbeiteten, fast lebendig bewegten Statuen, blicken von hohen Friesen auf die Besucher herab. Der Verehrung der Götter einer versunkenen Zeit spürt man hier nicht nach. Statt einer herrschaftlich eingerichteten kriegerischen Welt, auf die ihre Götter herabblickten, meint man eher einem Nachhall geselligen Lebens und verspielter Fröhlichkeit zu begegnen. Walter Arendt findet hier „wie menschlich vertraut“ den „Ausdruck der Gesichter auf den farbenfrohen Fresken, die Daseinsfreude, die Friedlichkeit der gemalten Szenen vom Leben, von Spiel, von der religiösen Feier.“

Und verehrt wurden an diesem Ort auch noch Gottheiten älterer, auch noch matriarchalisch geprägter Zeit.

Die Ruinen des Palastes von Knossos ziehen so noch einmal vor meinem Auge vorbei, und Bilder anderer Ruinenlandschaften, in Athen, Rom, Paestum, werden wachgerufen. Es war nie, wie das Diderot für sich beschrieben hat, die Vergänglichkeit von allem, die mich da berührt hat. Ich wurde nicht zu einem philosophischen Nachsinnen über sozial-evolutionäre Prozesse im Sinne seines monistischen Materialismus angeregt. Ich war in solchen Ruinen auf andere Weise in Gedanken versunken mehr bei mir selbst und mir selbst näher als der große Philosoph. Ruinen gewinnen für mich ihre Erhabenheit, weil der bunte Alltag des menschlichen Lebens gleichsam von ihnen abgestreift ist. Die Menschen sind fort. Wir sehen nur Spuren. Spuren einer vergangenen Welt, Überreste davon, wie einmal Menschen sich, ihr Zusammenleben, wie auch die Transzendenz dieser von ihnen gemeinsam geteilten Welt, gedacht und gestaltet haben – besonders deutlich gerade deshalb, weil die bunte Rinde der alltäglichen Wirklichkeit verschwunden ist. Ich weiß noch, wie ich dies zuerst gespürt habe, wenn auch sicher noch nicht so formulieren konnte: in Ostia Antiqua, während der Italienreise meiner Abiturklasse, oder in den Ruinen der Tiberius-Villa auf Capri – wo mein Blick - über Himmel und Meer schweifend, über Ruinen und üppigen Pflanzenwuchs - den Abglanz von Vergangenheiten und die überwältigende Schönheit von Insel und Meer hier und jetzt, erfassen konnte; da ich von allen diesen Eindrücken und Empfindungen zugleich gefangen genommen wurde, in eben diesem einen Augenblick.

Meine Gedanken kehren zu den Ruinen der Minoer zurück. Vielleicht könnte man sich hier auch Menschen vorstellen, die geschäftig waren auf der Straße zum Palast des Minos - unter dessen Resten man den verborgenen Schrecken ihres Labyrinths nicht sieht, die dunkleren Unterseiten der schöneren Bilder, die wir uns heute lieber machen -, oder die in seinen Räumen lebten, die wohnlich wirken und unbefestigt geblieben waren zu den Zeiten der Anfänge Europas. Man konnte hier einen Blick werfen auf den womöglich ersten europäischen Königsthron, der uns überliefert ist. Man möchte sich vorstellen, der unbefestigte Palast sei ein Hinweis auf damals friedliche Zeiten. Aber es kamen keine Feinde über das Meer, weil die Schiffe der Kreter es beherrscht haben. Wo lag die Zeit dieser Insel der Minoer in den Geschichten der Alten von dem goldenen Zeitalter, das dem silbernen vorausging, vor ihrer eigenen Zeit, in Geschichten, von denen die alten Griechen und Römer sich von einer vergangenen besseren Zeit erzählt haben? Wie hatte die Insel ausgesehen, über die dieser Lilienprinz gelaufen war, seine Flöte spielend und von der mir nun etwas aufschien, jeden Abend, wenn sie von Neuem in Unwirklichkeiten verschwamm, für kurze Augenblicke?

Die Touristen werden ein paar Souvenirs kaufen, in den Kaffees an den Hafenterrassen eine kurze Pause machen und dann zurückkehren in die Bettenburgen an die Pools und Badestrände. Weithin ahnungslose Sammler einiger flüchtiger Eindrücke, schaffen sie Devisen heran, streifen die Anfänge europäischer Kulturgeschichte, befördern

die weitere Zersiedlung noch unzerstörter Küstenstreifen, lassen die zerstörerische Kraft des losgelassenen Prozesses der europäischen Moderne hier spürbar werden, wo Europa seine Anfänge nahm. Zeus, geschützt vor dem Zorn des Kronos, wuchs hier in einer Höhle auf. So haben es die alten Griechen erzählt. Hierher entführte er Europa. Hier blühte der wirtschaftliche und kulturelle Austausch zwischen der Minoischen Kultur und dem alten Ägypten. Gerne hätte ich gewusst, wie sich das Bild dieser Landschaft damals vor einem Beobachter ausbreitete – noch nicht zersiedelt und verwüstet, aber im Dämmerlicht auch ohne diese Illumination, die wir Thomas. A. Edinson verdanken. Von hier floh Daedalus, zu seiner Zeit die Kenntnisse um Wissenschaft und Kunst mit sich nehmend. Und schon auf diesem Flug stürzte Ikarus. Welche Hybris trug ihn, als er zu hoch flog?

Ich trinke noch einen Schluck und lehne mich in meinem Korbsessel zurück. Der nächste Flieger schwebt gerade über die Bucht herein. Auch er wird sicher landen. Der Blick auf den Flieger unterbricht meinen Gedankenstrom. Ich beobachte nun die Menschen um mich herum. Die Bar füllt sich allmählich. Fröhliche Gesichter sehe ich. Gesprächsfetzen wehen herüber. Entspannte Urlauber sitzen an den Tischen. Ich habe hier neue Freunde getroffen, wo ich es am wenigsten erwartet hätte. Die Abende sind mir so nicht lang geworden an dieser Bar. Wir haben uns ausgetauscht – nicht nur über Ausflugziele und Eindrücke hier auf dieser Insel, sondern vor allem auch über wechselseitige Erfahrungen aus unseren Aufbruchsjahren nach 1968, über gewerkschaftliche Kämpfe, über Personen, denen wir in unserem politischen Leben begegnet sind, über Hoffnungen, die enttäuscht wurden. Wir haben uns mit kleinen Sarkasmen über die schlechte Wirklichkeit wechselseitig bestätigt, und wir haben aneinander gesehen, dass wir immer noch weiter machen konnten und mussten. Vielleicht haben wir so wechselseitig mehr neue Kraft aus diesem Urlaub gezogen. Peter und Anneliese, die neue Urlaubsbekanntschaft, sind heute Morgen abgereist. Ich werde mit Renate und unserem jüngeren Sohn noch drei Tage bleiben. Drei Mal noch werde ich in diesem pflaumenfarbenen Abenddämmerlicht verspüren, wie die Welt um mich herum unwirklich wird. Und immer wieder werde ich mich dann fragen, ob nur die Eule der Minerva in der Dämmerung fliegt, oder ob und wie über das nacheilende Erkennen unserer Wirklichkeit doch eingreifendes Handeln möglich werden kann.

Ent-täuschung und neue Orientierungssuche

Drei Jahre später hatte sich vieles verändert. Ich steckte wieder fest, sah mich zunehmend als „Einzelkämpfer“, und dass die Arbeits- und Industriesozilogie neu im Aufbruch sein könnte, war mir sehr zweifelhaft geworden.^{xxxv} Auf Kreta waren mir die massiven Zweifel Erich Arendts an dem positivistischen Fortschrittsglauben unserer Zeit noch nicht so bedrängend vor Augen gestanden, wie er sie in seinem Gedicht „Elegie“ als Möglichkeit der völligen Zerstörung der menschlichen Lebenswelt denkt:

„Dunkel, Gefährten, ist/der Weltraum, sehr dunkel“!/sich krümmend – und für/einen Blick/wächst,/was ihn auslöscht./Uns die/unwiederbringliche Erde! Doch/die verdinglichte Asche,/graue Lawine/rollt die/abgeleistete Stunde/...Leg/die Stirn/unters lautlose/Fallbeil Zeit:/Erglimmt, greifbar/ein Flugkorn, noch/der Tag?“

Aber es hatte seither die Diskussionen gegeben mit Weggefährten: jenen die verbissen weitermachen wollten und jenen, die – frustriert über die akademischen Jahrmärkte der Eitelkeiten und die Erfolglosigkeit der eigenen Anstrengungen darum, im Dialog mit der außerwissenschaftlichen Praxis wenigstens kleine Erfolge zu erzielen - hoffnungsmüde geworden waren und sich entschieden hatten, sich zurückzuziehen. Hier die fortgesetzte Sysiphosarbeit ohne, wie ich fand, hinreichende immer neue grundlegende Reflexion, dort ein Ausstieg in einer Haltung, die, so schien es mir, Theodor W. Adornos „Negativer Dialektik“ nahe kam. Ich hatte beides zu respektieren, und mir waren in beide Richtungen fortgesetzte Dialoge wichtig. Dazu, und zunächst zur Klärung der eigenen Position, hatte ich damit begonnen über Poesie, Philosophie und Politik neu nachzudenken. In diesem Urlaub jedenfalls hatte ich meinen Laptop, ein begonnenes Manuskript zu meinen eigenen Überlegungen „über philosophisches Denken“ und einige philosophische Texte im Gepäck.^{xxxvi} Und unser Urlaubsort, das Dörfchen Verdings, oberhalb von Klausen über dem Eisacktal, an dem Weg, auf dem so viele hoffnungsvollen Italiener gezogen sind – ganze Völker zu Zeiten der Völkerwanderung in Europa, Kaiser und Könige mit ihren Heeren oder auf ihrem Canossagang -, war ein Ort, für diese Zwecke wie gemacht. Ich habe hier meine damaligen Reflexionen zu einem ersten Zwischenergebnis bündeln können. Es lautete:

Zwischen Hannah Arendts Beharren auf der *conditio humana* und den einleitenden Sätzen Ernst Blochs zu seiner „Tübinger Einführung in die Philosophie“ und Helmuth Plessners kritischer Replik darauf - gegen Blochs: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst“, Plessners: „Dass ein jeder ist und sich nicht hat“ – mühte ich mich um eine eigene Position. Mit dem auf den ersten Blick kaum aufzulösenden Widerspruch meinte ich, müsse sich leben und (über)lebend umgehen lassen. Bloch, kreist in seinem Denken um das Unfertige, noch nicht Gewordene unserer Welt. Es geht um immer neue Möglichkeiten. Die philosophische Anthropologie Plessners oder die Akzentuierung der *conditio humana* bei Hannah Arendt schärfen demgegenüber eher den Blick für evolutionär gezogene Grenzen menschlicher Möglichkeiten. Und beides hat sein Recht, insofern die biologische wie die soziale Evolution uns bedingen, jedoch keineswegs an ihrem Ende angekommen sind. Und beides zu bedenken im Blick auf unsere soziale Evolution bedeutet, darüber nachzudenken, wie wir uns im Raum des privaten und im politisch verfassten öffentlichen Raum der Freiheit haben können als wechselseitige Bereicherung der Möglichkeiten unseres Seins.

Die Bloch'sche Formulierung muss ja nicht heißen Schaffung des neuen Menschen im Sozialismus. Und sie ist bei einem Philosophen, der neben der Kategorie des treibenden Widerspruchs auch die des beharrenden Widerstands zu berücksichtigen

forderte, wohl auch schon materialistisch geerdet – etwa gegenüber der Emphase des Hegelianers Heinrich Heine, der auf eine Revolution „nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen“ hoffte. Aber es schwingt in ihr doch immer noch ein problematischer Rest eines eschatologischen Denkens mit. Den Menschen in seiner exzentrischen Positionalität (Plessner) als aufwühlend unergründliches Wesen zwischen Engel und Tier, das seine Gründe immer noch vor sich hat, hat erst die Philosophische Anthropologie in aller Nüchternheit zu erfassen versucht: Den Menschen und seinen Bezug auf Welt, seine Lebenswelt, macht die Möglichkeit des Zurücktretens, Innewerdens, der Selbstreflexion aus – aber er ist dabei immer mitweltlich konstituiert: Er hat Außenwelt, der gegenüber er ein Zentrum bildet, und er ist zugleich deren Peripherie, also deren Teil. Er ist ein Ich und gleich ursprünglich ein Du. Er hat eine Innenwelt, und sie hat zugleich, als immer schon dialogisch konstituierte, ihn. Er hat eine Mitwelt, und er ist deren Teil. Der Heideggersche Satz, auf der Suche nach dem eigentlichen Selbst fast verzweifelt formuliert, „jeder ist der andere und keiner ist er selbst“, ist so gesehen unaufhebbarer Kern immer (mit)menschlichen Existierens. Und in diesem Existieren, das sich prozesshaft vollzieht, in dem Individuierung und Aufgehen in Anderen, anderen Einzelnen und Kollektiven, stets neu geschieht, geht es folgerichtig beständig darum, Grenzziehungen zu vollziehen, zu respektieren, zu überschreiten, neu zu finden. Poesie wie Philosophie können sich dabei aus dem verworren Gegenwärtigen und der immer neuen politischen Entscheidung des Augenblicks heraushalten, dem unabgeschlossen Abgründigen in unseren Verhältnissen, woran Poesie, „immer bewegt in sich“, uns gelegentlich streifen lassen und das die Philosophie denkend durchdringen mag. Aber in diesen, unseren Verhältnissen leben wir als Einzelne in mitmenschlicher Existenz immer in Kooperation und in Konflikt. Und diese Auseinandersetzung mit den selbst produzierten Verhältnissen können wir, bescheidener geworden gegenüber den Zeiten des großen Aufbruchs der idealistischen Philosophie, vielleicht verstehen im Sinne kluger und naschhaltiger Ausschöpfung der uns heute evolutionär gegebenen Möglichkeiten, wobei die Frage nach deren Erweiterung im Zuge eben solcher Ausschöpfung spekulativ offen bleiben muss und entsprechend vorsichtig zu handhaben ist.

Vielleicht ließe sich so sagen: „Ich bin. Und ich habe mich nie. Aber wir werden doch.“

Und ich habe seinerzeit, so philosophierend, eine Landschaft genossen, die, auch eine alte Kulturlandschaft, wahrhaftig Raum bot, meine Gedanken schweifen zu lassen.

Am Weg in das Land vieler Träume: Verdings

Soviel Landschaft um uns herum war noch in keinem Urlaub. Vor der Terrasse die Wiese, Rosensträucher und Obstbäume, rechts leicht abfallend die Weide für die Ponies und Esel, dann Obst- und Kastanienbäume und vor uns zwei weitere Gehöfte. Halb links davon, leicht ansteigend über einer weiteren Wiese die ersten Häuser

und der Kirchturm von Verdings. Hinter uns das sich weiter empor ziehende Tal, Latzfons auf halber Höhe, dann Tannenwald und darüber die Alm. Flache Bergkuppen so um die 2500 Meter hoch. Rechts neben uns das tief abfallende Tal, davor noch einige Kastanien- und Walnussbäume entlang der alten Straße, auf der einst Kaiser und Könige gen Italien gezogen sind. Auf der anderen Seite des Tals zu meiner Rechten der steil ansteigende, bewaldete Hang, wo oben, neben dem alten Stolleneneingang eine Fahne weht. Silberbergbau begründete einmal den Wohlstand von Wilanders und Klausen. Und dann der weite Blick nach Südosten über das dem Blick verborgene Eisacktal hinweg mit Klausen und dem Kloster Säben, das darüber thront. Auf der anderen Seite des Eisack-Tals erst sanftere Bergkuppen und darüber das Massiv des Schlern, ein erster Eindruck der Dolomiten – irgendwo dahinter, dem Blick entzogen wie der Tourismus, der dort den Naturpark prägt, König Laurins Rosengarten. Oben von der Dorfstraße, oder noch besser von Feldthurns, der nächsten Ortschaft aus, wo sich die Bischhöfe von Brixen ihren Sommersitz errichten ließen, sähe man weiter links auch noch von weitem die Geissler-Gruppe: zerklüftete Zinnen, bis zu 3000 Meter hoch, ein Anblick der ganz der Vorstellung von den Dolomiten entspricht. Rechts vom Schlern-Massiv aber blickt man von unserer Terrasse aus über schon flacher scheinende Bergketten weit nach Süden über das Tal der Etsch hinweg auf Landstriche, wo einen schon mediterranere Eindrücke erwarten. Das Trentin und der Gardasee sind dann nicht mehr weit. Und dahinter, über die Poebene hinaus liegt Mantua. Auch diese Region hatte ihre Freiheitskämpfer gegen die Obrigkeit - konservative Revolutionäre für die Wiederherstellung ihrer alten richtigen Ordnung, konservative Revolutionäre wie Schillers Willhelm Tell, hier allerdings kämpfend für Gott, Kaiser und Vaterland. Ihr Widerstand gegen Napoleon erregte Aufmerksamkeit in Europa, war ein Impuls für den frühen Tourismus, der sich im 19. Jahrhundert entwickelte. Andreas Hofer als sein überraschender Impulsgeber. Im Touriseum von Schloss Trautmannsheim bei Meran lässt sich dass besichtigen.

Hier neben den Rosensträuchern neben Terrasse und Wiese spürt man nichts von den Urlauberströmen, jenen, die sich über die Region verteilen und jenen, die weiter fahren über die Brennerautobahn nach Italien hinein. Über den Berghängen türmen sich Kumuluswolken auf, von stetig wechselnder Gestalt. Sie geben der Phantasie weiteren Raum. Man kann sie hier, fern von den Zwängen des eigenen Arbeitsalltags, zeitvergessen und vor einem so weit gespannten Horizont, schweifen lassen wie kaum an einem anderen Ort. Man atmet hoch über dem Tal eine klare Luft und blickt über die alten Kulturlandschaften, in die mit den hohen Bergmassiven Natur hinein ragt in immer noch großer Ursprünglichkeit.

So liegt man entspannt auf der Terrasse, lässt die Gedanken schweifen, blickt vielleicht auch einmal auf eine der jungen Katzen, die dort einander jagen und das Mäusefangen üben, dann wieder nur faul im Schatten dösen oder aber einen mit großen Augen anschauen, als könnten sie so die nächste Portion Futter herbei blicken. Manchmal gelingt ihnen das sogar. Dann lässt man wieder den Blick in die Weite schweifen, schließt erneut die Augen, träumt. Stunde man nun weiter oben mit freiem Blick auf das Eisacktal und Klausen zwischen seinen tief eingeschnittenen steilen

Hängen, z. B. mit dem Blick von Fonteklaus aus, oder noch besser ganz hoch oben auf dem Brixener Hausberg, der Plose, mehr als 2000 Meter über dem Tal, die einem den weiten Blick über die Dolomitenketten im Süden, das Rittner Horn im Südwesten und die Ötztaler Alpen nordwestlich am Horizont eröffnet, und sähe man dann noch unter sich zwei Greifvögel ihre Kreise ziehen, man bekäme eine sinnliche Vorstellung von Georg Büchners Darstellung der Wanderung des Jakob Michael Lenz durch die Vogesen ins Steintal: Alles scheint zum greifen nah, wie auf den Reliefkarten, die hier in den Ortschaften stehen. Die Vorstellung des Lenz mit zwei, drei Schritten, oder wie im Flug des Greifvogels, einen beliebigen Ort am gegenüber liegenden Berghang erreichen zu können, erscheint plötzlich gar nicht mehr so völlig verdreht. Die Büchnersche literarische Darstellung der beginnenden Schizophrenie dieses Dichters des Sturm und Drang gibt einem plötzlich die Idee, dass hier einer gemeint haben mag, er müsste doch eigentlich in solcher Berglandschaft die Schwere des irdischen Daseins abstreifen können. Schließlich sind wir mit Lenz am Beginn des neueren philosophischen Idealismus, der Erkenntnis von der Lust, ein Ich zu sein. Die Übergänge sind fließend, in denen da im Denken wie im Handeln die Bodenhaftung verloren gehen kann. Erst das Auf-dem-Kopf-gehen-Wollen macht die Verücktheit des Weltverhältnisses dieses Jakob Michael Lenz wirklich greifbar, verzweifelt an der Wirklichkeit des Ancien régime, die gerade zustrebt auf die Französische Revolution, bereits von den Hoffnungen und auch Illusionen getrieben, die sich in ihr Bahn brechen werden.

Aber Du bist nicht in den Vogesen und Du lebst nicht in den Zeiten einer frühen europäischen Aufklärung. Auf Diderot, Voltaire, Kant sind längst Hegel und Marx, das Jahrhundert der gescheiterten Revolutionen und die Nacht des 20. Jahrhunderts, sind Nietzsche, Heidegger, Foucault, Agamben und viele andere gefolgt. Du wirst vielleicht heute Abend erneut an Deinem Essay über Philosophie sitzen und über die Widersprüche und Widerständigkeiten Deiner Zeit nachdenken. Du wirst so diese Tage größtmöglicher Distanz zu den Zwängen Deines Alltags nutzen, der aufgezehrt wird von Wissenschaft und Politik. Vielleicht macht ihr nachher noch eine kleine Wanderung, hinauf nach Latzfons oder hinüber nach Feldthurns, auf ein Eis oder einen Espresso, vorbei an alten und neuen Bauernhöfen, an Orten, denen man Wohlstand ansieht, die noch eingebettet sind in Geschichte und Tradition, aber in denen sie sich längst auch bricht. Die Älteren erzählen einem das hier im Blick auf ihre Kinder. Über die mittlere Generation ist einiges von der Emanzipation der Frau angekommen. Man arbeitet längst überwiegend in Industrie und Dienstleistung. Die Höfe sind Nebenerwerb, z. T. Interieur für die Ferien der Touristen auf dem Bauernhof. Die Jungen blicken auf die Verlockungen der entgrenzten kapitalistischen Welt. Deren Gefahren scheinen hier hingegen noch weit. Eben zu der nachmittäglichen Beerdigung eines Mitbewohners sind sehr Viele aus dem Dorf gegangen. Die Kirchenglocken haben lange geläutet. Tradition bindet und wird gepflegt. Aber das Internet ist längst überall. Eine wirklich zunehmend entgrenzte Welt prägt auch den Alltag in den Dörfern abseits und weit oberhalb der Brennerautobahn. Man ist nicht mehr so sicher, ob die ganz Jungen, getrimmt auf den raschen Konsum und hoffend

auf Beschäftigung in der Stadt, die Höfe dereinst so weiter führen werden. Tradierte Ordnungen werden allemal auf den Kopf gestellt.

Ihr werdet das kaum besprechen, wenn ihr gleich nach Latzfons geht. Eher über die Schönheit der Landschaft reden, darüber; was ihr für morgen noch zum Essen einkaufen solltet, welcher größere Ausflug sich bei welchem Wetter noch anbietet, vielleicht auch über die kleinen Katzen hier auf der Terrasse. Ihr werdet froh sein, noch einige Tage weitab von allen abstrakten Zwängen zu verbringen, die dann wieder den Alltag erschweren – und Du wirst an den Abenden immer wieder die zeit-räumlichen Freiheiten dieses Ortes zu nutzen versuchen und Deine Gedanken schweifen lassen in der Unbedingtheit mußevoller Augenblicke an diesem geräumigen Ort.

Arbeitshypothesen im Gepäck: Philosophische Thesen vom 13.08. 2006

1. Im philosophischen Diskurs der Moderne wird die menschliche Lebenswelt reflektiert als ein Produkt der menschlichen Vernunft. Dass sie von einem höheren, als Gott bezeichneten, Wesen eingerichtet sei, kann im Rahmen dieser Vernunftkritik (bei Kant) gegen Leibniz' älteren Lösungsversuch des Theodizeeproblems gedacht werden im Modus eines also ob. In der Philosophie der Moderne liegt hier, und ähnlich in der Französischen Aufklärung bei Diderot, ein Denken, von dem her der Mensch schließlich philosophisch konsequent gedacht werden wird als der Schöpfer seiner eigenen Lebenswelt.
2. Unsere Lebenswelt als göttliche Schöpfung zu denken, Kennzeichen aller menschlichen Kulturen bis dahin, erscheint mithin nunmehr als eine von vielen Möglichkeiten der Sicht auf sie, als ein mögliches Produkt unserer Einbildungskraft. Nicht mehr die Freiheit eines Christenmenschen, als Freiheit innerhalb eines göttlich gesetzten Rahmens, sondern die Freiheit des Menschen, als eines autonomen zu moralischem Handeln befähigten Wesens wird nun zu denken möglich. Die Lust, ein Ich zu sein (Safranski) kennzeichnet das Denken des deutschen Idealismus nach Kant (und ist schon in Goethes Prometheus-Gedicht vorweggenommen, das vermutlich den früheren französischen Materialismus/Naturalismus (d'Holbach, Diderot) reflektiert.
3. Diese, entwicklungsgeschichtlich späte, Reflexion auf das autonom gedachte Individuum der Aufklärung, frei für den Weg aus der Selbstverschuldeten Unmündigkeit, eröffnet den Blick auf die menschliche Lebenswelt als das Produkt einer selbst gemachten Geschichte – und dies begründet, ausgehend von der klassischen deutschen Philosophie, unterschiedliche Horizonte einer neuen, erst idealistischen, dann materialistischen, Geschichtsmetaphysik. Später, in und nach der Nacht des 20. Jahrhunderts – dies nennen wir die Dialektik der Aufklärung – gewinnt die Einsicht Raum, dieser selbstgemachten geschichtlichen Welt mit ihren eigenen Dynamiken weitgehend hilflos ausgeliefert zu

sein. Ohne Gott und ohne der Aufklärung Zuversicht droht die folgerichtige Notwendigkeit losgelassener Prozesse.

4. Zunächst einmal aber greift die Vernunftkritik, die den verschiedenen Bildern einer selbstgemachten Geschichte, oder eines selbst entfesselten Geschicks zugrunde liegt, selbst erkenntnistheoretisch zu kurz. Sie, die Vernunftkritik ist Teil eines langen, weit vor den Menschen liegenden evolutionären Prozesses der (Erd)Natur. In deren Kreaturen ist Vernunft, als Naturerkenntnis, lange vor dem Auftauchen der ersten Menschen immer schon praktisch am Werke - zugleich aber spielen hier auch andere, evolutionsgeschichtlich sehr tief liegende Antriebe des Lebens ihre Rolle. Diderot spricht von der Passion, die der Vernunft vorangeht, Schopenhauer stellt den Willen der Vorstellung gegenüber. In Deutschland ist es so Schopenhauer, der so die Kantische Erkenntniskritik radikalisiert – und der neuen Vergöttlichung der Vernunft zugleich den Boden entzieht.
5. Wir sitzen also vielleicht auf den obersten Zweigen jenes „Baums der Erkenntnis“, mit dem wir uns bildhaft das zu einem Bewusstsein seiner selbst kommen der Natur vorstellen können (Maturana/Varela), von der wir ein Teil, ein aufscheinendes Moment sind, und wir mögen in diesem Sinne die ersten auf dieser Erde sein, die, anders als die Tiere, Welt haben (Plessner). Aber evolutionär ist schon lange vor uns die Entwicklung und praktische Tätigkeit jener Erkenntnisinstrumente im Gange, auf die auch wir uns stützen – und die uns – jedenfalls alltagspraktisch – zugleich begrenzen. Und diese evolutionär durch unsere Erdnatur begrenzten Erkenntnisinstrumente sind es, die Kants Nachdenken über das „Ding an sich“ begründen.
6. Wir sind aber, innerhalb dieser von Kant gedachten Erkenntnisgrenzen, die Wesen – bei vermutlich fließenden Übergängen von den anderen Primaten her, aber auch einigen anderen Tieren – die aufgrund ihrer „exzentrischen Positionalität“ die Vorstellung eines Selbst im Sinne eines ver-selbstständigten Moments in und gegenüber diesem evolutionären Prozess entwickeln konnten. Nur deshalb haben wir Welt. Mit ihr haben wir aber auch zugleich die Frage, wie wir sie haben, diese Welt, in welchen Grenzen sie unserer Erkenntnis zugänglich ist. Aber mit diesem Problem der Welterkenntnis haben wir auch alle die Vorstellungen davon, ihrem übergreifenden Prozess ausgeliefert und – anders als er – selbst nur endlich, oder – nachdem wir selbst dessen Endlichkeit erkannt haben - im Vergleich zu ihm doch von extrem kurzer Dauer zu sein.
7. Die Möglichkeiten des Umgangs mit dieser Einsicht sind vielfältig: Wir können uns , immer noch, einen – abstrakten, unserer Vorstellungskraft entzogenen - göttlichen Ursprung all dieser Prozesse und uns als von dessen Schöpfer gemeinte Krone dieser, seiner Schöpfung denken – ihm, dem von uns gedachten Schöpfer aber auch immer noch in popularisierten Vorstellungen menschliche Anschaulichkeit geben. Außerhalb der Wissenschaftssysteme ist das noch

immer die vorherrschende Art, in der Menschen Welt denken. Wir können aber auch die Naturprozesse selbst vergöttlichen, von denen wir evolutionäres Teilmoment sind, Wir können uns als diese Naturprozesse immer mehr durchdringend und (potentiell) beherrschend begreifen und uns so ihnen gegenüber als praktisch autonom zu setzen versuchen. Wir können uns in dieser Weise gewissermaßen als aus uns selbst schöpfende Vernunft zu setzen versuchen, die Vermenschlichung unserer diesseitigen Endlichkeit als ein den Hoffnungen auf jenseitiges Glück gleichwertiges Ziel setzen, oder wir können uns gar als aus den begonnenen Prozessen unserer Naturbeherrschung heraus von aller Natur in unseren Ursprüngen emanzipierbares Denken zu setzen versuchen (Kurzweils Traum), wobei wir allerdings von allem absehen, was den Reichtum unserer Existenz als endliche Wesen ausmacht. Wir können aber auch über die zufällige und sinnlose Endlichkeit unserer natürlichen Existenz angesichts der Sinnlosigkeit und Grausamkeit der Natur verzweifeln - und vielleicht versuchen, unsere unter solchen Bedingungen gegebene endliche Existenz im Modus eines „besseren Bewusstseins“ immerhin in Auswegen der Kontemplation, Meditation, des Kunstgenusses oder des dionysischen Rausches zu ertragen (Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger), oder aber das im Sinne dieser Endlichkeit und Sinnleere unserer Existenz als eine Art Absurdität begreifen, die uns vor die Herausforderung stellt, ihr durch unsere individuelle Lebenspraxis sinngebend zu begegnen (Camus). In jedem Falle aber sind wir es, die so auf die eine oder andere Weise unserem endlichen Leben Sinn zu geben suchen.

8. Alle Versuche solcher Sinnggebung, die wir kennen – von jeglicher religiöser Transzendenz über die Versuche einer verewigenden Überschreitung unserer diesseitigen Immanenz bis hin zu den bescheideneren Bemühungen, sie nach menschlichem Maß besser zu gestalten oder uns in ihr als uns immer feindlicher Natur, um und in uns, wenigstens erträglich einzurichten – haben eines gemeinsam: Sie sind Sinnggebungen, die das „ganz und gar Scheißige unserer diesseitigen Endlichkeit“ (Goethe), das uns immer wieder einmal zum Bewusstsein kommt, dennoch für uns lebbar machen sollen, Sinnggebungen also für unsere endliche diesseitige Existenz.
9. Die Evolution des Universums, die unsere Physiker auf der Suche nach einer Weltformel derzeit immer besser zu verstehen suchen, und darin die Entwicklung jener Erdnatur, von der wir ein kleines Entwicklungsmoment sind, vollzieht sich in Zeiträumen, die wir vielleicht abstrakt erfassen können, die aber weit jenseits der Vorstellungskraft liegen, zu der wir als kurz aufscheinendes Moment der Erdnatur in der Lage sind. Dieses Universum, das für uns im Zeichen der seither weiter fortgeschrittenen Physik nicht mehr Kants „gestirnter Himmel über uns“ ist – dem er das „eherne Gesetz in uns“ zur Seite stellt, um in eins unsere Winzigkeit und Besonderheit/Größe zum Ausdruck zu bringen - , war lange vor uns – im Maßstab unserer kleinen menschlichen Ewigkeit un-

endlich lange. Und im Blick auf alle uns verfügbare Kenntnis der Evolutionsgeschichte wird es noch lange nach uns dauern.

10. Ob es schließlich wieder in sich zusammenstürzt, um dann in einem neuen Urknall zu explodieren, oder ob es in einer allem Lebendigen gleich-gültigen Ödnis der Entropie verschwindet, darüber mögen die Physiker streiten. Es ist ein Streit über Weltformeln, die unserer menschlichen Lebenswelt so fern sind, wie der Urknall, den sie zu verstehen versuchen – und es ist ein Streit, in dem die Naturwissenschaften noch immer ihr Erbe mit sich austragen: Es ist ihr Ringen um jene absolute Wahrheit, die vor ihrem Aufstieg einmal als verkündet galt in der Offenbarung der Religion. Diesen (heimlichen) Anspruch auf die Verkündung objektiver Wahrheiten haben die Naturwissenschaften von der Religion geerbt und an sie knüpft sich die *Wissenschaftsgläubigkeit* unserer Zeit. Ich lobe mir hier die Kantische Gelassenheit gegenüber seinem ‚Ding an sich‘.
11. Indem wir aber, als der menschlichen Vernunftkritik fähig und auf dem Erkenntnisstand unserer heutigen Naturwissenschaften, auf diesen alles uns Bekannte übergreifenden Prozess schauen - und so auch auf den im Vergleich für uns fast wirklich überschaubaren Prozess der Entstehung und Entwicklung unserer Erdnatur - und indem wir uns – wie er gemacht aus Sternengstaub - als kurz aufscheinendes Moment in ihm zu verstehen versuchen, gewinnen wir die Möglichkeit, unsere *conditio humana* von Neuem zu bewerten – unsere Welt zu lieben, uns aus unserem eigenen Leben nicht allzu viel zu machen, aber tugendhaft, und das heißt gerecht, glücklich zu leben und den Tod nicht zu fürchten (Diderot).
12. Diese unsere kurze menschliche Unendlichkeit – Unendlichkeit in dem Sinne, dass wir dem Transzendenzproblem nicht entgehen können, die Endlichkeit unserer irdischen Existenz wissen, aber schon in einer irdischen Lebenswelt leben, die für uns als Gattungswesen hinaus reicht über jede einzelne Existenz – erweist sich als sehr groß. So groß erscheint sie uns, dass unsere Vorstellungskraft sich das fast unvordenkliche der Geschichte dieses Universums, aus dem wir sind als Teil der Erdnatur, einverleiben kann - jedenfalls abstrakt. Wir können uns denken in diesem uns nur abstrakt zugänglichen übergreifenden Prozess – und wir können uns glücklich denken, als ihn so verstehen könnende und als in ihm auf dieser Erde immer gestaltungsfähiger werdende Wesen, wenn auch nur gestaltungs- und zerstörungsfähig (!) in den Grenzen unserer menschlichen Lebenswelt.
13. Und wir können, so sinnend und handelnd, beides bewerkstelligen, was es uns ermöglicht, dieses Leben für uns sinngebend zu führen in einem Modus des als ob, der uns allein noch möglich ist nach den Einsichten der Vernunftkritik: Wir können ehrfürchtig staunen angesichts der uns übergreifenden Prozesse und im Blick auf die Schönheiten und Füllen der Erdnatur aus der wir sind und, als Gattungswesen, weiter werden können. Und wir können unsere

Freiheit, praktisch handelnd und „Welt“ verändernd nutzen, um ihn besser einzurichten, diesen Raum uns umgrenzender Möglichkeiten – für uns und für die Menschen, die auf uns folgen sollen, aber auch für unsere Mitgeschöpfe, die ihn erst ausmachen, seinen Reichtum an unausgeschöpften Möglichkeiten.

14. Doch wir können auch der Hybris verfallen, uns im bodenlosen Gedankenflug erheben zu wollen über die Natur, aus der wir sind, oder – indem wir gedankenlos im Hier und Jetzt verschwenden, was uns naturgegeben wie auch geschichtlich errungen ist – der ‚föhllosen Notwendigkeit‘ der Natur in und um uns ihren Lauf lassen, dass die Möglichkeiten einer vermenschlichten Natur auf dieser dunklen, uns bergenden Erde nicht mehr lange gedacht werden und nur Vorschein bleiben einer nie realisierten Möglichkeit. Nicht Rückfall in die Barbarei, wie Marx das dachte – befangen noch im Denken einer Newton’schen Physik – sondern Rückfall in das Nichts, das dann bleiben wird aus der Perspektive einer Menschlichen Lebenswelt, die dann nicht mehr ist.

Fremde Welten: Grandiose Natur, Amerikanischer Traum und Albträume beim Sinkflug des Adlers

Erschrecken, staunen, sinnend handeln: Produktive Muße-Zeit in einem fremden Land

Reisen bildet, heißt es. Gewiss, aber diese Möglichkeit auszuschöpfen, setzt voraus, dass man sich entsprechend vorbereitet, seine Reise so zur dieser Chance auf Bildung macht. Mir blieb da nur, das Fremdsein als „die Möglichkeit des Begreifens“ zu nutzen. Ich habe vorbereitend nicht viel mehr getan, als einen konventionellen Reiseführer zu lesen. Alle konkreten Planungen für diese Reise habe ich meinem Mitreisenden überlassen. Dafür gab es Gründe. Malte hatte die Erfahrungen einer Amerikareise nach Kalifornien und Nevada schon gemacht, ca. zehn Jahre zuvor. Er hatte sich auch dieses Mal für gerade diese Reise stark gemacht. Ich war am Ende einverstanden. Ich war mit Anderem beschäftigt, habe meine Prioritäten anders gesetzt. Das letzte halbe Jahr vor dieser Reise war arbeitsintensiv.

Meine Stimmungslage war zwei Wochen vor dem Urlaub sehr gemischt. Diese Zeit, im Wesentlichen eine Osterwoche, hatte ich nutzen können. Um mich ein wenig auszurufen, nach Lesen eines Reiseführers, und in Kenntnis des Programms von Malte war ich aus auf Naturerlebnisse. Wir beide waren das. Was wir wollten, war ein Ausstieg aus dem Alltag, Zeit zur Muße in der großen Natur, ein wenig Land und Leute und vielleicht Gelegenheiten für Gespräche zwischen uns, einen Austausch zwischen zwei Generationen. Doch mir war auch klar, dass diese Reise auf die eine oder andere Art noch eine andere Begegnung würde: das Herz der „freien Welt“, der „freien Marktwirtschaft“, der neoliberal globalisierten Welt und ihrer Fortschrittsbilder, ja auch das war unser Ziel. Unvermeidlich, dass ich da mein Bild des neuen „Empire“ in den Zeiten des „Sinkfluges des Adlers“ im Gepäck mit führen und auf der Reise prüfen würde. Und auf den anderen Blick von Malte war ich sehr gespannt. Ein wenig jedenfalls stand das dem Wunsch nach Muße auch entgegen. Doch ich hoffte fest auf beides auf dieser Reise in eine mir sehr fremde Welt.

Jetzt erweitere ich mein Blickfeld: Mit meinem Reisetagebuch als Quelle verarbeite ich die Bilder, Eindrücke, Reflexionen und Gespräche, die darin festgehalten sind. Und manches, was darin nicht steht, wird in meinem Kopf erneut lebendig. Unsere Fahrt durch die weiten Landschaften des Südwestens, durch Wildnis und weithin unberührte Natur, das Erleben von kleinen Ortschaften, Großstädten und Ballungszentren, die Beobachtung der Menschen dort, das alles hat mich angeregt. Auch meine eher spärlichen Gespräche mit Malte finden ihren Platz. Begegnung zweier Generationen auf einer Reise in ein fremdes Land, einander fremde Welten. Zurück im Alltag finde ich die Zeit zu nachholender Lektüre. Ich lese Michael Naumanns Artikel über Kalifornien.^{xxxvii} Dort liegt Amerika, schrieb er vor 30 Jahren. Auch Wolfgang Koepens Fremdsein in der neuen Welt, seine Amerikareise, 60 Jahre ist das mittlerweile her, liegt immer noch sehr nahe.^{xxxviii} Im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks ist er

seinerzeit gereist, und in der Reihe „Radioessays“ hörte man seine Reflexionen über „Die Früchte Europas“ dann zuerst. Die Vereinigten Staaten also als eine Frucht des europäischen Aufbruchs in die Moderne – und mit dem Unabhängigkeitskrieg der eigentliche Beginn des demokratischen Projekts der Moderne. Die französische Revolution gilt schon immer den meisten als dessen wirklicher Beginn. Aber Hannah Arendt sieht beide Revolutionen, gleich bedeutsam für diesen Aufbruch, im Zusammenhang. Den hat sie vergleichend untersucht – als großen Aufbruch auf dem langen Weg vom Anfang der Moderne mit der Renaissance hinein in unsere Neuzeit mit einer Zukunft, die noch offen ist, was sonst. Das „sinnende Handeln“ in den Pariser Salons, das umwälzende Denken der radikalen französischen Aufklärung hat den Weg gebahnt. Und immer noch ist Diderots Denken, ist ihr eigenes sinnendes Handeln für uns heutige ein Kompass. Wir sind weiter unterwegs.

Damals also das Wagnis eines Neubeginns im Wege der Rückbesinnung auf die alte Römische Republik – und heute das neue Empire, das den Gipfelpunkt seiner Macht inzwischen wohl überschritten hat. Schon Koeppen ist damals von Frankreich aus, „das kleine helle Irrlicht der Aufklärung“ aus der französischen Epoche im Gepäck, in das „neue Rom“ gereist. Mit seinen Augen wollte er „die Staaten als Gottes eigenes Land“ erkennen. Er steuert „die Neue Welt zu Schiff“ an. Gleich zu Beginn der Reise will er spüren, „dass ein Ozean die Kontinente trennt“. Er hat die Staaten mit der Bahn bereist, durch die großen Städte am Golf von Mexico vorbei zur Westküste hin und an den großen Seen vorbei wieder zurück. Er sieht vom Zug aus, schon auf dem Weg von New York nach Washington, wie die menschlichen Siedlungen außerhalb der großen Städte „versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur“ sind. In New York spaziert er im Schatten der hohen Türme, die „nicht Gott loben“, sondern „selber die eigene Allmacht errechnet haben“. Er hört die Sirenen eines Feuerwehrezuges, und er sieht, die Katastrophen des letzten großen Krieges, der Nacht des Jahrhunderts noch vor Augen, „schon (...) einen Wolkenkratzer brennen, den Broadway lohnen. Gewaltige Katastrophen“ scheinen ihm „hier in der Luft zu liegen.“ Da ist er seiner Zeit schon weit vorausgeeilt. Dass er später im Angesicht des Pentagon die „Festung“ erkennt, „in der man beschließen wird, wann wir sterben werden“, kennzeichnet seinen pessimistischen Blick. Die Prognose ist so noch nicht eingetreten – doch weiß man nicht, ob unsere eher trübe Wirklichkeit seiner Phantasie nur ein wenig hinterherhinkt. Für Menschen in anderen Ländern dieser Welt, von Vietnam bis zum Irak, wurde die ja längst real.

Aber Koeppen sieht auch die Ambivalenzen, er spürt in Los Angeles, dass er „am Rande eines immensen politischen Kraftfeldes“ steht, „in dem die Zukunft der Menschheit beschlossen sein mochte, der schönsten Entfaltung oder der ewigen Verdammnis gewiss“. Und angesichts des unübersehbaren Hangs zu Denkmälern und „zu allen Überbleibseln einer kurzen Geschichte“ erkennt er, „dass alle diese dem Europäer verdächtigen Symbole hier nicht tote Schulbuchstücke, Fessel der Entwicklung waren, sondern noch erlebte Gegenwart, immer noch gefühlte Freude, ein Staat geworden, aus der ganzen Welt zu einer Nation zusammen gewachsen zu sein, und dies nicht durch Eroberung, durch Unterjochung, sondern durch Aufstand

und Befreiung.“ Und er übersteigert diesen Eindruck noch, denn er fährt fort: „Nicht der Zwang hatte hier Größe geboren, sondern die Freiwilligkeit. Der schöne Gedanke der Menschenrechte, der Stolz, Zuflucht der Verfolgten, Freistatt der Bekenntnisse, das Bewusstsein, Bürger und nicht Untertan zu sein, und ein immer noch spürbarer antikolonialer Effekt, heute freilich oft durch Winkelzüge der Politik beunruhigt und verwirrt, belebt angenehm die Luft.“ Hannah Arendt wird dreizehn Jahre später angesichts der Geschichte des Vietnamkrieges nicht von Winkelzügen, sondern von der „Lüge in der Politik“, von „Täuschungen, Selbsttäuschungen, Lügen, Ideologisierung und Wirklichkeitsverlusten“ sprechen. Doch auch sie geht noch davon aus, „dass ein entscheidender Wandel des amerikanischen Nationalcharakters erforderlich wäre, bevor dieses Land sich auf eine aggressive Abenteuer-Politik mit Erfolg einlassen könnte“. Sie mag damals recht gehabt haben. Aber wir sind noch einmal 45 Jahre weiter, wir haben 9/11 und die Folgen erlebt, und der „Sinkflug des Adlers“, von dem Immanuel Wallerstein spricht, ist im Gange.^{xxxix} 1971 konnte Daniel Ellsberg es als Mitarbeiter des CIA noch wagen, die von Robert Mc Namara als Verteidigungsminister in Auftrag gegebenen geheimen Analysen zum Verständnis des längst erkennbaren Desasters der amerikanischen Vietnam-Politik zu veröffentlichen - und dann im Lande zu bleiben. Heute war Edward Snowden gut beraten, die Vereinigten Staaten via Honkong in die Transitzone des Moskauer Flughafens zu verlassen. Russland war am Ende das einzige Land, das Asyl bot: Flucht aus einem Land, in dem die Demokratie heute nicht mehr funktioniert, wie einer seiner früheren Präsidenten konstatiert – und wie der Wahlkampf eineinhalb Jahre nach meiner Reise in nochmals bedrohlicheren Farben populistischer Verfälschungen der Wirklichkeit kenntlich macht -, in ein Land, in dem sie noch nie funktioniert hat, das aber so in der Konkurrenz zwischen globalen Mächten Nadelstiche setzen kann.

Am Beginn meiner Reise steht so auch einige Nachdenklichkeit. Hans Magnus Enzensbergers „Elixier der Wissenschaft“, agnostische Reflexionen über den technischen wie auch sozialen Fortschritt,^{xl} habe ich nicht nur im Reisegepäck. Ich lese darin bereits auf dem Hinflug. Und ich hoffe, dass die Reise mir beides ermöglichen wird: Das Abschalten nach einigem Stress in den vorausgegangenen Monaten und mit dem Luftholen die Auslösung von Impulsen zu einigen grundlegenden Reflexionen. Weiteres Nach-Denken soll dann folgen und weitere Lektüre, angeregt durch diese Reise, sicher auch. Doch erst einmal bin ich nun unterwegs. Es soll eine Urlaubsreise werden, gemeinsam mit meinem Sohn.

In der Wüste sinnlosen Zeitvertreibs

Wir fliegen von Düsseldorf via Atlanta nach Las Vegas. Wir wollen hier übernachten, dann gut eine Woche durch Nevada, Uta und Colorado fahren. Danach planen wir hier einen zweiten Zwischenstopp. Weiter soll es gehen nach Kalifornien. Was uns am ersten Abend am Las Vegas Strip erwartet, ist eine Stadt bestehend aus Hotelpalästen und Casinos, protzig, bunt oder in Disney-World-Architektur. Wie in einem Brennspiegel, einem Zerrspiegel begegnet uns der amerikanische Traum. Ich sehe

die versehrte Seele, die ihn träumte, die „durch Aufstand und Befreiung“ voran wollte in eine bessere Welt. Noch ist sie heute die Weltmacht. Und Eugene O’Neill hat w-möglich Recht: In den Machtspielen mit anderen Staaten ist der Hegemon versucht, die „eigene Seele zu besitzen, indem man etwas auBerhalb der eigenen in Besitz nimmt, dadurch aber das eigene wie auch das eroberte verliert“. Hier in Las Vegas werden im Inneren die Seelen der Menschen in Besitz genommen. Dies ist ein Zerrspiegel des Albtraums vom homo oeconomicus als homo ludens in dem Land, das die MArkte entfesselt hat. Ich bin hier nicht im Zentrum dieser Welt, die gebannt ist vom „Gespenst des Kapitals“.xli Da hAtte ich mich in New York oder in London umsehen mUssen. Nein in Las Vegas schaue in den Spiegel, in dem mir dieses Gespenst eine Grimasse zieht. Meint Koeppen vor uBer fUnfzig Jahren, am Broadway „die Urzelle des LArms und der sinnlos vergeudeten Zeit gefunden zu haben“, so ist sie hier gewuchert. In direkter Nachbarschaft zu Utah, dem Staat der Mormonen, der Heiligen der Letzten Tage, liegt die VergnUgungsmeile des gesamten Amerika. Aber sie ist keine Oase, eher eine WUste in der WUste – Hannah Arendts zivilisationskritische Metapher von WUste und Oase – die WUste als der der Politik offene, doch von ihr eben nicht menschlich gestaltete Ort und die Oasen als alle jene Felder des Lebens, die (groBteils) unabhAngig von politischen Bedingungen existieren, in denen unser VermUgen des Leidens und VerAnderns noch intakt ist - wird hier handgreiflich.xlii Schon am Flughafen, man ist kaum aus dem Flieger heraus, einarmige Banditen, Verheißung dessen, was den Touristen in den Hotel-Casinos erwartet. Dort wird er dann allein, sinnlos betAubt vor den GlUcksspielautomaten sitzen. Und diese Stadt ist Stein gewordene EindimensionalitAt. Nur selten entdeckt man eine kleine Spur von Ambivalenzen: auf der Fahrt aus der Stad heraus, in die WUste Nevadas sehen wir am nAchsten Tag zum Beispiel Fahrradwege, UBer Meilen fUhren auch sie aus der Stadt, hie und da mit einer Untertunnelungen wechselnd von links nach rechts. Dort liegen Wohnsiedlungen, dort leben die Menschen dieser Stad. Radfahren tun sie nicht. Mag sein, die Konjunktur dafUr ist weggebrochen seit Lance Armstrongs Stern gesunken ist.

Der Energie- und Wasserverbrauch der Stadt muss enorm sein, zunAchst – wie die GrUndung der Stadt uBerhaupt - ermUglicht durch den Bau des Hooverdamms Anfang der 1930er Jahre, die Entstehung des Lake Powell und des Lake Mead. Riesige Hotelkomplexe prAgen das Bild 600 000 Einwohner zAhlt sie, Im GroBraum sind es zwei Millionen. 150 000 Hotelbetten hat sie mit sechsunddreißig Millionen UBernachtungen pro Jahr. Bis zu dieser Zahl im Spitzenjahr 2006 prAgst stetes Wachstum die Geschichte dieser Stadt. Nicht erst am Abend drAngen die Menschen sich auf dem Las Vegas Strip. Ein Spiel am einarmigen Banditen dauert nur Sekunden, fUnf oder zehn schAtze ich am nAchsten Morgen auf dem Weg daran vorbei. „Remember, time is money“ – Benjamin Franklin, einer der GrUndervAtter der USA hat das gesagt. Mehr noch als in New York - so denke ich an diesem Morgen auf unserem Weg zum FrUhstUcksbuffet, vorbei an MAnnern und Frauen. An diesen Automaten sitzend, gebannt vom Spiel ums GlUck, fUhren sie hier ihren „verzweifelten Kampf gegen die Einsamkeit“. Wolfgang Koeppen hat das damals schon in New York verspUrt.

Bei diesem ersten Aufenthalt nur ganz kurz auf dem Strip, den Blick auf die Hotels und die Casinos denke ich: die ganze Welt wird hier ins falsche Herz der USA gelockt. Vom „Mandalay Bay“ gehen wir nach dem Frühstück zurück zum „Luxor“: Sphynx mit Pyramide - mindestens 30-stöckig, die Hotelzimmer an den Seitenwänden eingefügt, unten Menschenschlangen am Check, und von dort wieder der erste Blick auf die Casino-Halle. So sind wir dort am Abend eingeecheckt. Die Übernachtungen der ersten Woche hat Malte fest gebucht. Sie laufen über seine Mastercard. So klärt er jetzt auch alles beim Check in. Am Morgen führt der Weg zum Breakfast durch Casinos, über die Einkaufsstraßen, alles im Inneren der Hotelpaläste und sie auch verbindend. Wir sehen tausende der einarmigen Banditen, oft schon jetzt besetzt, Spieltische, seitlich dann Geschäfte oder Bars. Das gleiche Bild in allen anderen Hotels und Spielcasinos. Jetzt auf dem Rückweg kann der Blick den Strip herunterstreifen und der zieht sich lang dahin: vorbei am „Excalibur“, dem „Monte Carlo“, dem „New York New York“, weiter dem „MGM Grand“ und dem „Planet Hollywood“ zum „Paris“ und „Bellagio“, bis hin zu „Caesars Palace“ oder den „The Venetian & The Palazzo“. Das, so lese ich im Führer, wurde vor ein paar Jahren aufgestockt: 50 Etagen mit 3000 Luxussuiten neu gebaut. Schließlich, ganz am Ende des Strip steht dann das „Wynn & Encore“, errichtet vor zehn Jahren, damals teuerstes Hotel der Welt, mit Golfplatz, offen auch für Gäste anderer Hotels. Bescheidene 500 Dollar kostet dann ein Spiel.

Malte und ich haben Las Vegas nur im Billigangebot, dank M-Life. Hotels und Spielcasinos von MGM bekommt man so mit Preisnachlass. Ich denke, dieses Angebot entstand, als mit der Krise vor acht Jahren die Umsatzzahlen erstmals nicht mehr stiegen. Werbe- und Vermarktungskonzepte wurden neu gedacht. Man findet M-Life leicht im Internet. Mit virtuellem Geld, das unbegrenzt zu haben ist, kann man Punkte sammeln, M-Life „vergoldet“ sie zuletzt. Und für die Punkte muss man nicht gewinnen, entscheidend ist vielmehr, dass man ausdauernd spielt. Es kommt nur auf den Einsatz an, der ja nichts kostet. Es ist im Internet ja virtuelles Geld, das unbegrenzt verfügbar ist. Dies so erspielte „Gold“, gewonnen in Sinn-frei vertaner Zeit, lässt sich, in dieser Wüste angekommen, dann tatsächlich nutzen. Rabatte, Gratisangebote sind geboten für den, der lang genug im Internet verweilte. Marcus hat so einiges an Geld für unseren Aufenthalt hier eingespielt: zweimal Übernachtung mit Rabatt, zwei Gratis-Frühstücks- oder Lunchbuffets für je zwei Personen nutzen wir. Ein drittes Mal verpassen wir hingegen, die Rabatte gelten nicht am Wochenende. Egal, ganz sinnfrei war das Spiel im Internet dann also nicht. Ohnehin surft Malte da ganz gern und ausgiebig, ja, manchmal denke ich: so ein paar Züge von Daniel Kehlmanns Blogger aus dem „Roman in neun Geschichten“, die sehe ich bei ihm wohl auch. Nur dass die virtuelle Welt für ihn so etwas wie ein Fluchtraum ist. Jedenfalls ist er wie ich im Übrigen immun gegen die M-Life-Card: Sie soll dem Nutzer zeigen, dass er nun „dazu“ gehört, z.B. muss er beim Buffet nicht lange in der Warteschlange stehen. Am einarmigen Banditen darf er fünf Spiele gratis spielen, keine Minute also, meiner Schätzung nach. Dass er zuvor gelernt hat: erst viele Einsätze erbringen auch viel „Gold“, vielleicht auch Spaß am öden Spiel gefunden hat, soll sich nun lohnen: für MGM, den Betreiber der Casinos, wo die Karte gilt. Er soll nun wieder lange weiter spielen

für sein „Gold“. Die Spieleinsätze werden auf M-Life-Card festgehalten, sichern vielleicht eine kleine weitere Vergünstigung. Wir nutzen unser „Gold“ für Übernachtungen und Essen, weiter nicht.

Abends checken wir – gut eine Woche später bei unserem zweiten Zwischenstop - im „Circus Circus“ ein. Das „Gold“ von M-Life sichert wieder kostenlos ein Lunch-Bufferet, ein sonst eher teures in einem besseren Hotel. Sogar den VIP-Zugang, vorbei an gut 100 oder mehr wartenden Gästen – dürfen wir nutzen. und das, obwohl wir uns von den einarmigen Banditen bei unserem ersten Aufenthalt nicht verlocken ließen. Es reicht, dass wir nach einer Woche schon wieder in Las Vegas sind. Der Computer weiß das, nur unsere Spielenthaltbarkeit muss ihm entgangen sein. Die Algorithmen, die uns steuern sollen, sind wohl noch nicht so ganz ausgereift. Am nächsten Morgen klappt es nicht mehr mit einem zweiten kostenlosen Breakfast am Buffet. Der Freitag zählt bereits zum Wochenende, und die M-Life-Rabatte gelten da nicht mehr. Also fahren wir, nach einem Baegel, Cookies und zwei Äpfeln zum Einkaufen. Das Factory-Outlet, haben wir am Tag nach unserer ersten Ankunft in Las Vegas schon besucht. Mützen zum Schutz vor der Sonne waren unverzichtbar. Heute haben wir Zeit, wir bummeln durch die Läden, Malte findet nun bei Nike zwei T-Shirts, eine Jeans. Wir gehen später mexikanisch Essen. Wie gewöhnlich Fast Food – Plastikgeschirr und –Bestecke und Mc Donalds Flair - aber gutes Essen. Die Borritos sind so reichlich, dass noch genug bleibt bis zum Abendbrot. Und fast alles Essen hier ist ja schon „to go“ verpackt, also nehmen wir es mit.

Am frühen Nachmittag spazieren wir dann über den Las Vegas Strip: Am MGM-Grand-Hotel ist der „Boxkampf des Jahrhunderts“ schon breit annonciert. Wir flanieren zum New York New York, weiter zum Monte Carlo und zu Caesars Palace bis zum Paris und von dort zurück. Ein einziger Jahrmarkt. Die Leute haben sich bisweilen für Las Vegas etwas schick gemacht, sind aber oft gekleidet wie am Strand eines beliebigen Urlaubsortes: Shorts, T-Shirt und Turnschuhe, Leggings, kleines Top. Man kommt ins Grübeln, über Schillers Wort, der Mensch werde erst ganz Mensch im Spiel. Ich frage mich, wie die Amerikaner ihr Las Vegas wohl erleben. Die Sehenswürdigkeiten dieser Welt sind hier versammelt, jedenfalls die des good old Europe: Vom Eiffelturm bis zur Rialtobrücke die Sehenswürdigkeiten großer Städte, die Sagen und Geschichte vom Excalibur bis Caesars Palace. „Uns gehört die Welt, jedenfalls haben wir sie uns hierher geholt; hier lacht uns vielleicht das Glück, und die Versprechen der glitzernden Warenwelt, hier stehen sie vor Augen, vielleicht werden sie hier wahr.“ Alles, so scheint es, ist hier denkbar, in diesem Trubel, der im Wortsinne „die Zeit vertreibt“. Alle Schichten meint man unter den Touristen hier zu sehen, bis zu den Bettlern hin. Es sind nicht viele, doch man sieht sie sitzen, mit ein paar Worten, hochgehalten auf einem Karton, machen sie auf sich aufmerksam: „No Home, no Money, even a smile will help“ ist da zu lesen. Aber wir sind in Las Vegas, und da schreibt dann einer auch mal originellen Sprüche als Beitrag zu dem Trubel dieser Glitzerwelt: „Girlfriend kidnapped by Ninjas – need money to learn Kung Fu“, liest man dann. Auf dem Weg trifft man die Abziehbilder aus den Traumfabriken: Mickey Mouse, Dark Vader, Spiderman, Batman und Joker, Superman und viele mehr, die

Helden aus der Kinderwelt von Disney World und die Comic-Helden gegen all „ das Böse“ dieser Welt. Wir dürfen uns dann zu den Guten rechnen, können gegen die „Welt des Bösen“ freilich selbst nichts tun, doch dafür haben wir ja unsere Helden. Märchen für Kinder und Erwachsene also zwischen all den adaptierten Highlights unserer oder Aldous Huxleys schöner neuer Welt – und dazwischen laufen wieder andere Reklame für die eine oder andere Show, Menschen, verborgen unter Masken und Kostümen. Für das eine oder andere Angebot, und sicher wenig Geld, müssen sie Reklame laufen. Ihren Schweiß sieht und riecht man nicht. Und am Ende dieser Stippvisite, wieder in den Bäuchen der Hotel-Casinos, um uns Gelsenkirchener Barock, „bereichert“ um ein wenig Prunk einer ganz offenkundig herrschaftlich gedachten Welt, zu der man sich ganz zugehörig fühlen soll, werden wir stetig von Musik berieselt. Noch einmal Ladenzeilen, Bars, tausende einarmiger Banditen, Spieltische, auch schon elektronisch ausgestaltet. Schlechte Zukunftsaussichten für die wirklichen Coupiers signalisieren sie. Die neue, elektronische Variante gestattet tiefe Einblicke, sieht attraktiver aus und spart am Ende Geld.

Wir flanieren auf dem Strip nur knapp zwei Stunden. Mehr solcher Eindrücke, geballt an einem Tag sind nicht gut auszuhalten, nicht nur angesichts der Hitze, in der andere stundenlang Reklame laufen müssen. Aber einsammeln, aufsaugen will ich sie unbedingt. Wir besteigen unseren Van und suchen uns ein kostengünstiges Motel. Das ist nicht einfach, wenn am Wochenende die Preise sich verdoppeln, mindestens. Wir brauchen einige Zeit, um eine halbwegs preiswerte Unterkunft zu finden. Den Abend verbringen wir im Motel, Markus beim Chat im Internet, ich mit meinem Tagebuch.

Weiter in eine Wüste die lebt: Von Las Vegas durch den Südwesten der USA

Das Kontrastprogramm vom zweiten Tag der Reise an könnte nicht größer sein. Wir kommen auf unserem Weg in die Nationalparks in Utah und Arizona, bis zum Rand der Stadt von dem überraschenden, aber ungenutzten Radweg begleitet, rasch in eine sich schier endlos in die Weite erstreckende Landschaft. Es gibt nur wenig Vegetation, doch man braucht gar nicht lange, um die variantenreichen Färbungen von Felsgestein, Wüstensand und spärlichem Pflanzenwuchs zwischen verschiedenen Gelb-, Ocker, und Brauntönen, gelegentlich überzogen von grüngelblichen Gräsern, intensiv wahrzunehmen. Und: diese „Wüste lebt“ – auch wenn die Sierra Nevada und vor allem Kalifornien seit vier Jahren von der größten Dürre seit 120 Jahren heimgesucht werden. Malte hält häufiger an. Es geht ihm wie mir: Er ist fasziniert von dieser Landschaft, ihren Farben, ihren bisweilen bizarren Formen. Wir betrachten Felsformationen näher, entdecken bei einem Stop eine recht große, fast türkisfarbene, Eidechse, oder ein bemerkenswertes Spinnennetz, zu dem sich die zugehörige Spinne leider versteckt hält, oder wir halten am Rand eines ausgetrockneten Flusslaufs, in dem vereinzelt Sträucher mit blass-roten oder blauen Blüten zu entdecken sind. Wir gehen ein wenig Abseits der Straße, suchen nach neuen, überraschenden Blickwinkeln. Es ist noch nicht Utah, aber es sind doch erste Eindrücke von einer Landschaft,

wie sie Tony Hillerman in seinen Ethnokrimis beschreibt.^{xliii} Und ich verstehe bald, dass die Navajo-Indianer hier, oder später in Utah, Orte entdecken können, die sie „schönes Tal“ nennen. Entlang der North-River-Side Road sieht man gelegentlich von weitem den Lake Mead; aber man muss schon einmal dicht heranfahren, um zu bemerken, dass der Wasserspiegel hier um einige Meter gesunken ist. Am Ende einer solchen Stichstraße zu einem kleinen Jachthafen gewinnen wir den Eindruck, dass dieser Hafen vor einigen Jahren an einer Stelle gelegen haben muss, die inzwischen einige zwanzig Meter vom Seeufer entfernt liegt.

Wir fahren entspannt weiter. Die Vorfreude auf ein paar Wochen, in denen die bewirtschaftete Zeit keine Rolle spielen wird und wir uns ein wenig der Weite dieser Natur hingeben können, ist für uns fast zu greifen. Wir unterhalten uns ein wenig. Wir kennen uns beide als große Schweiger. Wir spielen manchmal Schach. Während dieser Reise werde ich bald merken, dass Malte bei Small Talks angenehm und bisweilen recht witzig in der Reflexion beobachteter Alltagsszenen ist. Aber längere Gespräche sind nicht sein Ding. Bei meinem ersten schwachen Anlauf dazu schlägt er vor, während unserer Rundreise ein Hörbuch zu hören. Er hat einen Fantasy-Roman im Urlaubsgepäck. Ich erhebe keine Einwände. Das schließt im Weiteren Gespräche ja nicht aus, denke ich. Man kann das Hörbuch ja gegebenenfalls abstellen. Und während des Zuhörens kann man ja immer auf diese oder jene besonders schöne Aussicht seitlich der Straße verweisen, sich über einen kurzen Zwischenstopp verständigen und so weiter. Malte legt das Hörbuch ein. Es zeigt sich, dass der Fantasy-Roman gar nicht so übel ist, wenn auch das bekannte Muster, einmal mehr nur variiert: Wir begleiten also auf unseren weiteren Reise die Helden des Romans in eine zunehmend bedrohte mittelalterliche Welt. Agrarisch und handwerklich geprägt, ist auch sie ein Leben in und mit der Natur. Die scheint aber eher durch tiefe Wälder bestimmt. Gut und Böse sind in dieser Welt nicht so schlicht verteilt wie bei Tolkien, und soziale Strukturen dieser erdachten Gesellschaft werden differenzierter dargestellt. Auch die Charaktere von Menschen aus dem „einfachen Volk“ entwickelt der Autor differenziert. Sein Frauenbild ist erträglich. Doch auch in dieser von Menschen, Zwergen und Elben bevölkerten Welt – an deren Rand es aber auch schon fast nicht mehr menschlichen Lebewesen gibt, Tolkiens Orks durchaus ähnlich – rankt sich die Handlung um zwei Helden, die sie am Ende retten werden. Es ist einmal mehr eine Geschichte aus den Männerwelten, aber es ist auch angenehme Unterhaltung, die meine Ausstiegstimmung flankiert. Zu guter letzt werde ich mich auf über einhundert Stunden Hörbuch-Geschichte eingelassen haben.

Der *State Park Red-Fire-Valley* ist unser erstes Zwischenziel an diesem Tag. Es gibt keine Kontrolle an der Zufahrt, aber erwartet wird, dass man 10 Dollar in einen Behälter wirft. Es scheint, die meisten Besucher halten sich daran. Landschaftlich ist der Park unglaublich – und die Ruhe im Kontrast zu der Wüstenstadt, die wir am Mittag hinter uns gelassen haben, erhöht noch den Genuss. Die Felsformationen beeindruckend. Die Farbkontraste zwischen weißem, gelben und rotem Fels und z. T. dichtem grünen Bewuchs sind stärker als in der schon eindrucksvollen Landschaft auf dem Weg hierher. Wir fahren die meisten Strecken ab und gehen mehrere Wege,

zuletzt auch die insgesamt, also hin und zurück, die vielleicht zwei bis drei Meilen zur „Fire Wave“. Mit ihren weit geschwungenen rot-weißen Linien ist sie wirklich das Highlight hier. Am Abend erreichen wir, kurz vor der Grenze nach Utah, unser Motel, nochmals eines mit Spielcasino, nun aber eine „Miniaturausgabe“ Es lebt vor allem vom „kleinen Grenzverkehr“ mit Utah, dem Mormonen-Staat, und jetzt am Wochenende ist es besonders gut besucht. Uns stört das nicht. In unserem Zimmer hört man nichts und dies Casino en Miniatur erscheint einem im Kontrast tatsächlich nur noch wie ein Puppenhäuschen. Ich halte meine Eindrücke der beiden ersten Tage an diesem Abend in zwei kleinen Gedichten fest:

Las Vegas

Einarmige Banditen, gleich nach dem Terminal
Ankommende, mit dem Ziel ihre Zeit zu vertreiben.
Bombay - damals 1987 – Ende meines Fortschrittglaubens,
Vegas – heute 2015 – Wüste in der Wüste,
der Ort wohin wir fortgeschritten sind.

Luxor, Excalibor, New York New York, oder:
die Welt und unsere Träume von ihr.
Wir holten sie hierher – nun gehören sie uns.
Am Ende solchen Fortschritts sind sie nur
fade Abziehbilder und lärmende Monotonie.

Wimmelnde Ödnis am Abend,
Zerrspiegel des amerikanischen Traums,
am Ende seiner Geschichte – vorerst denn sie geht weiter.
Selbsterwerfene Marionetten, wie betäubt ihre Zeit vertreibend,
die sie ergreifen wollten am Beginn ihres Traums.

Die Wüste lebt

Und dann die Wüste Nevadas,
vielfältig lebendige Farbenpracht
und Weite vor allem, Geräumigkeit.

Raum und Zeit zum verweilen,
von der Sonne gewärmt ein Reptil,
Red-Fire-Wave mit Farbenpracht.

Eine Natur, die sich träumt, ganz ohne uns,
in ihren Rhythmen bewegt sie sich fort
zwischen Sand–Stein-Sand immerfort;

ein Gefühl von erhabener Ruhe
wie in Ruinen aus sehr alter Zeit,
eine letzte Spur, die uns träumen lässt.

Nur noch Erinnerung an die Gattung,
an einstmals geschäftig gestaltete Welt,
doch erhaben erst in ihrer letzten Gestalt
da die wimmelnde Ödnis verschwunden ist.

Ich lese Malte die Gedichte vor. Aber „nur zwei von tausend lieben Gedichte“. Malte zählt nicht dazu. Immerhin, sie sind Impuls für einen kurzen Wortwechsel:

Malte: Ja, die Natur hier, die erlebe ich ganz ähnlich. Aber an der Red fire Wave, da wo Dein Foto schlapp gemacht hat, war ich auch ziemlich platt. Bin aber trotzdem weiter, hab' ja das Motiv für Dich auf meinem Handy doch noch aus der Nähe festgehalten. Aber Las Vegas, also das geht mir nicht so auf den Nerv. Klar ist das krass, und sicher sind die Leute blöd, die sich da so vergnügen, aber viel blöder als du mit deinem Fußball auch nicht. Also lass ihnen doch ihren Spaß, und lass sie ruhig auch ihr Geld verlieren. So ist die Welt. Und im Übrigen, du hast den Strip noch nicht bei Nacht gesehen. Das ist noch einmal eine Steigerung. Da geht der Trubel richtig los. Da lassen die die Sau raus!

Ich: Schön, mir hat das heute Morgen schon gereicht. Du kannst ja sagen, dass die Menschen wie die Leute sind. Aber ich denke eben manchmal drüber nach wie aus den Leuten Menschen werden können – und dass wir weiter Menschen werden sollten oder müssen. Und hier spüre ich da eine Spannung zwischen der Natur, in die wir jetzt eintauchen, und dieser andren Wüste hinter uns, die setzt mir zu. Mit dem Fußball als Unterhaltungsindustrie liegst Du ja nicht so falsch. Aber dahinter gibt es Breitensport, Fußball als Mannschaftspiel. Ich sehe da, trotz FIFA und WM-Spektakeln schon noch einen Unterschied. Hier, das ist öde Einsamkeit vor einarmigen Banditen, nicht ein Spiel das lebendig ist und immer wieder überrascht – auch noch da wo es zur Unterhaltungsindustrie geworden ist. Und zum Hard-Core-Fan kannst du mich sowieso nicht machen.

Malte: Na ja, ich weiß nicht, aber ich hab dich schon verstanden. Die Spannung, die dich nervt, mag ja auch da sein. nur, was änderst du daran, wenn du darüber klagst. Und ich hab's auch nicht sowie du mit der Philosophie. Außerdem, das sind die Amis! Das ist vielleicht ein bisschen heftiger als anderswo. Ich sag's noch mal: so ist die Welt. Ich nehm das gute Breakfast aus Las Vegas mit, und ich freu mich auf die nächsten Tage. Und mal ganz ehrlich: hätt ich richtig Kohle, so'n bisschen ließe ich die Sau auch gern mal raus – obwohl, die nächsten Tage, das wird besser.

Ich: Gut, wir werden uns da nicht ganz einig. Ich freu mich jetzt, genau wie du, auf unsere weitere Reise. Und über dieses Land zu reden, haben wir ja noch viel Zeit. Ich guck jetzt in den Reiseführer. Mal sehen was morgen kommt. Und wir sollten sehen, dass wir ein wenig schlafen.

So ähnlich, Austausch von ein paar Gedanken und etwas Small Talk, laufen auch unsere Gespräche an den nächsten Tagen. Oft sind wir abends auch ein wenig müde. Wir erleben die kleinen Städte des Südwestens und wir lassen uns von den ge-

waltigen Landschaften überwältigen. *Panguich/Utah* etwa, das wir am folgenden Abend erreichen, ist nicht viel mehr als eine große Kreuzung mit Ampel. Einigen Dutzend alter, manchmal windschiefer Häuser, denen ein neuer Anstrich gut täte, an den Seiten der beiden Straßen, eine Tankstelle, ein paar Kneipen, unser Motel, vielleicht zwei, drei etwas stattlichere Gebäude, sicherlich auch irgendwo einer Kirche, auf der wir auf unserem Weg zum Motel aber nicht vorbei kommen. Die Bäume zeigen, dass es hier im Tal ein wenig Wasser gibt. Vermutlich weiden dort auch ein paar Rinder. Das Motel ist okay. Auch die Pizza, in dem vom Führer empfohlenen Restaurant ist gut. Die Pizzeria freilich ist weniger einladend. Doch man gewinnt ein Bild von den Einwohnern. Es „riecht“ ein wenig nach oberer Unterschicht. Die meisten Leute holen sich ihre Pizza nach Hause. Auch wir nehmen sie mit in unser Motel. Dort sind wir gut untergebracht, aber gelandet sind wir schon in einem ziemlichem Kaff. Später werden wir merken, dass uns schon hier die Grundstruktur aller der anderen Wohnstädte begegnet, die wir noch sehen werden: Sicher, nicht nur diese eine Kreuzung, vielmehr breite Straßenzüge, schachbrettartig angelegt, und im Zentrum dann die eine Kreuzung, nicht ein öffentlicher Platz. Je nach Größe der Städte kleine Motels, Schnellimbisse und Tankstellen oder große Einkaufszentren, Factory Outlets und Parkplätze. Gewiss, auch bei uns begegnet uns auf den öffentlichen Plätzen eher die Einsamkeit der vorbeiströmenden Konsumenten, aber die Architektur gibt doch noch einen Eindruck davon, wie diese Räume einmal entstanden und gedacht gewesen sind: Räume sollten das sein für eine bürgerlichen Öffentlichkeit, mit Plätzen wo man sich traf, zum kleinen Schwätzchen oder zur großen Versammlung. Hier sucht man das vergebens. Vielleicht gibt es, wie damals im Osten der USA, Assembly Halls. Jedenfalls aber trifft man überall auf diese Architektur, die solche öffentlichen Räume kaum kennt.

Die Nationalparks sind grandios, aber auch die Landschaften dazwischen beeindruckend in ihrer Ausdehnung und Schönheit. Im *Zion-Nationalpark* verknüpft sich eine Gebirgslandschaft, die noch ein wenig europäisch anmutet mit der Vorstellungswelt der Mormonen. Hier wähten sie sich wirklich angekommen in „Gods own Country“. Das beginnt mit dem Namen des Tempelbergs für den Park und setzt sich fort mit dem Great White Throne, Angels Landing, Three Patriarchs und so fort. Wir genießen die Landschaftsbilder. Wir sehen die ersten Tiere: die unvermeidlichen grauen Eichhörnchen, erste Rehe und eine Gruppe wilder Big-Horn-Schafe. Sie kreuzen unseren Weg auf der Weiterfahrt durch eine Landschaft, weit hingezogen und geprägt von rötlichen Felsplateaus. Wie Tags zuvor fahren wir zwei bis drei Stunden und sehen kein einziges Haus - nicht einmal „versprenkelter Aussatz im Gemälde der großen Natur“. Der *Bryce Canyon Nationalpark* ist ein ganz besonderes Naturgemälde, er gilt neben dem Grand Canyon als der spektakulärste Park. Von dem bis zu 3000 Meter hohen Paunsaugunt Plateau, das sich hier auf dem Colorado Plateau in noch größere Höhen erhebt, blickt man an dessen Abrisskante auf unglaubliche Felsformationen, orange-rot, bisweilen von weißen Querstreifen durchzogen. Längere Felswände wechseln sich mit in großen Gruppen einzeln stehender Felsensäulen, Hoodoos, ab, sind an anderen Stellen von „Windows“ durchbrochen oder bilden

Arches. Und das über eine Strecke von ca. 15 Meilen hinweg. In zum Teil großer Tiefe bilden die Felsen die unterschiedlichsten Formationen bis hin zu einem natürlichen Amphitheater. Schon der viel kleinere *Red Canyon*, den man auf dem Weg zum Bryce Canyon durchfährt, ist landschaftlich wunderschön und lädt zum Verweilen ein, aber das, was wir später sehen, ist geradezu überwältigend. Das Hörbuch bleibt hier ausgeschaltet. Der Park kann – anders als der *Zion Nationalpark* und ähnlich wie die meisten folgenden Parks - gänzlich mit dem eigenen Auto befahren werden. Wir fahren erst bis zum Ende durch, unternehmen dort einen ersten Spaziergang durch einen Wald, in dem noch hoch, aber stark verharscht Schnee liegt. Wir genießen die Rundblicke und machen dann auf der Rückfahrt an verschiedenen Aussichtspunkten halt. Schließlich folgen wir am Sunset Point dem empfohlenen Fußweg, dem Navajo Loop Trail in die Felsenlandschaft hinein, obwohl der in der Nachmittagssonne bei erheblichen Steigungen durchaus anstrengend zu gehen ist. Es ist lohnend, hier zwischen den Felsen ein wenig zu wandern.

Man muss sich – trotz des Schnees, der oberen am Ende des Parks noch liegt - erst einmal klar machen, in welcher Höhe man ist. 3000 Meter hoch stehen wir an der Abbruchkante eines Hochplateaus – also nicht wirklich in einem Canyon. Die Temperaturen sind morgens angenehm, später am Mittag wird uns warm – besonders auf der kleinen Wanderung auf dem Navajo Loop Trail. Auch merkt man, dass in dieser Höhe die Luft schon ein wenig dünner ist. Neben Rehen und Eichhörnchen – nicht in der Abbruchkante, sondern auf der anderen Seite der Straße zum bewaldeten Hochplateau hin, oder direkt am Weg - sehen wir dicht am Parkausgang auch einen Utah prairie dog. Er sucht gegen uns seinen Platz auf der Fahrstraße zu behaupten. Was ihn da auf der Asphaltfläche fast magisch anzieht, können wir nicht ausmachen; aber es ist uns recht. Der Präriehund wird gerade so zu einem dankbaren Photomotiv. Hochgereckt beobachtet er uns dicht hinter dem Straßenrand, zieht sich ein wenig zurück als wir zu Fuß näherkommen und kehrt er sogleich an seinen Platz auf dem Asphalt zurück, als wir weiterfahren. Im Visitor-Center gibt es neben den unvermeidlichen Souvenirs einen großen Vorführraum. Man kann einen Film mit Informationen zur geologischen Entwicklung und zu Flora und Fauna des Parks anschauen. Wie in allen Parks sind die Touristen-Informationen nicht nur ökologisch korrekt, nein entsprechende Aufklärung ist den Parkverwaltungen ein wirkliches Anliegen. Umso krasser ist der Kontrast zu dem verschwenderischen Umgang mit natürlichen Ressourcen, den man in dieser automobilen Gesellschaft, vor allem in ihren Städten, immer wieder handgreiflich erlebt.

Unsere Fahrt durch Utah setzt sich an den folgenden Tagen fort - mit weiteren eindrucksvollen Landschaften und Nationalparks, begleitet von unserem Hörbuch - über den *Kodachrome Basin State Park* und *Capitol Reef* zum *Arches-* und zum *Canyonlands Nationalpark* bei *Moab*. Nun durchqueren wir wieder weitläufige Wüstenlandschaften, die dort, wo die Parks eingerichtet sind, in Gestalt verstreuter, bisweilen bizarrer Felsformationen landschaftlich besonders reizvoll werden. Wir sehen roten Sandstein in fast jeder Form. Wieder sehen wir „Cathedral Valleys“ oder einen „Golden Throne“, aber auch „Temples of Sun“ oder „Moon“, „Arches“ oder auch

„Double Arches“, Felsen, bei denen man staunt, dass sie stabil aufeinander ruhen, „Balanced Rocks“ also, oder auch eine „Parade of Elephants“. Inzwischen trifft man weniger Touristen. Überwiegend sind es ältere Menschen, ich denke Rentner, denen, wie mir, zeitlich lange Reisen möglich sind, manchmal aber auch jüngere Leute, wohl Studenten. Alle sind immer freundlich: „Hi, have a nice day“, „Hello, what a great day in the State of Utah“ – oberflächliche, doch echte Freundlichkeit, vielleicht ein Ausdruck von Kommunitarismus in diesem Land, nicht nur Umkleidung der Begegnungen einander Gleichgültiger. Wir genießen die Parks, die kurzen Spaziergänge bei unseren Halts, die knappen Gespräche, die Weite um uns herum und die Zeit, die in unserem Rhythmus verstreicht. Dicht bei der Zufahrt zum *Capitol Reef*, entdecken wir an einer Felswand auf der anderen Seite eines kleinen Bachlaufs eingeritzte Zeichnungen von Indianern. Wir kennen ihre Bedeutung nicht, sie beeindrucken auch nicht allzu sehr. Aber ein wenig bedauere ich nun doch, mich ganz aus der Planung dieser Reise herausgehalten zu haben. Wahrscheinlich hätte ich einen größeren Bogen durch Utah über die Mesa gewählt, um auch den Spuren der Anasazi ein wenig nachzugehen, eines Indianervolks; das dort vor ca. 1000 Jahren gelebt hat, weitergezogen und verschwunden ist. Aus Hillermans Romanen habe ich eine Vorstellung von den Canyons, in denen die Ruinen ihrer Steinhäuser stehen, ein wenig auch von den Fragen, die sie für die anthropologische Forschung aufwerfen. Aber Malte und ich suchen ja das Naturerlebnis. Und wir finden es. Im *Canyonlands-Nationalpark* allerdings, gibt es nicht nur Natur zu sehen: erste Eindrücke der Landschaft, in die der Colorado River sich hineingeschnitten hat. Auch Eingriffe von Menschen in die Felsenlandschaft sind zu sehen. Uran ist hier im Tagebau abgebaut worden – zu Zeiten von Rüstungswettlauf, aber auch von an die Nutzung des Atoms geknüpften Zukunftsträumen. die heute auf jenem „Friedhof der Träume“ ruhen, von dem Norbert Elias spricht. Ganz langsam wachsen auf dem felsigen Boden erste grüne Flechten nach. Doch man sieht das nicht wirklich beim Blick in die Canyons hinab. Stünde es nicht im Parkführer und auf Schautafeln, man bemerkte kaum, dass sich hier Natur nach der Zerstörung langsam erst erholt.

Bei *Page* sehen wir den Staudamm am Lake Powell und den Colorado, der in den Schluchten der *Canyonlands* noch nicht zu erkennen war. Er liegt in der Abendsonne unter uns. Die Schleife, die der Fluss hier macht, ist wie die Saarschleife, aber in enormer Steigerung. Das Farbenspiel aus Ocker, Orange und Rot mit ein wenig Grün und Blau unten am Flusslauf lässt uns verweilen. Es ist einfach schön. Aber der *Antelope Canyon* ist erst recht ein Höhepunkt entstanden durch Flash-Floods, hier in der Wüste, vielleicht in den Monaten, wenn, wie die Navajos sagen „der Donner grollt“. Dann sind Wolkenbrüche möglich, und viel Wasser hält der Boden nicht, reißende Flüsse schießen durch die Canyons. Doch nun ist es trocken. Den Navajos diente dieser Canyon, so unser Führer, früher als ein Schutz vor Feinden – wohl im Sinne von Versteck. Mit seinen glattgewaschenen vielleicht zehn Meter tiefen steil gewundenen Schluchten aus Sandstein, rot und weiß beeindruckt dies Naturschauspiel ungeheuer. Mal ähnelt dieser ausgewaschene Fels an Adlerflügel, dann erinnert er an einen Indianerkopf. Hie und da fällt das frühe Sonnenlicht schon tiefer in den engen Canyon hinein, oder man hat nach oben hin einen besonders eindrucksvollen Blick

über die verschlungene, überall glatt gewaschene Felswand auf ein Stück blauen Himmel. Ich gebe unserem Navajo-Führer ein Trinkgeld, was ihn sichtlich überrascht, so sehr, dass er sich bedankt per Handschlag. Das wiederum verwundert mich, denn ich weiß aus Hillermans Romanen, dass bei ihnen sich die Hand zu geben gänzlich ungewöhnlich ist, vielleicht ein Hinweis auf die Erosion von alten kulturellen Traditionen?

Monument Valley schließlich ist nach allem, was wir in der Woche vorher sahen, nicht mehr allzu eindrucksvoll. Man kennt die Felsen zudem aus so manchem Western, und man zoomt sie sich heran. Eine Extraführung, auch hier ist Navajo-Reservat, mit Planwagen und Führer scheint nicht nötig, und nach dem Besuch des anliegenden Museums steht dieser Entschluss. Denn das Museum ist im Kern eine „John-Wayne-Gedächtnis-Schau“. „Der Teufelshauptmann“ flimmert da in Endlosschleife über einer Leinwand und diverse Requisiten aus den Filmen zieren die Wände der beiden größeren Räume. In den zwei kleineren sieht man Photos aus der Zeit der ersten Pioniere – und - wie pflichtgemäß, so scheint es, erfährt man etwas, aber wenig zu den früheren indianischen Bewohnern dieses Tals. Also weiter zum *Grand Canyon*, doch mit Pech beim Wetter, erstmals seit unserer Ankunft in den USA. Es ist kalt und stark bewölkt, einige Wolken hängen hie und da im Canyon, kleine Schneeflocken weht der Wind uns ins Gesicht. Am „Desert View“ bleiben wir etwas länger. Der „Watch Tower“ hier ist ein Turm mit eindrucksvoller Aussicht - bei schönem Wetter -, doch auch so ist der Blick in den Canyon eindrucksvoll: Wolkenfetzen treiben vorbei, tief unten windet sich der Fluss, doch fehlt der Glanz des Sonnenlichts, und es ist bitter kalt. So gehen wir eiligen Schritts hinein. Er wirkt von außen etwas pittoresk, am falschen Ort. Türme, fast wie von einer Burg, wenn auch im Durchmesser viel breiter, erwartet man hier nicht. Drinnen scheint sein Durchmesser für eine Burg dann viel zu groß, es gibt es drei Ebenen. An den Wänden indianische Malereien. Durch ein großes Glasfenster haben wir noch einen letzten Blick in den Canyon hinab. Es ist Nachmittag und wir sind uns einig: über die Nationalstraße wollen wir rasch zurück nach Las Vegas. Der Plan war gut. Dort wartete, dank M-Life-Card, das kostenlose Lunch-Paket.

„California Dreaming“: Großartige Landschaften, Träume und Albträume, von Dürre bedrohte Welt

Nach Kalifornien führt der zweite Teil der Reise durchs *Daeth Valley*. Auch diese Wüste ist sehr eindrucksvoll auf ihre Art. Es ist um diese Jahreszeit noch nicht so heiß, es geht vorbei an Badwater, 282 Fuß unter dem Meeresspiegel, tiefster Punkt von Nordamerika. In *Bakersfield* dann liegen die Wüsten hinter uns: Wir erleben die Granitgebirge mit den großen Parks, später die Pazifikküste, viel Weideland, bisweilen kleine Orte, Villen hoch auf steilen Felsen, stille Buchten, die Brandung des Pazifik, endlos blaues Meer, und wir werden in die großen Städte reisen. „California Dreaming“: Wir kommen in das Land, das immer Träume weckte, zur Zeit des Goldrauschs, dann als die Eisenbahn die Küsten des amerikanischen Kontinents mitei-

inander verband. Träume, die sich mit diesem Garten der USA verknüpften und mit den Fluchten der „Okies“, jener Siedler aus dem Mittelwesten, deren Existenz der Dust-Bowl zerstört hatte, die der Staat Kalifornien aber in der Zeit der großen Depression an der Zuwanderung zu hindern suchte^{xliv}, oder sehr viel später, als die Hippies ihren kurzen Traum vom Aufbruch in die Welt der Liebe träumten. Heute liegt Amerika in Kalifornien schreibt Michael Neumann schon vor dreißig Jahren, also in diesem „wurzellosen Staat“, der in seiner Gründerzeit den Aufbruch der Neuenglandstaaten kaum vom Hörensagen kennt, Gerade hier wurde aus dem „Land oft the free“ das „gelobte Land der Armen“, wie Hannah Arendt formuliert. Und Kalifornien wird darin, so wieder Neumann, der Staat, in dem Land und Macht so untrennbar verbunden sind, wie vor einhundert Jahren in Deutschlands ostelbischen Gebieten. Dennoch, dies bleibt das Land der Träume und der Traumfabriken, aber von Albträumen auch: Die deutschen Schriftsteller des Exils konnten ihn hier weiterdenken, für die Zeit nach dem Krieg, den Traum unseres demokratischen Projekts und Aldous Huxley, seit 1938 lebt er in Los Angeles hat uns den Albtraum seiner „schönen neuen Welt“ gezeichnet, schon hierher mitgebracht. Ausgesponnen und ausgebrütet werden sie weiter von den Drehbuchschreibern für die Studios von Hollywood oder von den „Advenisten der Technik“ im Silicon Valley. Dave Eggers zeichnet uns ein Bild davon in ihrem Roman „The Circle“. So mancher Zwiespalt also mischt sich in meine Urlaubsstimmung, noch bestimmt vom Gefühl der „Auszeit“ in einer weiterhin großartigen Natur,

Wir kommen über das Gebirge in die ersten Parks und sehen Landschaften, wie ich sie nie gesehen habe. Wir fahren in ein kleines Seitental. Ein Bach fließt über blanken Fels. Das Wasser sammelt sich in ausgewaschenen Mulden. Etwas höher wärmen sich zwei Lizzards in der Sonne. Wir setzen uns auf einen Felsen und machen Rast. Wir fahren weiter in die großen Parks. Erst der *Kings Canyon*, dann der *Yosemite*. Die ersten Mammutbäume stehen machtvoll da, verteilt zwischen fast gleich hohen Nadelbäumen. Die muten an wie eine Mischung aus Tanne und Kiefer, gerade hohe Stämme, doppelt so stark wie großen Tannen in Europa, mindestens. Manche Mammutbäume scheinen am Stamm, ganz unten, ein wenig angesengt. Waldbrände können sie nicht leicht zerstören, nur an zwei drei Stellen treffen wir auf Stümpfe, immer noch sehr hoch und eindrucksvoll, die zeigen, dass ein Feuer sie bisweilen doch zerstören kann. Später bestaunen wir „General Sherman“, gemessen an den Kubikmetern Holz, nicht an der Höhe, den größten und ältesten aller Mammutbäume. Gesprossen zu der Zeit des mittleren Reiches am Nil steht er so da, trägt nun den Namen eines Nordstaaten Generals aus den Sezessionskriegen^{xlv}. Bei seiner Entdeckung, etwa um 1870 nannten ihn Waldarbeiter Karl-Marx-Tree, denke ich bei mir. Etwas länger halten wir uns dann in der Nähe des Visitor-Centers auf. Hier stehen besonders viele Mammutbäume, und in der Nähe finden sich am Rande einer größeren Lichtung auch ein, zwei große und noch gut erhaltene Stämme umgestürzter Bäume. Einige der fast unvermeidlichen grauen Eichhörnchen turnen darauf herum. Ich versuche an einem abgesägten Stamm Jahresringe zu erkennen. Es sind viele, unglaublich dicht aufeinander folgend, aber die Baumscheibe ist ziemlich ver-

wittert. Es ist nicht möglich die Zahl der Ringe abzuschätzen oder gar zu zählen. Zu einem Look Out Point geht es über eine Seitenstraße. Wir halten, und dann steigen wir hinauf: der Zugang ist gut ausgebaut, einbetonierte Stufen, Stahlgeländer, mehrere hundert Meter einen sacht ansteigenden mächtigen Granitfelsen hinauf. Oben angekommen, fällt der riesige Granitblock zu allen Seiten sehr steil ab. Man ist über 6000 Fuß hoch und hat nun wirklich den Eindruck, sich in sehr großer Höhe zu befinden. Dem Betrachter bietet sich ein großartiger Rundblick.

Nach den ersten Parks gewinnt die Landschaft einen schwachen Anflug mediterraner Atmosphäre. Wir passieren erste Orangenplantagen, immer künstlich bewässert, der Obst und Gemüseanbau macht 80 Prozent des Wasserverbrauchs in Kalifornien aus, und hie und da neben Bäumen, die ich nicht kenne, auch Zypressen. Was fehlt, sind Gebäude die für Geschichte mit einer reichen Kultur stehen. Es gibt hier keine kleinen Ortschaften, auf einem Hügel gelegen, nicht einmal ein paar Villen, die, eingerahmt von Zypressen eine Erinnerung an toskanische Landschaften wachrufen könnten. Eher ist das hier die „fabrikmäßige Einsamkeit“ einer industrialisierten Landwirtschaft, von der schon Naumann schreibt. Je mehr wir uns der Pazifikküste nähern, prägen breite Straßen, erstmals sechsspurig Autobahnen, und großflächig angelegte Wohnstädte. immer nur mit flachen Gebäuden, das Bild. Einige Tage später, auf der *State Route 101* entlang der Pazifik-Küste wird die Landschaft abwechslungsreicher sein – und einmal mehr sehenswert. Auf den schönsten Abschnitten fahren wir eine Steilküste entlang. Bisweilen sind einzelne größere Felsen im Meer zu sehen. Villenbesitzer haben sich die Schönsten Plätze zum Bauen ausgesucht. Doch auch wenn hier vereinzelt Agaven ähnliche Pflanzen, oder um einzelne Villen herum auch Palmen oder Zypressen zu sehen sind, auch diese Landschaft wirkt auf mich nicht mediterran. Auch noch 300 Kilometer südlich von San Francisco überwiegen grüne Wiesen mit Kühen und kleinere Wälder mit Nadelbäumen. Auf einem kurzen Stück seitlich der Straße wird auch einmal Wein angebaut. Die Hauptweinanbaubereiche liegen nördlich von San Francisco, und dort kommen wir nicht vorbei. In den Städten, die hier am Weg liegen, wieder das Amerika, das mich inzwischen eher langweilt und zugleich beunruhigt. Die Stadtbilder gleichen sich: breite Straßen im Schachbrettmuster, flache Gebäude, Wohnstädte mit eher standardisierten Häusern manchmal von flachen Mauern umgeben, Einkaufszentren mit Supermärkten diversen kleineren Geschäften und Niederlassungen der bekannten Fast Food Ketten und natürlich Tankstellen. Bei einer sehen wir auf allen Zapfsäulen Fernseher, die die Kunden mit Reklame berieseln. Vielleicht kommt man auch einmal an unterschiedlichen medizinischen Zentren vorbei, oder an mehreren Gebäuden, in denen Anwaltskanzleien residieren. Und schließlich gibt es die öffentlichen Gebäude: City Halls und vor allem Kirchen, durchgängig traditionell und einfalllos gebaut. Es wird im Inneren mindestens so konservativ zugehen, wie sie sich von außen darstellen. In San Diego, nun schon gegen Ende unserer Reise, gönnen wir uns einen Besuch im Zoo, der einer der besten in den USA sein soll. Nach mehr als 5000 Kilometern wollen wir mehr Ruhe. Landschaftlich ungemein schön angelegt bietet der Zoo einiges: Fossilien, etwa riesige, unbehaarte Mammuts, Säbelzahnkatzen, überdi-

mensionierte Löwen, zur Tierwelt Kaliforniens vor 12.000 Jahren etc., neben den Gehegen afrikanischer Wildtiere. Alles verändert sich. Wir sind weder am Ende dieser Evolution, noch ihr Gipfelpunkt, denke ich.

Für die nächsten Tage finden wir ein Motel, ein Stück weit nach Norden zurück und deutlich weiter Landeinwärts, näher an den *Joshua Tree Park* heran. Für die letzten Tage ist wegen großer Hitze eine Wetterwarnung ausgegeben, gut also, dass es hier einen kleinen Pool gibt. Beim Frühstück an den nächsten Morgen nehmen wir uns etwas Zeit. Das Frühstücksfernsehen, das selbstverständlich immer läuft, registriere ich erstmals bewusst: ein ähnliches Format wie bei uns, aber der Analphabetismus ist weiter „fortgeschritten“ – gerade weil Kernsätze von Experten, die der Moderator fragt, eingeblendet werden. Der Übergang zur Werbung folgt unmerklich, na ja beim Essen des synthetisch anmutenden Rühreis oder der exzellenten Apfelsine bin ich vielleicht auch einmal abgelenkt. Doch ob mit strahlendem Lächeln über die Bereitstellung der US-Flotte vor dem Jemen berichtet oder ein Auto angepriesen wird, wobei der Anpreisende zu Beginn am Hudson River vor der Freiheitsstatue steht – freie Fahrt für freie Bürger also auch hier -, ob zwei „Analysten“ bedächtig den Kopf wiegen und über die Lage in Nah-Ost sprechen, oder ob ein Experte die Vorzüge eines bestimmten Produkts anpreist: die Unterschiede sind gering und der stete Wechsel zwischen Nachrichten und Werbung verrührt alles zu einem Einheitsbrei. Und schließlich werden die zuschauenden Untertanen – Koeppen sprach ja noch von den Bürgern, - und Konsumenten hier wie dort behandelt wie Kinder in der Klippschule. Aber es gibt auch Nachrichten, zu denen manche BürgerInnen Wissensdurst und sicher ihre Meinung haben: Einmal mehr in diesem Jahr wurde ein junger Farbiger erschossen, der Polizist sagt Notwehr, farbige BürgerInnen protestieren, die junge Frau, die im Frühstücksraum für Nachschub sorgt, farbig wie fast immer hier das Personal, bleibt heute öfter stehen und folgt der Sendung. Ich schau zu ihr herüber und denke an den Rassismus, der die amerikanische Geschichte wie ein Albatros begleitet, so das von Immanuel Wallerstein gewählte Bild.

Doch dann zurück in die Natur: der *Joshua-Tree-Park* ist noch einmal Wüstenlandschaft, die an Bäume erinnernden Kakteen und Sandsteinfelsen. Wir halten uns hier lange auf und verzichten auf den Umweg nach *Palm Springs*, Wohnstadt für wohlhabende Rentner, Golfplätze en Masse. Die Frage, ob sie alle noch mit sattem Grün unter der heißen Sonne liegen, mag offen bleiben. Schon vier Jahre herrscht Dürre im Land. Jerry Brown, sein Gouverneur, hat alle Städte und Gemeinden verpflichtet, ihren Wasserverbrauch binnen neun Monaten um 25 Prozent zu reduzieren, reichere Gemeinden mit höherem Verbrauch, etwa Beverly Hills, müssen 35 Prozent erreichen, ärmere oder solche, die in ihrem Verbrauch ohnehin niedriger liegen, wie etwa San Francisco, haben niedrigere Vorgaben. die 80 Prozent Wasserverbrauch für die Landwirtschaft – Grundwasser wird aus immer größeren Tiefen herauf gepumpt – werden noch nicht angetastet. Zuletzt fahren wir noch einmal in die Berge. In den Tälern ist Wüste, hier oben säumen Wälder die Straßen. Ginsterbüsche blühen und riesige gelbweiße Staudenblumen wie überdimensionierter Fingerhut. Wir machen Pause an einem kleinen Bergsee, wir sehen dort Angler, es muss hier Fische geben.

Auf dem nächsten hohen Bergrücken finden wir eine Sommerfrische für betuchtere Einwohner von Los Angeles: eine Landschaft wie gemalt, große Wochenendhäuser, verstreut um einen von Bäume und Felsen gerahmten See, aber dann: zwei weitere Seen, vielleicht jeweils zehn Fussballfelder groß, die ganz ausgetrocknet sind. Die Wochenendhäuser hier, sind etwas bescheidener. Ein Schelm, wer böses dabei denkt. Die Dürre trifft nicht alle gleich, und wer weiß: der Markt für Kunstrasen für die Villen in Beverly Hills, er wird wohl wachsen.

Going to San Francisco

Vor der Fahrt entlang der Pazifikküste liegt San Francisco auf unserem Weg. Auf diese Stadt bin ich gespannt. Gewiss ein touristisches Highlight: Fishermans Wharf, dort an den Piers entlang bummeln, Down Town mit einen Blick auf das Bankenviertel nach China Town, vielleicht mit der Muniel Railway fahren, oder mit einem der Cable Cars, eine Stadtrundfahrt mit dem Bus. vielleicht ist auch das eine oder andere Museum interessant. Aber die Fahrt hierher ist mehr: „When You’re going to San Francisco“, Scott Mc Kenzie’s Song ruft die kurze Episode die Hippie-Jahre in Erinnerung. Silicon Valley, nicht weit von der Stadt entfernt, ist eher die Gegenwart – und das Zukunftsversprechen der immer neuen und doch immer gleichen Technikutopien - bunt schillernd und vieldeutig, Vermenschlichung unserer Welt verheißend, aber auch die vollständige Unterwerfung unter den „losgelassenen Verzehrungsprozess“ ermöglichend, von dem schon Hannah Arendt gesprochen hat. Die fundamentalistischen Creationisten kommen mir ebenso in den Sinn, wie die Advenisten der Technik a la Ray Kurzweil In meinen Gedanken bin ich so schnell bei Enzensbergers „wissenschaftlicher Theologie“:

Wahrscheinlich ist er nur einer von vielen. / Er wird müde sein, manchmal, / zerstreut. Schwere Arbeit, / all diese Versuchsreihen, / unabzählbar viele. Ja, / im Prinzip weiß er alles, / aber natürlich, um die Details / kann er sich nicht kümmern. / Reaktoren, die heißlaufen, / Plasmawolken, relativistische Felder. / Wir sind schließlich nicht die Einzigen. /

Erst nach einer Ewigkeit / nimmt er die Probe wieder zur Hand. / In seinem riesigen Auge / spiegelt sich unser Universum. / Aber dann sind wir schon vorbei. / Schade. Womöglich hätten wir ihn / rein wissenschaftlich gesehen, / interessiert. Eine Novität, nur leider / nicht sehr haltbar, unbemerkt, / weil er anderweitig beschäftigt war, / dieser Gott. Er hat uns verschlafen.

Oder er hat uns vergessen, denke ich weiter; unerheblich also, ob es ihn gibt – für uns, die wir sind für einen kleinen Wimpernschlag - wie Eintagsfliegen, die über die Ewigkeit reflektieren, wie schon Denis Diderot geschrieben hat. Es sei denn die Propheten im Silicon Valley a `la Ray Kurzweil – einigermaßen immun gegenüber den Tatsachen – behalten doch Recht, und fortschrittliche Automaten, nicht mit dem Makel der Sterblichkeit behaftet, werden uns schließlich ersetzen.^{xlvi} Eher aber werden

nach dem Menschen noch die Granitfelsen fortdauern im Yosemite State Park. Und verschwunden sein werden mit uns die schier unendlich alten Sequoias, die Mammutbäume - jedenfalls nach unserem Maßstab. Schlicht, Ehrfurcht gebietend fast und so unendlich filigraner als Alles, was unsere Zivilisation, so besonders weit „fortgeschritten“ in diesem Land, in gods own country, hervorgebracht hat. Und näher betrachtet sind die Grauhörnchen oder die Hasen in Devils Garden ungleich kunst- und eindrucksvollere Produkte der Evolution als alles, was menschliche Wissenschaft und Technik hervorgebracht hat. Es ist wie mit Enzensbergers „Hasen im Rechenzentrum“, der, dem schnellsten Rechner noch allemal überlegen, seine Haken schlägt, und aus dem Eozän an uns vorbei in eine Zukunft hoppelt, *reich an Feinden/doch nahrhaft und geil/wie der Löwenzahn*. Grandioser sind diese Naturschauspiele als Alles, was man im Silicon Valley finden könnte oder in Las Vegas gefunden hat, diesem Zerrspiegel imperialer Macht und zugleich sinnfreien Leerlaufs inmitten einer anderen Wüste, die länger dauern wird und lebendig ist und bleibt.

So, oder so ähnlich reflektiere ich während der Fahrt, dabei auf der Fahrt mit einem Ohr dem Hörbuch zuhörend, das wir all diese Tage auf unserer Fahrt abspielen, manchmal auch dazu ansetzend, solche Gedanken Malte mitzuteilen. Aber damit komme ich nicht allzu weit. Mein etwas agnostischer und einigermaßen pessimistischer Grundton, ist ja auch vielleicht für ein Gespräch nicht allzu förderlich. Aber ich habe eben auf dem Flug nach Atlanta von neuem in Hans Magnus Enzensbergers „Elixieren der Wissenschaft“ gelesen, und hier, kurz vor dem Silicon Valley drängt sich das wieder auf. Zweihundertundfünfzig Jahre nach der großen Zeit der Französischen Aufklärung hat dieser Kenner der Arbeiten Denis Diderots schon einige Gründe, die er für seine agnostische Haltung ins Feld führen kann. Sein „*Hase im Rechenzentrum*“ lässt sich so auch – angesichts des Standes heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis – als Antwort auf die „ziegenfüßigen Faune“ im Ergebnis einer Kreuzung von Mensch und Tier in Diderots wichtigstem philosophischen Text „D’Alemberts Traum“ lesen,^{xlvii} und Diderot, der die Fahne der Aufklärung stets hochgehalten hat, hat in seinem letzten Lebensjahrzehnt, sehr bewusst vor allem für uns heutige, für seine Nachwelt, geschrieben und schließlich ein wenig resigniert auch seinem Urteil Rechnung getragen, dass diese Welt „die Welt der Starken“ und das Alter die Zeit der Reflexion sei. Zum anderen sind solche Reflexionen, wie ich sie hier anstelle, auch eine Konsequenz meines Rasch-Völlig-Abschalten-Wollens. Ich habe das manchmal ja wirklich ermüdende politische Alltagsgeschäft - zu Hause steter Gegenstand meiner arbeitspolitischen Reflexionen und Analysen - angesichts des wirklich fast überwältigenden Naturerlebnisses so gründlich hinter mir gelassen, dass ich für eine Weile etwas zur Ruhe gekommen bin. Und ich habe diese Natur, die länger ist und sein wird als wir, wohl ähnlich empfunden wie der alte Meister – als „Goethes herrlich leuchtende Natur“, so Alfred Schmidt. Und Goethe war, wie Nietzsche geschrieben hat, Weltreisender und nicht Weltveränderer. Warum soll ich mir da eine ähnliche Haltung nicht einmal für drei Urlaubswochen gestatten? Mag Albert Camus existenzialistisch gedachter Sisyphos in mir sich hernach wieder mit Freude abplagen.

Im Motel planen wir die nächsten Tage. Anknüpfend an meine Bemerkungen auf der Fahrt entwickelt sich aber auch einmal ein längeres Gespräch zwischen Malte und mir:

Malte: für Silicon Valley ist die Zeit aber zu knapp, oder? Außerdem hatte ich heute den Eindruck, dass dich das nicht wirklich lockt.

Ich: Nein nicht wirklich. Ich denke man sieht da ja auch nicht die „Start-Up-Garagen“, von denen immer geschrieben wird. Man sieht Konzernzentralen, richtig mondän, in denen unsere Zukunft ausgebrütet wird. Bin nicht scharf darauf.

Malte: Gut, aber zu Deiner Sicht auf diese Zukunft – soweit ich während der Fahrt richtig zugehört habe, Also, die teile ich so nicht. Was, wenn nicht Technik, kann die Zukunft besser machen? Klar, wer herrscht, nutzt die Technik auch zu seinem Zweck. Dann bauen die Amis also Drohnen und der CIA bespitzelt uns im Netz. Das ist nicht so toll. Das wird dauern, ehe sich da was ändert. Da kannst Du schimpfen, aber sollen *wir* Hanseln daran etwas ändern?

Ich: Komisch, in deinen Fantasy-Romanen sind es immer wenige, eben große Helden, die ganzer Welten retten. Jetzt wirst Du sagen, *eben*: das ist Fantasy. Trotzdem, da träumst *Du* dich doch rein. Was ist mit Deinen Träumen hier in unserer Welt, gegen ihr Elend – bei uns zu Hause und gerade auch in diesem Land. Man sieht es hier nur kaum auf unserer Urlaubsreise. Was also ist mit unseren Träumen hier, für diese Welt? Die Helden auf dem Strip da in Las Vegas sind da natürlich Hirngespinnste, nette Märchen für Erwachsene bestenfalls, nein besser für solche, die niemals erwachsen werden sollen. Aber wenn die Menschen wirklich träumen würden, wie Martin Luther King „I have a dream!“, dann denk ich, wäre das ein Anfang um gemeinsam mit vielen was zu ändern.

Malte: Hört sich vielleicht gut an, aber ich sehe das nicht. Viel zu Viele haben sich recht bequem eingerichtet. Da muss man nicht, wie die Verschwörungstheoretiker, meinen, dass wir alle eh an feinen Fäden hängen. Und die hat dann eine ganz kleine herrschende Elite in der Hand. Auch wenn das so nicht ist: die Welt ist wie sie ist – Vielleicht wird sie ja ganz allmählich doch ein wenig besser. Aber das wir das machen? Nee, dann bin ich wieder bei der Technik.

Ich: Ich zieh die Technik doch nicht rundheraus in Zweifel. Nur, Zukunftsbilder die allein und immer wieder, nur auf Technik bauen, die sind immer schrecklich schief. Siehst Du hier Eisenbahnen, die atomgetrieben quer über diesen Kontinent fahren. Das hat man sich mal ausgemalt. Schön daneben, und wem hätte das genutzt? Ich bin Gesellschaftswissenschaftler und ich sage, wir müssen auf die Bilder schauen, die wir uns von uns selber machen, und auf die Verhältnisse, in denen solche Menschenbilder heute wuchern. Und dann kommt mein Bild von dieser neoliberalen Welt. Schau mal, morgen da kommt San Francisco. In meiner Jugend war das „San Francisco Nights“, war das Woodstock. Gut die Hippies damals hatten schon naive Träume und auch der Aufbruch davor, der von uns 68ern, der hat die Welt nicht so verändert, wie wir dachten. Aber wir *hatten* Träume. Heute sehe ich grad bei uns in Deutschland sowas kaum, kaum das kleinste Fünkchen von etwas Neuem einer unentdeckten Welt, die erst zu bauen wäre.

Malte: Ja ja, und ihr, ihr habt die gebaut? Doch ja wohl eher nicht. Und wenn ich Dich so höre, dann ist das ja fast eine Apokalypse, die Du heute im Auto malen wolltest. Ich sehe das nicht so finster, und ich hab genug damit zu tun, für mich in meinem Leben die nächsten Schritte hinzukriegen.

Ich: Stimmt, doppelt: aber ich hab bei dem, was ich grad sagte, die Kritik von einer Frau im Kopf, der Name fällt mir grad nicht ein, die kommt aus Deiner Generation, und die kritisiert die scharf. Ich denk das ist was anderes, die darf das. (Pause) Und wenn ich dann an meine Jugend denke, fällt mir der Karl Valentin ein. Der hat mal gesagt: die Zukunft sei auch nicht mehr das, was sie einmal war. Und daran ist was richtig. In meiner Jugend lag Veränderung geradezu in der Luft. Warst Du da nicht dabei, da warst Du fast schon tot. Aber die Zukunft, die ist immer offen. Nur *wenn* man sie verändern und gestalten will, das kostet wirklich Arbeit, wirklich Widerständigkeit.

Malte: Ach ja, das kannst Du sehr schön sagen, aber mal ehrlich: so richtig sehe ich nicht, wo *Du* noch kämpfst. Aber zu dem Valentin. Das ist schon *mein* Punkt heute: in einen Beruf zu kommen, der auch nur ansatzweise soviel Sicherheit verspricht, wie Du sie hattest, und der dann deine Zeit nicht ganz schnell auffrisst, ja, den muss mir erstmal einer zeigen. Mir geht's derzeit ganz gut, ich reibe mich in keiner Arbeit auf. Und ich hab da auch keinen großen Ehrgeiz. So ein bisschen geht es mir wie diesem Fischer, von dem - (Pause) der Heinrich Böll? - in einer Kurzgeschichte schreibt – ich glaub du selbst hast die Geschichte mal erzählt. Mir reicht das, was ich fange mit dem kleinen Kahn. Ich lieg dann lieber in der Sonne – oder ich surfe eben durch das Internet. Ich habe da halt etwas Glück, ich komme auch mit eher wenig aus. ich werde mir kein Bein ausreißen.

Ich. Okay, ein Stück weit sind wir uns da sogar beide einig: wir spielen beide nicht so gerne mit in diesem Stück, das in der Welt, so wie sie heute ist, gegeben wird. Der Unterschied liegt eher da, dass ich sehr sicher bin, dass es nicht so einfach immer weiter gespielt werden kann, dies Stück. Mag sein, du denkst, die Wirtschaft wächst schon immer weiter – was auch schon ziemlich dumm wäre. Aber mindestens die Öko-Krise ist Dir auch bewusst. Und dass die Leute immer mehr die Nase voll haben davon, wenn die Berufspolitiker beredt lächeln und ihnen dann stets wieder sagen, dass sie die Sache schon für sie geregelt kriegen, dass weißt du nur allzu gut. Du hast doch Spaß am Kabarett, die „Heute-Show, die ist für Dich doch fast ein Muss. Denkst Du nicht auch manchmal, das Lachen müsste einem da eigentlich im Halse stecken bleiben? – aber gut, das geht einem dann eher in der „Anstalt“ so.

Malte: So langsam treibst Du es jetzt aber auf 'nen Punkt, der mir die Urlaubsstimmung trübt. Ich freu mich morgen früh auf San Francisco, Auf die Stadt, auf Meeresfrüchte, Mittags an der Fischer-Wharf, hoffe, dass die Sonne morgen scheint, Du weißt ja, in der Stadt ist oft viel Dunst und Nebel. Und ich bleib dabei: wir können hier und sonstwo reden, oder uns auch an die Köpfe kriegen. Die Welt, die ändern wir doch beide nicht – und ich mal sie nicht in ganz so finsternen Farben. Und Deine Träume, dieses neue, andere aufgehellte Bild, die müsste man mir erstmal malen, ne grobe Skizze wenigstens, die hätt ich schon ganz gern. Also: lass uns lieber das Gespräch beenden. In diesem tollen Urlaub, da will ich mich nicht allzu sehr mit Dir um Dinge streiten, die doch alle ziemlich vage sind. Ich sag mal: erst die Skizze.

Ich: Hast Recht. Ich bin ja auch schon ganz zufrieden, dass meine paar Bemerkungen im Auto heute, hierfür einen Anstoß geben haben. Vielleicht gibt es ja später, wenn wir zurück sind, die eine oder andere Gelegenheit, so ein Gespräch in Ruhe fortzusetzen. Wir kennen da ja beide andere Diskussionen, in denen man sich Meinungen, kaum Argumente, ziemlich fundamentalistisch um die Ohren schlägt. Und ich will ja wie Du hier meine „Auszeit“ haben, entspannen, nichts tun, die Natur genießen. Nur ist es eben so, dass die Gedanken da im Kopf, nie einfach abzustellen sind. Aber ich werd sie erstmal wieder schön bei mir behalten. Also erst mal Schluss mit dieser Diskussion. Ich freu mich auch auf Morgen.

In etwa so läuft unser Gespräch, natürlich ausgefranst und auch hie und da auf ein paar Seitenwegen, aber dies ist sein Kern. Ich liege noch für eine Weile wach. Und ich denke, Meredith Haaf, das ist die Journalistin, deren Name mir vorher nicht einfiel, hat schon recht: ihre Generation ist die der „TINA-Kinder“. Doch andererseits: dies Denken nach dem Motto „Weiter-so, es ist noch immer irgendwie voran gegangen“, das war schon immer mehrheitsfähig. Und dann, dann schwirrt mir Diderot im Kopf herum: das Neue ist dagegen dann stets ein gänzlich unwahrscheinliches Ereignis, Aber zu ihm fällt mir auch ein: was er in einem Brief geschrieben hat: Wär ich zu einer andren Zeit geboren, zehn Jahre früher oder später nur, ich dächte heute sehr viel anders. Und er hat recht: immer ist unsere Zeit, die uns prägt, und in ihr sind wir dann durchaus nicht Individuen, unteilbare Ganze, in dem Denken und in den Erinnerungen, die uns ausmachen. Eher schon sind wir hin- und her gerissen. In uns streitet das Denken unserer Zeit. Und wir, wenn wir zusammen unser Menschsein leben wollen, wir müssen mit ihm streiten. „Es denkt in uns“, sagt Diderot, aber wir denken eben auch – und müssen dabei unsere Träume, Wünsche in unsere Welt hinein gestalten: mit Mut zum Denken und dann zum Zusammenhandeln. Doch jetzt gerade, hab ich meine Auszeit. Ich schalte langsam ab. Ich schlafe ein.

Wir finden nur weit außerhalb der Stadt ein Motel. Die Fahrt hinein ist an den nächsten Tagen mühsam. Man steckt im Stau. Über der Stadt ist liegt Dunst am ersten Tag, dann aber strahlt die Sonne. Wir starten mit der Stadtrundfahrt, sehen die Wohngebiete mit ihren viktorianischen Holzhäusern, Janis Joplin wohnte hier, ich denke an Woodstock, wir fahren über die Golden Gate Bridge, schauen von weitem auf die Stadt, schwach sichtbar die Konturen ihrer Skyline in dem Dunst und Alcatraz von soweit nur zu ahnen. Es folgt dann das touristische Programm, und Wolfgang Koeppen hat nicht wirklich recht: Dies ist „einer der wenigen Orte in Amerika mit Geschichte und Tradition“, so meint er, aber die „alte feste Zuflucht und Polis der Vergangenheit“, von der er spricht, kann ich nicht sehen. Wir sehen uns um: den Rathausplatz, den Union Square, Chinatown mit seinen Geschäften und touristischen Angeboten; unser Weg führt uns zurück an die Piers. Von hier betrachtet, da liegt Alcatraz ganz nah, die Seelöwen an Pier 38 dösen in der Sonne, sie haben diesen Platz erobert seit einer Baumaßnahme vor 25 Jahren, ihnen gesichert hat ihn später eine Bürgerinitiative. Bei strahlender Sonne fahren wir erneut über die Golden Gate Bridge. Koeppen sah hier „im Morgensonnenschein eine goldene Stadt in einer Landschaft aus der antiken Welt und Wasser, Erde Luft, selbst die Menschenwerke

boten sich so rein, so licht, so verklärt, dass ihre Gegenwärtigkeit fast unglaublich wurden, und sie entrücktem dem Geist in vergangene oder in zukünftige Zeiten. Mir war“, so schreibt er weiter, „als ob mir in diesem Augenblick ein Goethe auf Sizilien geschenktes Glück widerfuhr: Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Dünfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in *ein* Element aufgelöst wurden.“ Vielleicht hat die Skyline der City, das Bild zu der Zeit noch nicht geprägt, doch wie auch immer, meine Stimmung ist von seiner weit entfernt. Dafür bräuchte ich denn doch die Ägäis, „starrend vor Zeit und Helle“, das „Bauen und Gestalten auf Mittelmeerinseln“, wie Walter Arendt es erlebt, beschrieben, in schwer zugänglichen Gedichten gestaltet hat.^{xlviii} Auch wenn wir heute ja das Glück des klaren Himmels in dieser oft durch Dunst und Nebel verhangenen Stadt haben, zu Koeppens Assoziation fehlen mir, über die Golden Gate Bridge hinweg, das Verspüren geschichtlicher Ursprünge europäischer Kultur, also auch deren Ruinen, und auch die Distanz zum vielfach touristisch geprägten Treiben in der dann eher doch geschichtslosen Stadt. Besonders hingegen ist der Golden Gate Park, der Größe nach dem Central Park New Yorks vergleichbar und sehr schön angelegt. Bäume aus aller Welt sind angepflanzt, der Japanese Tea Garden ist ein Schmuckstück. Die California Academy of Science sehen wir uns nur von außen an. Laut Führer steht hier die Ökologie im Fokus- allerdings ein wenig hausbacken. Etwas seitlich des Gebäudes stehen etliche Statuen, neben einigen Amerikanern, die ich nicht kenne, finde ich Cervantes und ein Duplikat des Weimarer Denkmals von Goethe und Schiller. Wer weiß, vielleicht war Koeppen hier, eher er über die Golden Gate Bridge fuhr?

Rückflug aus der Stadt der Engel

Die Reise in den „Golden State“ neigt sich ihrem Ende zu. Wir fahren nach Los Angeles zurück. Fünf Tage vorher, auf unserem Weg nach San Diego hatten wir sie rasch passiert, sind nahe Hollywood, eine Straße an der viele Villen liegen abgefahren, waren ganz kurz, vielleicht für eine halbe Stunde auf dem Walk of Fame – nach dem Las Vegas Strip im Grunde ein eher unauffälliges Stück Hauptstraße, sieht man einmal von den in den Boden eingelassenen Sternen ab. Wir sahen dort Fans, die vor den im Boden eingravierten Namen ihrer Stars für ein Photo in die Knie gegangen sind, und eine kleine Gruppe Menschen, die das kurze Stück des Strips unermüdlich auf und ab zog. In der Hölle sei es heiß, doch Jesus rette uns, so riefen sie. Wir sahn uns lächelnd an: solche hilflose Inszenierung, hier an diesem Ort, wo die Virtuosen künstlerischer Inszenierungen gefeiert werden und dieser Glaube an die Hölle, die einen Gott im Himmel über uns, so wie im mittelalterlichen Denken selbstverständlich, bräuchte als ein Spiegelbild, dieser Fundamentalismus machte etwas ratlos. Wir fuhren weiter, und ich fand: Koeppen hat Recht: „das ist keine Stadt, sondern ein ungeheurer ausgebreitetes Siedlungsgebiet mit Städten, Stränden, Gärten, Bergen“. Doch ob es noch jene Verheißung ist, von der er danach schreibt, das möchte ich doch bezweifeln: „Sie ist eine Stätte der Verheißung“, lese ich bei ihm, „Los Angeles bietet Raum, Los Angeles wärmt, Los Angeles hält Palmen bereit und Früchte, es

schenkt die Träume von Hawaii, von der glücklichen Insel Bali und von Metro Goldwyn Mayer. Los Angeles ist der Platz, zu dem alle in den Vereinigten Staaten, die Völker aus Asien und die Leute aus Mexiko streben. Los Angeles ist die Stadt, in der die Reichen Götter, die Armen reich werden, die fleißigen ausruhen und die Alten die Unsterblichkeit kaufen wollen, es ist die glückliche Gemeinde, in der die Muster- und Beispielfamilien der Statistik schon zwei Automobile, zwei Fernsehapparate, zwei Kühlschränke und alle Seligkeit doppelt, wenn nicht dreifach besitzen“. Das war 1958. Als Kind habe ich damals, sonntags in den Vorstadtkinos, Western und Histo-rienschinken aus der Traumfabrik gesehen. Das Fernsehen begann gerade in die Wohnzimmer einzuziehen. Das war zu der Zeit des Wirtschaftswunders. Neue Träu-me verbreiteten sich. Bikini und Hawaii Toast kamen in der Gesellschaft auch weit unten an. Die kurzzeitige Öffnung der sozialen Räume kündigte sich an. Aber Köp-pen hat schon damals doppelbödig formuliert. Die „Stätte der Verheißungen“ ist ört-lich fixiert. Und „alle Seligkeit“ war das nicht wirklich, die hier verheißen wurde. Die beiden Autos – so mancher Hummer ist hier an uns vorbeifahren – stecken heute fest im Stau, eine Mauer gegen Mexiko wird gezogen. Die Armen sind arm geblie-ben, gemessen am ungeheuer gewachsenen gesellschaftlichen Reichtum weiter verarmt^{xlix}, um die Unsterblichkeit, die Huxley schon als Obsession des südlichen Kaliforniens erkannte, mühen sich im Silicon Valley einige Propheten – und ihre na-no-technologischen Hoffnungen zielen zugleich darauf ab, den heraufziehenden öko-logischen Krisen auszuweichen. Kurzum: diese doppelbödigen Träume der 1950er Jahre lassen sich heute nicht mehr träumen. „Die Elixiere der Wissenschaft“ werden uns zunehmend durchsichtig. Und selbst in der Traumfabrik fällt es inzwischen schwer, Filme zu drehen, in denen ungebrochene Helden auftreten und am Ende heile Welten aufscheinen lassen, selbst hier werden inzwischen auch Albträume in Szene gesetzt. So haben wir die „Stadt der Engel“ rasch passiert, auch weil ich keine Chance sah, uns ihr so zu nähern wie Christa Wolf. Den deutschen Emigranten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges nachzuspüren – das hätte umfangreicher Vorberei-tungen bedurft und unserer Urlaubsplanung kaum entsprochen.

Nun also geht's noch einmal nach *Los Angeles* zurück. Auf dem Weg zu unserem letzten Motel, nahe am Flughafen verfahren wir uns leicht, müssen von der Interstate herunter, und dann stehen wir, nah bei einem Stadion kurz vor einem Football-Spiel im Stau. Später auf der Straße zum Flughafen, sehen wir dann zum ersten Mal ein-dringlich das andere Amerika, ein Stadtviertel, in dem ärmere Bürger dieses Landes wohnen: einfache zweigeschossige Mietshäuser, zwischen ihnen hie und da auch gammelige Schuppen, seitlich der Straße wiederholt auch Obdachlose, die ihre Habe in einem Einkaufswagen mit sich führen. Erst am Motel für die letzte Übernachtung angelangt, hellt sich dieses Bild wieder ein wenig auf. Nur leider ist das Motel darauf eingerichtet, dass die Touristen in der letzten Nacht ihr letztes Urlaubsgeld ausge-ben: Spieltische, Trubel und Musik. An Schlaf ist kaum zu denken. So geht es mor-gens um 4.30 Uhr nach bestenfalls zwei Stunden Schlaf zum Flughafen. Wir starten pünktlich. Der Flieger für den Inlandflug ist deutlich neueren Datums als der auf dem Hinflug. Wir haben das Gefühl weniger eingezwängt zu sitzen als auf dem Flug von Atlanta nach Las Vegas. Die Startbahn geht nach Osten. Wir fliegen also eine große

Schleife über den Pazifik. Die Sicht ist klar. Bald sehn unter uns das schier grenzenlos besiedelte Gebiet. Nach Westen zu geht es allmählich über in die Wüstenlandschaft und die ersten Berge. Die Stadt der Engel bleibt nun hinter uns zurück. Aber es ist - auch wenn auch wir nun Abschied nehmend von „der weiten Linie der Bucht und dem Schaumrand des Meeres“ und wenn mich später die Farben der Wüste und des Himmels über ihr daran erinnern - nicht Christa Wolfs Flug mit Angelina. Ich fliege nicht wie sie zu Indianerstämmen, die, zum Teil noch durch Reste eines älteren Matriarchats geprägt, für sie Erinnerung an eine vage Zukunft sind, vielleicht dereinst nicht mehr zutiefst geprägt von unserer patriarchalen Welt. Und ich denke, Malte weiß von solchen Reflexionen nichts. Er hat, wie ich auch, die Auszeit hier genossen, er ist vermutlich nicht so gerne auf dem Weg in einen Alltag, von dem er weiß, dass er ihn neu für sich gestalten müsste, doch noch nicht so recht weiß wie – und dies erst Recht in dem weiteren Blick auf unsere Zeit und Welt, zwischen „California Dreaming“ und „Eve of Destruction“. Zusammenhandeln wäre hier gefordert, und es ist schwer zu sagen, ob uns allen das in Zukunft auch gelingen wird. Was mich betrifft, so liegt mir Hoffungsmüdigkeit, wie sie die Christa Wolf verspürt, nach dem Ende alter, nur vermeintlicher Gewissheit am Ende dieser Wochen denkbar fern. Sie waren produktiv als Auszeit. Zwar wirklich müde nach einer weitgehend durchwachten Nacht bin ich doch ganz zufrieden auf dem Weg ins good old Europe. Christa Wolfs große Frage, wohin wir Menschen unterwegs sind, die sie nach dem Ende ihres Realsozialismus umtreibt, die liegt mir in diesem Augenblick, entspannt auf meinem Platz im Flieger, doch sehr fern. Die letzten Reste geschichtsmetaphysischen Denkens liegen schon lange hinter und die schillernde Ambivalenz eines für mich erschreckend geschichtslosen Landes mit einem seine Zukunftsfähigkeit zerstörenden Kapitalismus ziemlich tief unter mir. Und vor mir liegen Anlässe und Gelegenheiten zu neuer Reflexion. Sicher, auch ich werde mich wieder meinem arbeitspolitischen Alltag zuwenden. Aber mein Lebensalter ist eben doch schon eher das der Reflexion. Ich entspanne mich, blicke aus dem Fenster hin und wieder auf die Weiten des Südwestens der USA und denke vor dem Hintergrund der großartigen Naturerlebnisse vielleicht noch einmal daran, dass eine der Grundlagen des monistischen Materialismus Denis Diderots der Stand der geologischen Wissenschaften seiner Zeit gewesen ist. Es waren nicht zuletzt die Einsichten aus dem Geologiestudium des Baron d' Holbach an der Universität zu Leiden, die die Köpfe der Philosophenfraktion in seinem Pariser Salon dazu veranlasste, über einen Evolutionsprozess nachzudenken, der in keiner Weise biblischen Vorstellungen von der Entstehung der Welt entsprechen konnte und angesichts von dessen Dauer, wie Diderot irgendwo schreibt, der Mensch wie eine Eintagsfliege über die Ewigkeit nachdenke. Ich kann so entspannt und erholt zurückfliegen in eine menschliche Lebenswelt, in deren Treiben ich mich weiterhin einmischen will – ganz im Sinne von Albert Camus glücklichem Sysiphos.

Hinter dem schwarzen Vorhang – ein Essay

I.

In der Einleitung zu diesem, Buch habe ich - im Blick auf einige Schriftsteller und Philosophen, darunter einen gemeinhin unterschätzten Naturwissenschaftler – ein paar Überlegungen dazu angestellt, dass man auf sehr unterschiedliche Weise auf Reisen sein kann: In seinen Träumen, oder auf dem „Phantasieroß“, wie die Prosa aus dem Nachlass von Wolfgang Koeppen betitelt worden ist; dort, wo man in fremden Ländern unterwegs ist, oder auch wenn man in bekannte Gefilde zurückkehrt, oder auch einfach dort, wo man sich gedanklich mit diesen verschiedensten Eindrücken oder Vorstellungen von der Wirklichkeit auseinandersetzt. Der Philosoph und große Essayist Michel de Montaigne hat in diesem Sinne ganz radikal „das Unterwegssein und nicht das Sein“ im Blick, fragt nicht nach absoluten Wahrheiten, die uns doch nicht zugänglich sind. Was ihn interessiert, so Frampton, „ist kein abstraktes endgültiges Wissen, sondern eine sich entwickelnde Bekanntschaft, die Nähe, Süße und Nahrung verspricht.“ Er führt seine Leser von „den Kathedralen der Vernunft in die Brandungszone des Daseins“. Wenn es ihm, dabei um Erkennen des/der Anderen und des Dazwischen durch Erkenntnis seiner selbst und um die Erkenntnis des Menschen als empathiefähigen Wesen geht, setzt ihn das nicht nur von René Descartes oder Francis Bacon ab, also bedeutenden Vordenkern unserer auf eine naturwissenschaftlich begründete Weltbeherrschung gerichteten Moderne, sondern es markiert zugleich einen wichtigen Berührungspunkt zu Denis Diderot. Und für beide gilt hier nicht, dass sich unsere Erkenntnismöglichkeiten in einen beliebigen Relativismus auflösen würden. Vielmehr sehe ich hier einerseits, jedenfalls bei Diderot, eine Nähe zu dem uns heute, seit Karl Popper selbstverständlichen Falsifikationsprinzip naturwissenschaftlicher Erkenntnis: All unser wissenschaftliches Wissen mit seinen theoretischen Modellen gilt, in Bezug auf jeweils definierte Kontexte und Bedingungen, immer nur so lange, wie keine bessere Erklärung dafür gefunden worden ist. Und auch „das Netz des Physikers“ kann nur die Fische fangen, für die seine Maschen klein genug sind, wie Hans-Peter Dürr so schön bildhaft formuliert.

In ihrem Gegenstandsbereich, Albert Einstein hat das für die Astrophysik überzeugend gezeigt, erweist sich die Leistungsfähigkeit mathematischer Modelle. Sein so gewonnenes Verständnis unseres raum-zeitlich konstituierten Universums, dessen mathematische Modellannahmen mittlerweile empirisch bestens gestützt sind, hat Einstein - so Safranski in seinem jüngsten Buch über „Die Zeit“ - „in eine andächtige Stimmung versetzt, in ein ‚verzücktes Staunen‘ über die ‚Harmonie der Naturgesetzlichkeit‘“. Doch nach der mit der Entdeckung der Quantenmechanik einsetzenden Grundlagenkrise der Naturwissenschaften – so Hannah Arendt in „Vita activa“ unter Bezugnahme auf Albert Einstein, Max Planck, Niels Bohr, Werner Heisenberg und Erwin Schrödinger – ist der Durchbruch auf der Suche nach der „Weltformel“ nicht absehbar. Die Großen der damaligen modernen Physik nach Newton sind, so Arendt, angesichts ihrer Erkenntnisse von dem Gedanken, in einer Welt zu leben, die von einem Gott regiert wird, der würfelt, beunruhigt gewesen. Und für Arendt wird

erkennbar, dass ihre Forschungen „aus einer Sinnsuche entspringen und daher nicht weniger spekulativ sind als andere Produkte des denkenden Ichs“. Es gehe um im Letzten nicht beantwortbare Fragen danach, wie die Welt beschaffen sein müsse, damit der Mensch sie erkennen könne. Und jedenfalls trifft sie sich hier nicht nur mit Hans-Peter Dürr, sondern auch mit Nils Bohr, der bekanntlich gesagt hat, die Physik handle nicht von der Natur, sondern von dem, was wir Menschen über die Natur wissen können.

Hans Magnus Enzensberger hat in neuerer Zeit ähnlich argumentiert, als er über die „Elixire der Wissenschaft“ geschrieben und dem Projekt der zeitgenössischen physikalischen Grundlagenforschung eine spirituelle Dimension bestätigt und demgegenüber in Bezug auf die Computer- und Kognitionswissenschaften und vor allem die Biologie im Zeichen der Gentechnologien attestiert hat, dass wir es hier mit „Putschisten im Labor“ zu tun haben. Anders als die Physik hätten diese Naturwissenschaften ihren Sündenfall noch vor sich. Es scheint mir in diesem Zusammenhang jedenfalls alles andere als ein Zufall zu sein, dass mit Hans-Peter Dürr ein Quantenphysiker zu den Autoren des Potsdamer Manifests gehört, in dem zu einem „neuen Denken“ aufgefordert wird. Gegenüber der herrschenden naturwissenschaftlichen Vorstellung einer „mechanistischen, dinglichen (objektivierbaren), zeitlich determinierten ‚Realität‘“ haben die Autoren dieses Manifests für eine Orientierung plädiert, die es „erlaubt, die unbelebte und auch belebte Welt als nur verschiedene – nämlich statisch stabile bzw. offene, statisch instabile, aber dynamisch stabilisierte – Artikulationen eines ‚prä-lebendigen‘ Kosmos“ aufzufassen.ⁱ Die Nähe zu dem Natur- und Wissenschaftsverständnis Goethes springt hier ins Auge – es wird im Grunde genommen auf die unbelebte, hier als prälebendig bezeichnete Natur ausgeweitet. Dabei bleibt freilich offen, ob hier noch Goethes Pantheismus mitschwingt, oder es liegt vielmehr eher nahe dass ein Verständnis der Evolution im Sinne des monistischen Naturalismus Diderots im Hintergrund wirksam ist. Aber eine Gemeinsamkeit liegt dann in der Überzeugung Goethes, dass wir „der *Idee* eines Ganzen bedürfen, wenn wir die Welt erforschen“ und dass dies nicht bedeutet, „dass wir seiner selbst je habhaft würden“. Man kann dieses Ganze im Sinne einer uns letztlich eben nicht verfügbaren Naturganzen augenscheinlich auch aus der Perspektive eines monistischen Naturalismus heraus betrachten und dennoch in andächtiges Staunen beim Blick in das Universum, oder auf Immanuel Kants „gestirnten Himmel über uns“ verfallen – und man kann dann, wenn man seinen Blick danach wieder auf unsere Erde richtet, Montaignes Entscheidung viel abgewinnen, sich von „den Kathedralen der Vernunft in die Brandungszonen des Daseins zu begeben.“ⁱⁱ

In dieser, unserer menschlichen Lebenswelt gilt dann, dass wir sie allererst als eine soziale Wirklichkeit erleben, die uns als lebende Wesen - in denen sich Existenz als eine Möglichkeit des Lebens realisiert hat, wie Helmuth Plessner sagt - bedingt und die wir zugleich stetig durch unser Arbeiten und Handeln neu intersubjektiv konstituieren, eine Lebenswelt also, die beständig im weiteren Werden begriffen ist. Ernst Bloch und Helmuth Plessner akzentuieren das philosophisch unterschiedlich, in einander auf den ersten Blick ausschließenden Positionen, die sich aber doch zusam-

menbringen lassen. Plessners „dass wir sind und uns nie haben“, fundiert in der „exzentrischen Positionalität“ seiner Philosophischen Anthropologie, akzentuiert Grenzen unserer *conditio humana*, die durch die biologische Evolution gesetzt sind. Bezieht man - Plessners Einsichten in unsere biologischen Bestimmungen in Rechnung stellend - Blochs scheinbar entgegengesetztes: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst“, allein auf die soziale Evolution, dann kann man zu dem Satz kommen: „Ich bin und ich habe mich nie, aber wir werden doch!“ Ich habe das in diesem Buch im Zuge meiner Reflexionen „Am Anfang und am Ende unserer Zeit und am Weg vieler Träume“ schon näher ausgeführt.

Aber man muss gar nicht philosophisch argumentieren. Norbert Elias etwa nimmt, unbeschadet gelegentlicher Verweise auf philosophische Diskurse, nie die Perspektive des Philosophen ein. Aber er kommt über seine soziologische Analyse des Prozesses unserer Zivilisation zu einer scharfen Kritik derjenigen Soziologen, die, wie zu seiner Zeit Talcott Parsons“, theoretische Modelle entwickeln, die *den* Menschen sozusagen als einen „homo clausus“ definieren. Dagegen besteht er darauf, dass der Mensch ein immer nur im Plural existierendes und zugleich immer in Entwicklung und Veränderung begriffenes Wesen ist:

„Da Menschen erst von der Natur, dann durch gesellschaftliches Lernen, durch ihre Erziehung, durch Sozialisierung, durch sozial erweckte Bedürfnisse gegenseitig voneinander mehr oder weniger abhängig sind, kommen Menschen, wenn man es einmal so ausdrücken darf, nur als Pluralitäten, nur in Figurationen vor.(...) Es ist angemessener, wenn man sich unter einem Menschenbild ein Bild vieler interdependenter Menschen vorstellt, die miteinander Figurationen, also Gruppen oder Gesellschaften verschiedener Art bilden.“

Elias ist in der Theoretisierung der empirischen Befunde seiner Analyse des Prozesses der Zivilisation sehr vorsichtig. Der Soziologe Karl Siegbert Rehberg hat für sie die Formel von der „figuralen Prozesstheorie“ gefunden. Elias rechnet mit sehr langfristigen Entwicklungsprozessen und beendet das Schlusskapitel seines Hauptwerkes, den „Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation“ mit dem Satz: „Die Zivilisation ist noch nicht abgeschlossen. Sie ist erst im Werden.“ Damit wären wir also wieder bei der Feststellung, dass wir - als gesellschaftliche Individuen, interdependent und miteinander Konfigurationen bildend - unterwegs sind. Da Elias philosophischen Reflexionen wenig zugeneigt ist, beschäftigt ihn weder die Frage nach der etwaigen Fragilität dieses Prozesses jenseits seiner soziologischen Offenheit, noch die danach, über welche Potentialitäten wir aufgrund unserer evolutionären Mitgift aus dem Prozess der biologischen Evolution im Blick auf unsere weitere soziale Evolution verfügen mögen und welche Hoffnungen oder Träume wir darauf gründen könnten. Er ist gegenüber unseren Träumen ohnehin zutiefst skeptisch und denkt da vielleicht ein wenig positivistisch. Er erblickt im Ergebnis bisheriger Geschichte einerseits einen „Friedhof der Träume“, andererseits aber eben auch einen evolutionären Prozess, der weitergehen wird. Und die Soziologie ist aus seiner Sicht „noch nicht weit genug entwickelt, um ein Wissen (... für) weitergehende praktische soziale Interventionen

ermöglichen zu können“. Schon gar nicht würde Elias, wie der Philosoph Michel Foucault, fordern,

„durch die historische Analyse das, was als wahr gilt, in seiner Selbstverständlichkeit aufzubrechen, um den Menschen zu befreien und ihn zu ermutigen, sich zu einer ‚Denkweise‘ vorzuwagen, die bisher unserer Kultur unbekannt ist.“

Eine solche philosophisch begründete Forderung Foucaults läge ihm fern, auch wenn der, wie Elias selbst - aber nun für die Entwicklung der Moderne in den vergangenen zweihundertfünfzig Jahren und in einem Blick „von unten“ und nicht „von oben“ - den Prozess der Zivilisation in erhellender Weise analysiert hat. Und auch die nun wirklich philosophisch fundierte Hannah Arendt, die sich als Politikwissenschaftlerin verstanden hat, würde es wohl eher mit den Menschen der Praxis halten.^{liii} In ihrem im Kern philosophischen Buch, „Vom Leben des Geistes“ kommt sie zu dem Schluss, dass deren Vorstellungen von Freiheit, die von den Wirren der Reflexivität der Geistestätigkeit frei blieben, immer weitergehend waren als schließlich das Ergebnis ihrer Praxis. Die Menschen der Praxis hätten also das Neue als verbesserte Auflage des Alten zu begreifen versucht, was typisch für die abendländische Tradition sei.^{liiii} In ursprünglicher Integrität lebe der Freiheitsbegriff aber nur in der politischen Theorie – d. h. der Theorie die dem politischen Handeln dienen solle. Doch Arendt kommt in ihrem Denken ohne philosophische Rückbezüge nicht aus – und sie ist dabei den antiken Wurzeln des demokratischen Projekts der Moderne und der europäischen Aufklärung zutiefst verpflichtet, in der für sie Immanuel Kant die philosophische Zentralfigur ist.

Für mich mag hier Denis Diderot als radikal und, wie Arendt „ohne Geländer“, denkender Kopf der Philosophenfraktion der Französischen Aufklärung der zentrale Referenzpunkt sein. In der Sache bin ich jedoch nicht weit von Arendt entfernt. Allerdings habe ich bei meinem Vorschlag einer Art Synthese von Plessner und Bloch, also meinem Satz „Ich bin und ich habe mich nie, aber wir werden doch!“, die Möglichkeit auf eine mittlerweile deutlich weiter vorangeschrittene anthropologische und verhaltenswissenschaftliche Forschung zurückgreifen zu können. Ich sehe Plessners „exzentrische Positionalität des Menschen“ in unserer geteilten Wir-Intentionalität“ (Tomasello) begründet, die uns als empathiebegabte Wesen als einzige auf diesem Planeten in die Lage versetzt, bei der Erringung unserer Lebenswelt^{liv} wirklich miteinander zu kooperieren und auch als politische Wesen zusammen zu handeln. Und ich denke, dass im Licht der neuesten Forschung viel dafür spricht, dass sich dies als Ergebnis eines evolutionären Prozesses erklären lässt, in dem das den Menschen auszeichnende „Geistige“ nicht wie ein „plötzlicher Blitzeinschlag“ auftaucht, wie Plessner in seiner Schrift über „die Stufen des Organischen“ meint, sondern im Sinne von Diderots monistischem Materialismus als Produkt evolutionärer Prozesse verstanden werden kann. Die sind freilich nicht frei von Sprüngen, und in ihnen ist das in diesem Sinne Neue immer der unwahrscheinliche Fall.

II.

Soweit also, einigermaßen bündig formuliert^{IV}, einige philosophische Hintergrundüberlegungen, die für mich orientierend sind und auch beim Schreiben dieses Buches wichtig waren. Es sind Hintergrundüberlegungen, die ich angestellt habe und hier knapp reformuliere, nachdem ich in meinem Leben ziemlich lange unterwegs gewesen bin. Als ich mich 1968 aufmachte, tief erschrocken über das Leben, auf das mich weder meine häusliche Sozialisation noch meine Schulzeit vorbereitet haben, wusste ich zwar sehr bestimmt, dass diese Lebenswelt, die ich als mir vorgegeben und mich bedingend zu erkennen begann „verkehrt“ sein musste, dass sie mit den Vorstellungen, die man mir bis dahin von ihr vermittelt hatte nicht zusammenpasste, dass ich mich deshalb auf die Suche nach etwas anderem machen musste. Aber sonderlich viel Klarheit darüber, was da vielleicht zu finden sein könnte, hatte ich sicherlich nicht. Allenfalls hatte ich am Ende meiner Schulzeit in einigen Ruinen innerhalb der Farben und des Lichts mediterraner Landschaften den „Vorschein“ einer möglichen anderen Wirklichkeit erahnt, zu der bereits andere Menschen lange Zeit vor mir aufgebrochen sein mögen. Diese Ahnung haben mir diese Ruinen aber wohl nur vermitteln können, gerade weil das bunte Leben, das hier einmal gelebt worden ist - ein Leben zugleich voller Lebenslust und grausamer Härte auf einer Zivilisationsstufe, von der ich mir damals sicher nur höchst ungenaue Vorstellungen gemacht habe – längst verschwunden war. Es sind seine zurückgebliebenen Spuren, verwoben mit dieser in ein ganz besonderes Licht eingetauchten Landschaft, die erst die Vorstellung eines offenen Möglichkeitsraumes in mir geweckt haben. Unsere Welt als eine erinnerte und immer wieder neu werdende, neu von uns, den Menschen der Praxis hervorzubringende, hatte ich da vor meinen Augen - in gänzlich unscharfen Konturen, philosophisch in keiner Weise reflektiert, aber in leuchtenden Farben. Und mit diesem Bild vor Augen und mit der Kraft meiner „Kinderjahresträume“ bin ich aufgebrochen.

Doch unterwegs ist man dann immer in seiner eigenen Zeit. Durch sie ist man bedingt. Mit ihr und den Bedingtheiten, die sie als Zwänge setzt, setzt man sich auseinander. „Es mag bessere Zeiten geben, als diese, aber dieses ist unsere Zeit“, hat Jean Paul Sartre geschrieben. Es ist in Wahrheit die einzige Zeit, die man wirklich hat, und in diesem Sinne sind wir alle in unserer Zeit unterwegs, versuchen sie und unser eigenes Leben zu gestalten. Der Anfang meiner Zeit ist für mich gekennzeichnet durch die Erfahrungen unter vielen Erwachsenen, zusammengewürfelt nach der „Nacht des Jahrhunderts“ in einer kleinen Privatklinik meiner Eltern, in der ich nach 1948 die ersten acht Jahre meines Lebens aufwuchs. Diese Jahre erinnern mich ein wenig – aber, wenn ich mir diese Zeit vergegenwärtige, eben aus der Perspektive eines kleinen Kindes - an die Szenerie, die Wolfgang Koeppen in seinem Roman „Tauben im Gras“ eindringlich gestaltet hat. Ich wuchs damals zwischen vielleicht fünfzehn irgendwie „bunt zusammengewürfelten“ Erwachsenen auf, die der Krieg aus verschiedenen Regionen Deutschlands und aus verschiedensten sozialen Milieus als das Personal einer kleinen Privatklinik zusammengebracht hatte, und ich muss diesen Mikrokosmos, in dem mich manche Menschen stark geprägt haben, wohl min-

destens ebenso stark wie meine Eltern, recht gut beobachtet, wenn auch erst viel später genauer verstanden haben. Ganz allgemein formuliert hat sich meine Lebensperspektive so als im Gründungsjahr der Bundesrepublik Deutschland geborener Bürger dieses Landes im Versuch des neuerlichen Anknüpfens dieser Republik an die Versprechen des demokratischen Projekts der Moderne ergeben; und ich habe mir eine solche Perspektive zunehmend bewusst zueigen gemacht. Dabei führt mich meine Suche angesichts des Erschreckens über die „bleierne Zeit der 1950er und 60er Jahre auf den Weg zu den Resten der gescheiterten großen Hoffnung des 20. Jahrhunderts und zu der Erkenntnis, dass hier nichts mehr zu erhoffen ist. Ein neuer Pragmatismus, aber immerhin einer, der sich der Unzulänglichkeiten der er- und gelebten Gegenwart bewusst ist, ist die Konsequenz. Bombay und Neu Delhi 1987 bewirken dann den Abschied von letzten falschen Fortschrittsmythen. Ganz folgerichtig führt das aber auch weiter zu der Erkenntnis, dass eine kurzatmige Orientierung an den sozialdemokratischen Reformkonzepten, die aus der 68er Bewegung heraus Impulse bekommen und sich dann allzu rasch verbraucht haben, unzulänglich bleiben muss, weil sie in neue Sackgassen der Orientierungslosigkeit führt. Ägypten, im Strom der Zeit, Kreta und Verdings mit den Reflexionen über deren kulturell/historischen Anfang für Europa und ihr mögliches Ende heute, werden so zu einem zwingenden Nachdenken darüber, wie denn ein Fortschreiten heute überhaupt noch gedacht werden kann.^{lvi} Die „Fremden Welten“ schließlich führen in eine verdichtete Reflexion aus Anlass einer Reise in das Herz des heutigen Empire. Ich konfrontiere in diesem Text mein Erleben von Natur, das dem durchschnittlichen Mitteleuropäer hierzulande so kaum mehr möglich ist, mit dem Erschrecken darüber, was einem dort noch vom dem zweihundertvierzig Jahre zurückliegenden Aufbruch in unser demokratisches Projekt der Moderne begegnet, wie ihm, und uns allen, die Gewalt des Zusammenhangs der immer noch bestehenden Herrschaftsverhältnisse von hier aus drohen und welche eindimensionalen Fortschrittsvorstellungen uns von ihr aus heute schmackhaft zu machen versucht werden. Hierüber wird man, von Neuem und nun wirklich drängend, auf die Herausforderung zum Dialog mit der nächsten Generation gestoßen. Zugleich bleibt, wie ich meine für alle, die heute auf dem Weg sind, oder sich auf den Weg machen, am Ende der bescheiden gewordene Traum, der die Bedingungen der *conditio humana* nicht weiter ignoriert. Weder schale Technikvisionen aus dem Silicon Valley noch die „absolute Bewegung des Werdens“ wie sie Karl Marx, anknüpfend an den objektiven Idealismus Georg Wilhelm Friedrich Hegels geträumt hat, sind möglich. Es geht um einen bescheideneren und gleichwohl großen Traum, wie ihn etwa Immanuel Wallerstein heute formuliert.^{lvii}

III.

Wenn wir in unserem Unterwegssein große Zeiträume ins Auge fassen, übergreifen wir immer weit die eigene Lebensspanne. Sie ist für uns zufällig, und von den Zeiten, die vor und nach uns liegen, sind wir getrennt wie durch einen schwarzen Vorhang. Denis Diderot ist sich dieser Bedingtheit in der eigenen Zeit und der damit gegebenen Zufälligkeiten nur allzu bewusst, wenn er, nach meiner Erinnerung in einem sei-

ner Briefe, schreibt, wäre er nur zehn Jahre früher oder später geboren, er wäre heute ein Anderer. Auch das verweist wieder darauf, dass man als *gesellschaftliches* Individuum unterwegs ist. Und vielleicht ist man dabei, jedenfalls geistig, alles andere als eine unteilbare Monade^{lviii}, sondern vielmehr, wie Oskar Negt und Alexander Kluge formuliert haben, als Einzelner mit je besonderer Biographie unter dem Blickwinkel der uns übergreifenden sozial-evolutionären Prozesse, innerhalb derer wir unseren sozialen Ort finden, gewissermaßen Teil eines „Durchflussgeländes“. Das wäre dann eine Frage der Perspektive. Die Schwierigkeit liegt nun allerdings darin, dass wir zunächst einmal „von uns aus“ unsere Welt erleben und zu gestalten suchen, also uns als deren Zentrum erlebend, unbeschadet aller unserer Fähigkeit zur Empathie und zu unserer Fähigkeit, denkend den perspektivischen Blick auf unsere Zeit zu wechseln, oder auch uns in andere Zeiten zu versetzen, die eben nicht die unsere sind.

Wenn wir zu solcher Perspektiverweiterung innerhalb sozialer Zusammenhänge, der Familie, sozialen Gruppe, Gemeinschaft und Gesellschaft noch leidlich gut in der Lage sein mögen, allerdings schon hier allzu leicht an den sozialen Schranken von Klasse, Geschlecht, Generation scheitern, dann wird es doch äußerst schwierig, wenn wir auf jene Grenzen stoßen, die wir in unserer gesamten sozialen Evolutionsgeschichte als Grenzen zwischen innen und außen angesehen haben. Denn jenseits dieser Grenze tritt uns das Fremde – außerhalb der Gruppe, der Gemeinschaft, vielleicht auch schon der sozialen Schicht, immer wieder aber der eigenen Gesellschaft, als bedrohlich und allzuleicht auch feindlich gegenüber. Für den national-konservativen Carl Schmitt war die Verfeindung mit den Anderen vor diesem Hintergrund der Kern des Politischen, das den Zusammenhang der eigenen Gemeinschaft und Gesellschaft konstituiert hat.^{lix}

Vollends problematisch aber wird es, wenn wir den Versuch unternehmen, uns in die Zeit vor Beginn unseres bewussten Lebens zurückzusetzen. Friedrich Schiller hat an diesem Punkt, wie Rüdiger Safranski meint, unsere Verbindung zu Vergangenheit und Zukunft, unseren Versuch hier einen Sinnzusammenhang herzustellen „zur Illusion zergrübelt“:

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen und welche noch kein Lebender aufgezogen hat....Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen und fahren schauernd vor ihrem eigenen Bild zusammen....Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke (der Vergangenheit H. M.) , keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor, alles was man hörte, war ein hohler Widerhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte“ (nach Safranski 2004, 317).

Safranski interpretiert dieses Bild, wie ich denke zutreffend, im Kern als Zurückweisung jeglicher Teleologie in der Geschichte. Seine beiden Schlussfolgerungen: „Erstens, das Ganze als Erlebtes und Gelebtes entzieht sich uns... Zweitens: beim Versuch das Ganze doch als in einem historischen Prozess zu fassen, bekommt man...

nur eine ‚blinde‘ Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung zu fassen“ (a. a. O. 318). In Schillers Worten geht es hier um die „fühllose Notwendigkeit“ der er die „menschliche Einbildungskraft“ entgegengesetzt, die praktische Zuversicht zu geben vermag. Für entsprechendes Handeln hat Schiller im Geisterseher ein sehr schönes Bild gefunden:

„Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei sein – er hat nichts als seinen Botenlohn dabei zu verdienen.“ (a. a. O. 319)

Existenzialistisches philosophisches Denken ließe sich hier anschließen, das gilt aber auch für die zivilisationstheoretischen Überlegungen von Norbert Elias. Der formuliert - ausgehend von Reflexionen darüber, dass ausgehend von der Renaissance der europäische Prozess der Zivilisation einen so zuvor nie gekannten Individualisierungsschub mit sich gebracht habe, wonach es den Menschen dann so erscheine, dass sie in ihrem Leben nur „nach einer Art Sinn für sich alleine“ suchen könnten – ein nicht sehr viel anderes Bild, wenn er für die Kette der Generationen von Fackelläufern in einer Stafette spricht :

„Kein Wunder, dass Menschen bei der Suche nach dieser Art von Sinn ihr Leben als absurd erscheint, Vorerst können Menschen sich selbst offenbar nur mit Schwierigkeiten und daher nur selten im Geflecht ihrer Abhängigkeit von anderen Menschen, die gegenseitig sein kann, sehen, also als begrenztes Glied in der Kette der Generationen, als Fackelläufer in der Stafette, der am Ende die vorwärtsgetragene Fackel an Andere weitergibt.“

Der Soziologe Elias, der den Prozess der Zivilisation in bahnbrechender Weise erforscht hat, blickt hier naheliegender Weise nicht nur über das einzelne Individuum, sondern auch über die Generation der jeweils Lebenden hinaus.^{ix} Und den ersten Satz des Zitats kann man dabei vermutlich auch als kritische Absetzung von der existenzialistischen Philosophie Albert Camu's lesen. Aber auch wenn man die schon bei Diderot aufgeworfene, von mir zu Beginn dieses Abschnitts angetippte Infragestellung der Einheit der Person noch hinzunimmt, bleiben Fragen offen. Wenn wir nämlich auf die Formulierung von den gesellschaftlichen Individuen als „Durchflusssgelände“ zurückzukommen, können wir bemerken: das mögen wir abstrakt so formulieren können, aber es gibt keinen Ort, von dem aus wir uns in diesem Sinne wirklich beobachten könnten. Zwar sind wir zu historischen Rekonstruktionen in der Lage – und zweifellos ist uns das umso eher und bessert möglich, je detaillierter wir über schriftliche Aufzeichnungen aus früheren Zeiten verfügen und je mehr uns die auch ein Eindringen in den Alltag derer, die damals gelebt haben ermöglichen. Aber wir stehen hier doch vor Grenzen. Wir können uns das Denken, die Beweggründe und Motive des Handelns von Menschen, die lange vor uns gelebt haben vor Augen führen, oder mit Elias einen „ungeplanten Prozess der Zivilisation“ erkennen. Aber wir können uns so doch nur immer mehr oder weniger abstrakte Vorstellungen vom Leben der Generationen vor uns machen. Was wissen wir schon im Sinne wirklicher, dann immer höchst komplexer Erfahrungen, darüber, wie die Menschen vor uns ihre Lebenswelt empfunden, erlebt, erlitten, zu gestalten versucht haben, welche

Scheiternserfahrungen ihnen wie zugesetzt und wie sie sie verdrängt oder verarbeitet haben? Wir mögen uns auf Basis der uns zugänglichen Quellen ein Bild davon machen können, aber das ist doch in aller Regel in reichlich vagen Strichen gezeichnet. Geht es da zum Beispiel um die Generation, die die Nacht des vergangenen Jahrhunderts erlebt hat, in ihr zugrunde ging oder sie überlebte und ihre Traumata in der bleiernen Zeit der ersten Nachkriegsjahrzehnte mehr oder minder gut verdrängt hat, dann wissen die Angehörigen meiner Generation im Grunde alle ganz gut über diese Grenzziehung bescheid.

IV.

Für viele meiner Generation war so schon ein lebendiger Erfahrungsaustausch mit der Vätergeneration in nur sehr engen Grenzen möglich. Die Traumatisierungen aus den Kriegsjahren standen im Wege. Es sind so Analysen, Biographien oder Erzählungen Einzelner, die ein halbwegs tragfähig scheinendes Bild ermöglichen. In meinem Fall waren es zum Beispiel Klaus Theweleits „Männerphantasien“, Karl Retzlaffs Autobiographie „Spartacus“ oder Wolfgang Koeppens Erzählung „Jugend“, die mir Möglichkeiten boten, mich der mir sonst weitestgehend verschlossenen Lebenswelt meines eigenen Vaters wenigstens ein wenig anzunähern. Ich weiß mir selbstredend aus vorliegenden sozialwissenschaftlichen Beobachtungen und Analysen, die im ersten Jahrzehnt nach 1945 entstanden, ein Bild davon zu machen, was die totalitäre nationalsozialistische Diktatur aus den Menschen gemacht hat^{xi}, aber das sind zwar bisweilen sehr dichten Bilder, gleichwohl aber eher abstrakten Vorstellungen, die so ermöglicht werden. Einen Schritt weiter kommt man allenfalls dann, wenn man das Glück hat, bei nächstehenden Verwandten, die man noch erlebt hat oder wenigstens aus manchen Erzählungen kennt, auf authentische schriftliche Quellen zu stoßen. Im Falle meiner Familie waren das vor allem Feldpostbriefe der beiden jüngeren Brüder meiner Mutter, die beide, der jüngere im Februar und der ältere im Dezember 1944 gefallen sind. In meinen „Reisetexten“ zum Unterwegssein habe ich dieses Material nicht mit verarbeitet, aber in diesem kleinen daran angehängten Essay möchte ich doch darauf eingehen. Es mag so verständlich werden, wie schwierig es ist, wenigstens von dem Geschehen hinter dem schwarzen Vorhang der Vergangenheit eine halbwegs angemessene Vorstellung zu gewinnen – immerhin eine etwas genauere, als sie der Historiker Friedrich Schiller für möglich gehalten hat.

Die Briefe stammen aus den Jahren 1943 und 1944. Helmut, von dem ich später meinen Namen bekommen werde, ist als Offizier – Oberleutnant oder Hauptmann – in einer Ausbildungskompanie in Holland stationiert, in der Rekruten darauf vorbereitet werden, die erwartete Invasion der Alliierten am Atlantikwall abzuwehren. Ich weiß, dass er nach dem Tod des Vaters – also meines Großvaters mütterlicherseits – kurz vor der Hochzeit meiner Eltern wohl so ein wenig in die Rolle des „Familienoberhaupts“ im Beziehungsgeflecht zwischen seiner Mutter, seinem jüngeren Bruder und seinen beiden Schwestern gerutscht ist. Und ich weiß aus dem Munde meiner Mutter, dass die Beziehung zwischen ihm und seiner älteren Schwester, also meiner Mutter, besonders eng gewesen ist. Dies wird aus seinen Briefen auch ersichtlich.

Von meiner Tante weiß ich, dass sie in Berlin Predigten von Pastor Niemöller gehört und der Bekennenden Kirche nahegestanden hat. Wie sie sagt, gilt das ähnlich auch für ihren Bruder Helmut. Über Manfred, der als jüngerer der beiden Brüder wohl ein etwas engeres Verhältnis zu seiner jüngeren Schwester hatte, weiß ich sehr wenig. Eigentlich habe ich über ihn von meiner Mutter nur erfahren, dass er wohl homosexuell veranlagt gewesen sei, was er damals natürlich geheim halten musste, und dass er sich im Februar 1944 vor diesem Hintergrund möglicherweise bewusst für ein „Himmelfahrtskommando“ gemeldet habe. Seine Briefe geben darauf keinen Hinweis.

Helmut schreibt in dem Zeitraum ab Frühjahr 1943 bis Ende 1944 – er fällt im Dezember 1944 in Holland – regelmäßig, 1943 noch ca. zwei Mal im Monat, 1944 dann zunehmend seltener, oft auch knapper. Die meisten Briefe haben einen Umfang von ca. zwei Seiten. Einige sind sehr viel sehr ausführlicher, sechs Seiten und länger. In ihnen geht es um einen sehr intensiven Gedankenaustausch mit seiner Schwester/meiner Mutter. In zweien finde ich, dass er zu dieser Zeit auch noch intensive Briefwechsel mit etwa neun guten Kameraden/Freunden unterhält. So ist er fast jeden Abend – und bei den langen Briefen an meine Mutter wohl auch mal fast eine ganze Nacht - damit beschäftigt, Briefe zu schreiben.

Das erste, was man beim Lesen dieser Briefe bemerkt, ist der Versuch, eine Wirklichkeit festzuhalten, die gerade immer mehr verloren geht. Der Kriegsverlauf hat sich nach Stalingrad gewendet. Die russische „Feuerwalze“, so Helmut in einem seiner Briefe im Sommer 1943, drängt die deutschen Truppen an der Ostfront zurück. Der Bombenkrieg, den die Deutsche Luftwaffe einmal in Rotterdam und Coventry begonnen hat, hat inzwischen die deutschen Städte erreicht. In einem Brief gegen Ende 1943 rechnet Helmut noch mit einer Kriegsdauer von vielleicht einem halben Jahr – und er denkt dabei wohl nicht mehr an einem Siegfrieden, auch wenn er das natürlich nicht schreibt. Im Herbst 1944 rechnet er dann – mit Hinweisen auf die erdrückende Überlegenheit der Alliierten - bis Ende des Jahres mit dem Kriegsende. Hamburg, woher die Familie meiner Mutter stammt, ist bis zum Frühsommer 1943 bereits drei Mal Ziel massiver Bombenangriffe gewesen. Die Stadt ist zerstört. Das frühe Elternhaus steht nicht mehr. Es gibt unbeantwortete Fragen, wer von den Verwandten und Bekannten dort möglicherweise Opfer der Bombenangriffe geworden ist. Für Berlin wird zur Zeit der ersten Briefe der erste große Bombenangriff erwartet. Meine Großmutter hat die Stadt schon vorsorglich verlassen. Meine Tante musste bleiben, weil sie dort ihre Arbeitsstelle hat. Sie berichtet sehr ausführlich in einem in der Familie kursierenden Brief über den Bombenangriff, der große Teile der Stadt verwüstet und dem das dortige Elternhaus zum Opfer fällt. Die Bombenangriffe auf Berlin und Hannover, Wohnsitz der Eltern meines Vaters, sind wiederholt Thema in den Briefen von Helmut.

Bestimmte Motive ziehen sich vor diesem Hintergrund durch alle Briefe hindurch: (1) Die viele Arbeit und vermutlich große Anspannung in der Ausbildungskompanie – und ein Nachsinnen über diese Arbeit: die Ausbildung muss mit aller Härte erfolgen,

damit wenigstens einige dieser ihm anvertrauten jungen Männer eine Chance haben werden, den Krieg zu überleben. (2) Vermutungen über eine gleichermaßen hohe Arbeitsüberlastung seines Schwagers, meines Vaters, Chefarzt eines Lazarettkrankenhauses für Soldaten der Ostfront, (3) Sorge um die Familienmitglieder, besonders den jüngeren Bruder, der im zunächst noch ruhigen Norden der Ostfront stationiert ist. (4) Berichte und Fragen nach dem Wohlbefinden von Verwandten und Bekannten im Zusammenhang der im Sommer 1943 zunehmenden Luftangriffe, (5) Kindheitserinnerungen an eine heile Welt aus ferner Vergangenheit, vor allem auf die Adventszeit fokussiert. Angesichts des Verlaufs der Kämpfe und des Umstands, dass der Krieg sich in die Länge zieht, die frühere Wirklichkeit in den Deutschen Städten erreicht, und zerstört, lesen sich diese Briefe wie der Versuch, mit den Beziehungen zu wichtigen Menschen zugleich das Leben selbst festzuhalten. Und dies wird beim wiederholten Lesen ein erster, zunehmend bestimmender Eindruck: Es geht um den Austausch von Informationen darüber, ob Orte, die im eigenen Leben wichtig waren, noch erhalten sind, Menschen, die einem wichtig sind, noch leben, und es geht um die einen oder anderen beschworenen Erinnerungen an das Elternhaus, die gemeinsame Kindheit, die „heile Welt“ damals. Man muss sich das vorstellen: Da bildet einer tagsüber junge Soldaten – 17- und 18-jährige junge Männer aus, in dem klaren Bewusstsein – auch das schreibt er in einem seiner Briefe -, dass viele von ihnen diesen Krieg nicht überleben werden und zunehmend konfrontiert mit der Einsicht, dass dieser Krieg auch nicht gewonnen werden wird – und setzt sich dann abends hin, um über seine Briefwechsel zu erfahren, was von der Welt und den Menschen, die ihm wichtig waren und sind, noch steht und lebt, hängt Erinnerungen an diese Welt nach, als sie aus seiner Sicht noch heile war, oder tauscht mit seiner Schwester Gedanken über so etwas wie letzte Sinnfragen aus – vor dem Hintergrund einer offenbar tiefen Prägung durch ein evangelisches christliches Elternhaus.

Er träumt sich zurück in die über 1000-jährige christlichen Traditionen des Abendlandes. Er schreibt von seinen Sympathien für das Mittelalter. Damals seien die nationalistischen Rivalitäten noch hinter der das ganze Abendland übergreifenden einheitsstiftenden kirchlichen Prägung der Welt zurückgetreten. Sicher, auch das ist eine Form der Kritik am „völkischen Denken“ seiner Zeit, und er formuliert sie mehrfach. Doch wie spurlos ist hier die europäische Aufklärung an seiner Erziehung in preußisch-christlicher Tradition vorübergegangen. Heinrich Heines Reflexionen über „die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ ist in der Bildungsgeschichte dieser Hamburger Kaufmannsfamilie offenkundig nie angekommen. Den beschränkten Horizont der katholischen Kirche des Mittelalters als Teil des damaligen und anschließenden Herrschaftsapparats des ancien Regime in Frankreich – und davor die Religionskriege in der Mitte Europas, zugleich und vor allem im, dreißigjährigen Krieg Kämpfe um die Vormachtstellung der aufstrebenden absolutistisch werdenden Reiche - kann man das denn im Ernst dem unsäglich zugespitzten Nationalismus des nun barbarisch antiaufklärerischen Regimes des Nationalsozialismus entgegenhalten?

Sichtbar wird insgesamt eine Verankerung in einer christlichen Tradition im Sinne einer deutlichen religiösen Innerlichkeit, die den Schreiber dieser Briefe hilflos macht. Er gehört zugleich einer evangelischen Kirche an, die tief im preußischen Obrigkeitsstaat verwurzelt war. Er mag der bekennenden Kirche nahegestanden haben. Unter anderem daraus leitet sich Distanz zur herrschenden „völkischen“ Lehre ab, aber es sind keine Ansätze zu Widerstand oder auch nur klarer Opposition zu erkennen. Dass der Nationalsozialismus verbrecherisch ist – auch nur sein könnte – klingt bei aller deutlichen inneren Distanz nirgends an. Aber gut, dies sind Feldpostbriefe an seine mit einem „völkisch“ denkenden Mann verheiratete Schwester. Und ganz gewiss muss man in seiner Wortwahl generell vorsichtig sein. Dennoch werden Eindimensionalitäten, erdrückende Aussichtslosigkeiten und über allem eine christliche Ethik der Pflichterfüllung sichtbar, die ihn selbst hilflos macht. Dieser Briefeschreiber hätte nie die Option, die sich in Werner Abelshausers Biographie des aus einer katholischen Arbeiterfamilie stammenden Hans Matthöfer findet. Der Schluss, dass es nun erst einmal nur darum gehen kann, die eigene Haut zu retten, und sei es dadurch, dass man sich selbst eine Kriegsverletzung zufügt, die Frontuntauglich macht, ist aus der in diesen Briefen zu findenden Haltung einer bedingungslosen Pflichterfüllung undenkbar.^{lxii} Die Verantwortung für die unterstellten jungen Soldaten der eigenen Kompanie steht da über allem. Der Bericht über das Sterben eines jungen Soldaten in der Ackerfurche neben ihm, das sich über eine lange Nacht hinzieht und das er in einem seiner Briefe schildert, ist erschütternd – vor allem deshalb weil er letztlich Einverständnis mit einer als schicksalhaft erlebten Wirklichkeit vermittelt.

Was bleibt zum Schluss für mich als soziologisch geschulten Beobachter festzuhalten? Mir begegnet in meinem Onkel Helmut zunächst der unpolitische Deutsche, ausgeliefert: (1) der christlich-evangelischen und der preußischen Tradition – möglicherweise etwas hanseatisch gebrochen, aber am Ende merkt man das kaum - (2) ausgeliefert den damit und vor allem mit der Innerlichkeit des Rückzugs auf den Glauben gesetzten ideologischen Grenzen der Zeit; (3) gekennzeichnet durch eine Unfähigkeit sich, unbeschadet aller kritischen Sicht auf den „völkischen“ Zeitgeist, in irgendeiner Weise kritisch dazu verhalten zu können – unabhängig davon, dass die Spielräume für kritisches Handeln zu dieser Zeit ohnehin gegen Null tendieren; (4) schließlich ein Mensch der durch noch übermächtige Traditionen ganz und gar auf bestimmte Muster festgelegt ist – von ethischen Grundüberzeugungen bis hin zu seiner Geschlechterrolle. Mir begegnet ein Mensch in ziemlich aussichtsloser Lage.

Als zweites machen mir die Briefe eindringlich klar, wie sehr ich selbst Glück gehabt habe, zu einer Zeit und an einem Ort geboren worden zu sein und leben zu können, zu der und an dem (1) die Fesseln der Traditionen, die in diesen Briefen sichtbar werden, zerfallen sind, (2) nach der „Nacht des 20. Jahrhunderts“ ein in der Menschheitsgeschichte äußerst seltener langer Zeitraum friedlicher Entwicklung – nicht in der Welt, aber eben doch in diesem Teil der Welt – erfolgte, (3) diese Entwicklung zugleich von im Vergleich zu allen früheren Zeiten beispiellosem wirklichem technischem und ökonomischem Fortschritt geprägt war und so (4) mir und meiner Generation unglaubliche Chancen eröffnet hat. Zu prüfen hätten wir danach, wie wir sie

genutzt haben. Nicht zuletzt darum geht es in den Texten zu meinem „Unterwegssein“. Unter dem, Strich, das müsste ich als Autor heute einräumen, nicht so gut, wie erhofft. Die Zeit, in der mein Onkel und Namensgeber lebte und starb, ist dagegen wirklich die „Nacht des Jahrhunderts“ gewesen. Und der über seine Briefe noch einmal anders ermöglichte Blick auf diese Nacht gibt neuen Anlass, selbstkritisch nachzudenken: über eigene Befangenheiten heute und über die immer noch großen Spielräume, die wir heute haben, um als Handelnde in eine zunehmend bedrohliche Entwicklung unserer Zeit einzugreifen.

V.

Soviel also zu meinem Blick zurück auf die Generation vor mir. Aber was ist mit dem schwarzen Vorhang der uns von der Zukunft trennt, die die Generation nach uns gestalten muss, jener „Decke der Zukunft“, auf der Viele „ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert (...) sich bewegen sehen“, um dann „schaudernd vor ihrem eigenen Bild“ zusammenzufahren, wie Schiller meint.

Der Kantianer Schiller formuliert so zu einer Zeit, zu der das Fortschrittsdenken der Moderne noch nicht Platz gegriffen hat, aber zu der immerhin, auch von ihm selbst, die Frage nach den Möglichkeiten einer Geschichtswissenschaft das Denken umtreibt: von seiner noch geschichtsoptimistischen Antrittsvorlesung an der Jenaer Universität bis hin zu der weiter vorne schon erörterten „Zergrübelung“ der Geschichte als eines nur vermeintlich sinnhaften Ganzen, in dem eine Teleologie wirken soll, im „Geisterseher“.^{lxiii} Hegel wird dann den Begriff der Moderne prägen und mit seinem objektiven Idealismus ein solches teleologisches Konzept von Geschichte erst wirklich entwerfen, nach dem diese schließlich in einem objektiven Prozess zum Bewusstsein ihrer selbst gelangt und danach vom Philosophen zum Begriff ihrer selbst gebracht werden muss: „die Eule der Minerva fliegt in der Dämmerung“. Und zu seiner Zeit, nach den Napoleonischen Kriegen, erschöpft von den Verheißungen und Kämpfen in der Folge der französischen Revolution, ist es für Hegel schließlich der Preußische Staat, in dem das auf der Höhe der Zeit erreicht ist.

Für Karl Marx, den bedeutendsten Schüler Hegels, soll hingegen im weiterten Gang der Geschichte, zusammen mit der Aufhebung aller Philosophie, die „Nicht-Klasse“ des Proletariats, so zutreffend Jaques Rancière, eine Zukunft herbeiführen, in der auf Grundlage der in der bürgerlichen Gesellschaft in einer „absoluten Bewegung des Werdens“ entfalteteten menschlichen Produktivkräfte der Punkt erreicht sein wird, von dem aus alle bisherige menschliche Geschichte als „Vorgeschichte“ der dann endlich zum Bewusstsein ihrer selbst gebrachten Menschheit soll gelten können. Jedenfalls war Marxens theoretisches Gedankenmodell – konstruiert aus den drei Quellen, der britischen Ökonomie, dem französischen Sozialismus und der klassischen deutschen Philosophie – derart kraftvoll, dass es die sozialen Bewegungen der arbeitenden Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft zu „begeistern“ vermochte und, wie die Marx-Kritikerin Hannah Arendt später formulieren wird, die enttäuschte große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts werden konnte.

Diese Hoffnung geht also, so die Lesart Arendts, bereits in der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts unter. Und in eben dieser Nacht hat Walter Benjamin am Schluss seiner geschichtsphilosophischen Thesen mit seinem „Engel der Geschichte“ eine berühmt gewordene Interpretation zu Paul Klees Aquarell „Angelus Novus“ geschrieben:

„Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten *vor* uns erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.“

Das ist in, auch persönlich, zunehmend nahezu aussichtsloser Lage formuliert, und es sind wahrhaftig eindrucksvolle Bilder, die Benjamin hier gefunden hat. Aber der Garten Eden, den der Schöpfungsmythos verklärt, war ja, wie wir heute wissen können, ganz real. Er lag wohl im damals, vor dem Ende der Eiszeit noch nicht vom Meer überfluteten Persischen Golf- und zeitlich noch vor dem Beginn des Neolithikums, seit dem Adam sich, wie es im ersten Buch Mose heißt, „mit Kummer“ von seinem Acker ernähren und „im Schweiß seines Angesichts ...sein Brot essen“ muss. Und der „Sturm“, den wir seit dem Beginn der Moderne „Fortschritt“ nennen, ist von seinem Anfang an unsere menschengemachte Geschichte, unser sozial-evolutionärer Zivilisationsprozess, der auf einem sehr viel längeren Prozess biologischer und physikalischer Evolution auflagert. In ihm wirkt keine Teleologie, und er hat sich, wie Elias zutreffend feststellt, ungeplant vollzogen. Aber wir Menschen sind denkende Wesen, und wir können ihn als geschichtlichen Prozess begreifen, und wir lernen fortwährend, ihn besser zu verstehen – nicht zuletzt als einen Prozess, der auf uns, die wir im Hier und Jetzt leben, aus dem wir allenfalls denkend gleichsam „heraustreten“ können, gerichtet ist. Arendt schreibt in diesem Zusammenhang in ihrer Schrift „Das Leben des Geistes“ (Arendt 1979, 202ff) zutreffend:

„Was das denkende Ich als ‚seine‘ zwiefachen Antagonisten spürt, das ist die Zeit selbst und der mit ihr verbundene ständige Wandel, die unablässige Bewegung, die alles Sein in Werden verwandelt statt es *sein* zu lassen, womit sie beständig sein *Gegenwärtigsein* aufhebt. Insofern ist die Zeit der größte Feind des denkenden Ichs, weil – da der Geist in einem Körper existiert, dessen innere Vorgänge nie angehalten werden können – die Zeit unerbittlich und regelmäßig die bewegungslose Stille unterbricht, in der der Geist tätig ist, ohne irgendetwas zu tun“.

Ohne unser nach- und vorausdenkendes „Heraustreten“ aus dem Strom der Zeit gäbe es also, so schreibt sie weiter, „keinen Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft, sondern nur ewigen Wandel“. Und weiter, an eine Kafka'sche Zeitparabel

anknüpfend, die uns eine Diagonale des Ganges der Gedanken im Kampf gegen die Zeit erkennen lasse, führt sie dann in sehr schönen Bildern aus:

„eingeschlossen von den Kräften der Vergangenheit und der Zukunft, und damit gegen die Leere abgeschirmt; sie bleibt gebunden an und verwurzelt in einer Gegenwart, obwohl sie sich nur im Denkvorgang völlig verwirklicht und nur so lange dauert wie dieser. Sie ist die Ruhe des Jetzt in der von der Zeit bedrängten, umhergeschleuderten Existenz des Menschen; irgendwie ist sie, um die Metapher abzuwandeln, die Ruhe im Zentrum des Sturms, die zwar etwas völlig anderes ist als der Sturm, aber doch zu ihm gehört. In dieser Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft finden wir unseren Platz, wenn wir denken, das heißt, wenn wir der Vergangenheit und Zukunft so weit entrückt sind, daß wir dazu gut sind, ihren Sinn zu finden, die Stellung des ‚Schiedsrichters‘ einzunehmen, des Richters und Beurteilers der vielfältigen, nie endenden Geschäfte der menschlichen Existenz in der Welt, eine Stellung, die nie zu einer endgültigen Lösung dieser Rätsel verhilft, die aber immer neue Antworten auf die Frage bereit hat, um was es bei alledem wohl gehe“.

Auch sie verwendet hier die Metapher des „Sturms“ für die „umhergeschleuderte Existenz des Menschen“; aber statt der Metapher des Engels der Geschichte gibt es hier den denkenden – oder, in einer anderen Formulierung von ihr, den sinnend handelnden – Menschen. Und davon ausgehend gelangt sie einmal mehr zu der Hoffnung des Neu-Beginnen-Könnens, das mit jeder neuen Menschengeneration verknüpft ist; und sie fährt fort:

„Jede neue Generation, jedes neue Menschenwesen muss, indem ihm bewusst wird, dass es zwischen eine unendliche Vergangenheit und eine unendliche Zukunft gestellt ist, den Pfad des Denkens neu entdecken und ihn mühsam bahnen. Und es ist ja gar nicht unmöglich, und ich halte es für wahrscheinlich, daß das merkwürdige Überleben großer Werke, ihre relative Dauerhaftigkeit über Jahrtausende hinweg, dem zu verdanken ist, dass sie auf dem schmalen, kaum erkennbaren Pfad von Nicht-Zeit geboren wurden, den das Denken ihrer Schöpfer zwischen einer unendlichen Vergangenheit und einer unendlichen Zukunft dadurch geschlagen hat, dass es die Vergangenheit und Zukunft als gerichtet, gewissermaßen gezielt auf sie selbst anerkannte – als *ihre* Vorgänger und Nachfolger, *ihre* Vergangenheit und *ihre* Zukunft -, wodurch sie eine Gegenwart für sich selbst schufen, eine Art zeitlose Zeit, in der Menschen zeitlose Werke schaffen können, um mit ihnen ihre eigene Endlichkeit zu transzendieren“.

In diesem letzten Zitat geht es um „große Werke“, und man denkt dann an die Sphäre der Kunst, vielleicht auch der Philosophie oder auch der frühen Mythen, aus denen heraus Philosophie, Kunst und Wissenschaft sich später ausdifferenziert haben. Aber wenn es um die Hoffnung auf das Neu-Beginnen-Können geht, dann geht es für Arendt stets auch um die prinzipiell immer gegebene Möglichkeit, des „Wunders der Politik“. Und das ist für sie auf den Begriff der griechischen Polis zurückgehender politischer Prozess des Zusammenhandelns, der zu einer Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung führen kann.

Wir können heute, da die „finsternen Zeiten“ ja keineswegs mit dem Ende des zweiten dreißigjährigen Krieges zu Ende gegangen sind, sich die Zeiten vielmehr in unserer Gegenwart im Zeichen multipler Krisenentwicklungen eher von Neuem verfinstern, nicht ausschließen, dass wir tatsächlich in eine einigermaßen ausweglose Lage geraten werden. Antworten darauf werden wir nur finden, wenn wir nicht nur philosophieren, sondern zugleich, und vor allem, auch politisieren, wenn wir uns also, gestützt auf das uns zugängliche Wissen über unsere soziale Wirklichkeit, über mögliche Alternativen zum tumben „Weiter-So“ verständigen, das heute den herrschenden Politikbetrieb weitgehend prägt. Aber es wird dann um das, gerade auch politische, Selbsterziehung der Menge der Vielen gehen, um ihr Zusammenhandeln und darum, dass im Sinne des Arendtschen kategorischen Imperativs „die Menschen zu handelnden Wesen werden“.

Mein knapper Blick hinter den schwarzen Vorhang der Vergangenheit hat einmal mehr sichtbar gemacht, dass in der Nacht des 20. Jahrhunderts ein solcher Raum der Politik unter den Bedingungen totalitärer Herrschaft nahezu gänzlich zerstört worden ist. Nun mag es durchaus so sein, dass wir heute viele Gründe für einen skeptischen Blick auf sich abzeichnende mögliche Zukünfte haben. Aber mein Nachdenken über dieses von Friedrich Schiller gewählte Bild, das er dazu benutzt, einen etwas hoffnungsfroheren Blick auf die Geschichte und das Ziel, auf das hin Geschichtswissenschaft zu betreiben wäre, zu „zergrübeln“, wie Safranski schreibt, hat ja doch auch dazu geführt, jedenfalls den schwarzen Vorhang zwischen uns und der Vergangenheit hinter uns, die andere Generationen gelebt, geprägt, erlitten oder auch genossen haben, nicht mehr als ganz so undurchdringlich anzusehen. Es mag also wohl auch mit dem Stand der Geschichtswissenschaften im Ausgang des 18. Jahrhunderts zu tun haben, dass Schiller dieses Bild verwendet hat, oder das für Goethe die Geschichte „das undankbarste und gefährlichste Fach“ gewesen ist, wie Alfred Schmidt schreibt, und es folgerichtig im Urfaust heißt, sie sei oft genug ein „Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer“. Doch gleichwohl – und auch wenn für Goethe immer wieder die Beschäftigung mit der Natur der Rückzugsort angesichts der Misere der menschlichen Verhältnisse gewesen ist – hat der gleiche Goethe die unausweichliche Notwendigkeit der Beschäftigung mit Geschichte klar gesehen und anerkannt. Hanna Arendt hat das völlig zu Recht, wenn auch im Blick auf einen eurozentristisch verengten Horizont, hervorgehoben, als sie ihn in ihrer Schrift „Vom Leben des Geistes“ zitiert hat – im Kontext eines Nachdenkens über unsere soziale Evolution, das für meine hier angestellten Reflexionen höchst bedeutsam ist. Sie schreibt dort:

„In der Alltagswelt können wir nur eines ebenso entscheidenden Schrumpfens der hinter uns liegenden Zeit gewiss sein, wie die räumlichen Entfernungen auf der Erde geschrumpft sind. Was wir noch vor ein paar Jahrzehnten eingedenk Goethes ‚Dreitausend Jahren‘ (‚Wer nicht von dreitausend Jahren/Sich weiß Rechenschaft zu geben/Bleib im Dunkel unerfahren/Mag von Tag zu Tage leben‘) Antike nannten, ist uns heute viel näher, als es unseren Vorfahren war“ (Arendt 1979/98, 428f).

Hinzukommend und wichtig ist hier der Gedanke, dass es so etwas wie ein Zusammenziehen der Lebenswelt gibt, die wir im Ergebnis unserer sozialen Evolution hervorgebracht haben und dies gilt offenbar in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht. Wenn wir heute sagen, dass wir Nachrichten über Ereignisse auf unserem Globus „in Jetztzeit“ erhalten – und dass der herrschende Politikbetrieb folgerichtig damit, wie auch mit der veränderten räumlichen Nähe umgehen kann -, dann zielt das exakt auf diesen Punkt. Man wird aus dieser, vor allem in der jüngsten Vergangenheit nochmals dynamisch beschleunigten sozial-evolutionären Entwicklung ganz gewiss nicht den Schluss ziehen dürfen, dass wir uns deshalb als Gattungswesen – oder als „Menschheit“, um an dieser Stelle diese fragwürdige Abstraktion, die dann gewöhnlich die andere des Fortschritts im Gefolge hat zu gebrauchen – auf dem Weg in eine Zukunft befinden, die wir immer besser beherrschen und so zu nahezu paradiesischen Zuständen führen können. Eine be- und durchherrschte Welt dürfte man schwerlich mit dem Attribut paradiesisch belegen können. Und unsere „Mitgift“ aus der biologischen Evolution, aus der unsere soziale Evolution hervorgegangen ist mag uns kooperations- und politikfähig gemacht haben, sie macht uns aber auch zu gesellschaftlichen Wesen, die von Leidenschaften getrieben werden, im Wettstreit miteinander liegen, auf individuelle Abgrenzung, Distinktion und eigene Vorteile bedacht sind usw. Unsere bislang zutiefst herrschaftlich geprägte Zivilisation eröffnet deshalb, im Maße wie wir sie besser verstehen, neben wachsenden Herrschaftsrisiken auch wachsende Chancen.

Vor uns liegt so ein zunehmend besser durchschaubarer und deshalb besser gestaltbarer, offener Möglichkeitsraum. Der Raum der Politik mag gegenwärtig durch Prozesse der Postdemokratisierung und Refeudalisierung beschädigt werden, wie vorliegende Analysen eindringlich belegen; und gerade die jüngste Entwicklung gibt allen Anlass zu der These, dass in den neu heraufziehenden Konflikten das demokratische Projekt der Moderne selbst der Einsatz sein wird, um den gekämpft werden wird. Aber wir können diesen, zwar erodierenden, aber institutionell in den westlichen Demokratien immer noch ganz gut befestigten Raum der Politik immer noch nutzen. Was sich unter diesen Bedingungen gegen einen resignativen Blick auf eine wenig erfreuliche soziale Wirklichkeit hochhalten lässt, ist so aus meiner Sicht eine existenzialistische Grundhaltung, die immerhin zweierlei voraussetzen kann: zum einen eine immer bessere Kenntnis der bisherigen Geschichte, die unsere gegenwärtige Lage bedingt, mit deren Bedingtheit umzugehen uns aber mit immer größer angewachsenen Freiheiten möglich ist; zum anderen die Einsicht, dass unsere Freiheit im Umgang mit ihr nicht zuletzt darauf beruht, dass ihr weiterer Gang offen und damit grundsätzlich gestaltbar ist.

Vor dem Hintergrund dieser Einsichten wird schließlich ein zentrales Motiv für die hier vorgelegten Texte zu meinem Unterwegssein herausragend wichtig, nämlich der Dialog zwischen den Generationen. Und der ist nicht nur die Herausforderung für meinen persönlichen Umgang mit den Angehörigen der nachfolgenden Generation, mit denen ich es konkret zu tun habe – und in diesem Sinne war er ein wichtiger Anlass für dieses Buch -, dies ist auch eine Herausforderung für jede Gesellschaft.

Wenn man also für unsere heutige Gesellschaft sagen kann, dass sie – selbst im so reichen und fortgeschrittenen Europa – angesichts einer Jugendarbeitslosigkeit von über fünfzig Prozent in Ländern wie Griechenland oder Spanien oder einer Gettoisierung ganzer Ethnien in anderen Ländern – gerade höchst wirkungsvoll dabei ist, großen Teilen der folgenden Generation ihre Zukunft zu rauben, dann haben wir es hier mit immensen Problemen zu tun. Die Angehörigen meiner Generation in den westeuropäischen Staaten können sagen, dass sie das Glück hatten, nach der Nacht des 20. Jahrhunderts zur richtigen Zeit und am richtigen Ort geboren worden zu sein. Unbeschadet des nicht nur fortdauernden, sondern sich gegenwärtig eher vergrößernden „Elends der Welt“ und der krisenhaften Entwicklungen, die sich seit mehreren Jahrzehnten aufbauen und die der herrschende Politikbetrieb immer weniger zu beherrschen, geschweige denn zu lösen vermag, waren das, jedenfalls im Westen Europas, vergleichsweise glückliche Jahrzehnte – und umso schwerer fallen die schreienden Widersprüche ins Gewicht, die sich im Ergebnis unseres Handelns und Unterlassens heute auf türmen.

Oder aus einer sehr persönlichen Perspektive formuliert: vor dem Hintergrund der „glücklichen sechs Jahrzehnte“ meines bewussten Lebens gilt es zunächst einmal zu sehen, dass wir alle uns auf immer dünnerem Eis bewegen. Das sichtbar zu machen, war nicht zuletzt ein Anliegen meiner „Reisetexte“. Man kann sich heute gewiss nicht mehr damit trösten, „dass Ereignisse wie die des „Schwarzen Freitag“ von 1929 und die sich daran anschließende Wirtschaftskrise sich kaum wiederholen könnten“ – worin das „Vertrauen in eine starke Staatsmacht (steckt), von der man sich Schutz auch dann verspricht, wenn die ökonomische und politische Freiheit nicht funktionieren“ wie Theodor W. Adorno in seinem Essay „Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit“ in den 1960er Jahren geschrieben hat. Mit anderen Worten: wir bemerken gerade wieder, wie dünn der Firnis der erreichten zivilisatorischen Fortschritte ist, während uns doch triftige Analysen ökonomischer, ökologischer und politischer Krisenprozesse dazu zwingen, eine höhere Stufe unserer Zivilisation zu erreichen, wenn wir den heutigen Herausforderungen gerecht werden wollen. Als Einzelner, sei es als Wissenschaftler oder als Schriftsteller, wird man da wenig bewirken können. Gleichwohl gilt mit Immanuel Wallerstein, dass in unserer chaotischen Welt „jede Nano-Aktion in jedem Nano-Moment und in jedem Nano-Bereich das Ergebnis“ weiterer Entwicklungen beeinflussen wird. Insofern scheint es mir berechtigt zu sein, das Bild vom Schmetterling, der einen Wirbelsturm auslösen kann zu bemühen, denn, wie Wallerstein schreibt:

in dem offenen „Übergang zu einer neuen Weltordnung sind wir alle kleine Schmetterlinge, deshalb hängt die Chance, die Spaltung (unserer Welt H. M.) in unsere Richtung zu entscheiden, von uns ab. Es steht dabei 50 zu 50. Daraus folgt, dass unsere Anstrengungen als Aktivisten (oder als Wissenschaftler, Schriftsteller oder Bürger H. M.) nicht nur nützlich sind: sie sind wesentlich in unserem Kampf für eine bessere Welt“ (Wallerstein 2014, 621).

Es ist sicherlich kühn, wenn ich in diesem Zusammenhang am Schluss dieses Essays, den ich meinem schriftstellerischen Versuch sozusagen angehängt habe, noch einmal auf einen aus meiner Sicht wirklich bedeutenden Schriftsteller meiner Zeit Bezug nehme, nämlich auf Günter Grass. Der schafft es noch in seinem letzten Buch zwischen dem Prosatext „Vogelfrei sein“ und dem letzten Gedicht „Vonne Endlichkeit“ seine letzten Rückblicke, und Gedanken, da ihm „die Welt mit ihren Kriegen und Kollateralschäden“, wie er schreibt, fast schon entgleitet, so zu formulieren, dass man merkt: während „über allem des Herbstes Mundgeruch wabert“, hat der noch immer einen scharfen Blick. Er weicht nirgends der Härte dieses Lebens aus, spricht aus „Was Tatsache ist“, weiß auch im Rückblick, dass er „unbelehrbar weit links von allem und mir“ steht, spürt noch einmal bis in die letzten Winkel der Erinnerungen und des verbliebenen „Jetzt“ dem Gefühl des prallen Lebens nach, bringt so unseren Hunger nach Leben zum Ausdruck und schafft es dabei immer noch und immer wieder auch vergnüglich zu schreiben. „Weit links von allem und mir“, das kann man ja so interpretieren, dass es dem eigenen Handeln kaum gelingen will, dem vorauseilenden Denken zu folgen, aber Grass, in seinem existenzialistischen Denken an Albert Camus geschult, hat schon immer, als Schriftsteller, bildender Künstler und politisch handelnder Bürger hart entlang der Abgründigkeiten seiner Zeit gedacht und künstlerisch gearbeitet. Viele von uns werden da mit ihren Versuchen eher scheitern oder aufgeben. Dagegen kommt es, mit ihm und Camus, darauf an, sich Sisyphos als glücklichen Menschen vorzustellen, weil es ein Menschenherz ausfüllen kann, den Gipfel eines Berges zu erreichen.

Vorbemerkung

ⁱ Zu meiner Bilanzierung von schließlich 38 Jahren wissenschaftlicher Arbeit als empirischer Arbeitsforscher am Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund und der dabei aus meiner Sicht erbrachten wissenschaftlichen Leistungen siehe neben den Ausführungen in der Einleitung zu diesem Buch auch umfassend meine Buchveröffentlichung „Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung für gesellschaftliche (Um)gestaltung“ (Martens 2013).

ⁱⁱ Diese Formulierung entnehme ich dem Titel eines Buches, das Immanuel Wallerstein 2004 unter dem Titel „Absturz oder Sinkflug des Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht“ veröffentlicht hat. Auf die leitenden Überlegungen seiner Analyse des Aufstiegs und Niedergangs der großen Empire der Moderne, beginnend mit dem Niederländischen Handelskapitalismus und weiter über das Britische hin zum Amerikanischen Empire, bin ich in meinem 2016 im VSA-Verlag erschienenen Buch „Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus“ näher eingegangen.

Unterwegssein: Erinnernde Reisen in Zukünfte und Vergangenheiten – eine Einleitung

ⁱⁱⁱ Montaigne, von mir hier in Anlehnung an Saul Frampton (2013) interpretiert, reklamiert das Unterwegssein für sich als Essayisten auch in dieser dritten grundsätzlicheren Art, wenn er schreibt: „Ich schildere nicht das Sein sondern das Unterwegssein“ und seine Essays als „Protokoll unterschiedlicher und wechselhafter Geschehnisse sowie unfertiger und mitunter gegensätzlicher Gedanken“ charakterisiert, „sei es, weil ich selbst ein anderer geworden bin, sei es . weil ich die Dinge unter anderen Voraussetzungen und anderen Gesichtspunkten betrachte“ (Zitiert nach Compagnon 2013). Diese Haltung, alles immer wieder neu infrage zu stellen und deshalb auch nie aufzuhören, an den eigenen Essays weiter zu arbeiten, findet sich ähnlich bei Denis Diderot im einleitenden Absatz zu „Rameaus Neffe“. Das Philosophen-Ich dieses Dialogs bringt das bildhaft dadurch zum Ausdruck, dass es gleich zu Beginn dieses großartigen Dialogs von seinen Gedanken als von seinen Dirnen spricht.

^{iv} Ich bin zu Hölderlin nicht auf dem Stand der Forschung. Referenzpunkte sind für mich noch immer zum einen Pierre Bertaux (1970) Untersuchung „Hölderlin und die Französische Revolution“ sowie Peter Härtlings (1978) Hölderlin-Roman.

^v Zu Schopenhauer vergleiche Rüdiger Safranskis (1984) Buch über „Schopenhauer und die wilden Jahre der deutschen Philosophie“.

^{vi} Hans Mayer (1971) kommt in seinem Aufsatz über „Heine und die Deutsche Ideologie zu folgendem Ergebnis: „im ‚Wintermärchen‘ kulminiert einmal noch das große Deutschland-Projekt: aber nicht in der Prosa eines Geschichtsschreibers der deutschen Ideologie, sondern in kunstvoll zerbrochenen Knüttelversen. Auch nicht als objektive Darstellung, sondern als Reflexionsfolge einer umherreisenden und scheinbar schrankenlos assoziierenden Subjektivität.“ Das lange bearbeitete große Deutschlandbuch Heines – das Verhältnis von „anti-ziptierendem (für Heine bei Kant und Hegel philosophisch in der Tradition der Aufklärung konsequent durchgeführtem, H. M.) Denken und verspätetem Handeln als deutsche Eigentümlichkeit“ der revolutionären französischen Praxis gegenüberstellend – sei demgegenüber wahrscheinlich „am Entsetzen über die deutschen Perspektiven gescheitert“.

^{vii} Vgl. Kehlmann s (2005) Roman „Die Vermessung der Welt“ .

^{viii} Wolfgang Koeppen charakterisiert sich selbst in seiner Dankesrede aus Anlass der Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1962 als Schriftsteller wie folgt: Ich liebe es nicht, mich auf den Markt zu stellen und zu reden. Ich bin kein Mann des geselligen Mittelpunktes. Ich bin ein Zuschauer, ein stiller Wahrnehmer, ein Schweiger, ein Beobachter, ich scheue die

Menge nicht, aber ich genieße gerne die Einsamkeit in der Menge, und dann gehe ich in mein Zimmer, an meinen Tisch und schreibe oder versuche es wenigstens.“ Siehe zu Koepen auch meinen Essay „In der traurigen Lage der Cassandra unter den Trojanern“ (www.drhelmutmartens.de)

^{ix} Siehe zu Christa Wolf im Hinblick auf ihre Cassandra-Erzählung sowie ihren letzten Roman „Stadt der Engel. Oder der Overcoat des Dr. Freud“ meinen Essay „Am Anfang und am Ende unserer Zeit“ (www.drhelmutmartens.de).

^x Zu Denis Diderot siehe etwa die Biographie von Pierre Lepape (1994) oder Phillip Bloms höchst lesenswertes Buch „Böse Philosophen“ über die Vordenker der radikalen Philosophenfraktion der Französischen Aufklärung. Siehe zu Diderot auch meine Auseinandersetzung mit seinem für unsere Gegenwart höchst aktuellem philosophischen Denken (Martens 2014). Zu Immanuel Kant siehe die Abschiedsvorlesung von Oskar Negt (Negt 2005).

^{xi} Das Konzept des „Epochenbruchs“ haben wir dann gut ein Jahrzehnt später im Rahmen des „Forums Neue Politik der Arbeit“ (www.FNPA.de) ausgearbeitet, um die Herausforderungen des neoliberalen Rollbacks angemessen verstehen zu können. Siehe dazu Scholz u.a. 2006.

^{xii} Frieder O. Wolf (2012) spricht in seinen Analysen der gegenwärtigen Krisenprozesse in eben diesem Sinne von einer Rückkehr in die Zukunft: Wir stehen erneut vor einer Verzweigungssituation, in der diese Krisenentwicklungen sich auch als die Chance begreifen lassen, weil sich erneut der Möglichkeitsraum vor uns öffnet, den wir seinerzeit angesichts der kulturrevolutionären Umbrüche am Ende der 1960er Jahre vor uns gesehen haben.

^{xiii} Der Text stammt aus dem September 2007. Abgesehen von kleineren redaktionellen Änderungen im April 2008 und November 2009 – es macht Sinn, eigene Texte mit etwas Abstand erneut zu lesen, ehe man sie „abschließt“ – habe ich ihn im Wesentlichen unverändert gelassen. Ich füge ihn hier an die Einleitung an, weil es aus meiner Sicht hilfreich ist, meine „Reisetexte“, über die ich mein „Unterwegssein“ in diesem Buch darstelle und interpretiere, vor meiner so knapp resümierten Berufsbiographie einordnen zu können.

^{xiv} Der von der Hans-Böckler-Stiftung geförderte „Hattinger Kreis“ war eine lockere Runde gewerkschaftsnaher Professoren und Wissenschaftler, in dem in der Zeit von 1990 bis 2010 immer wieder neu ansetzend konzeptionell an Fragen gearbeitet wurde, denen die Beteiligten besondere gewerkschaftspolitische Relevanz beimaßen.

^{xv} Aus meiner Erfahrung heraus also kann ich sagen: die Analyse des Psychologen Arno Gruen hat einige Erklärungskraft – einschließlich einer fundamental bedeutsamen Erkenntnis Marcel Prousts, die er zitiert. In mir machte sich in dem Moment, den meine Tagebuchaufzeichnung festhält, die Sehnsucht geltend, „in unseren dem Gehorsam gewidmeten Kulturen von denen erlöst zu werden, die uns zum Leiden brachten, verbunden mit der Unfähigkeit, diese als Täter zu erkennen“. In einem Essay „Radikale Demokratie und streitbarer Pazifismus – untrennbare Voraussetzungen für das Erreichen eines „reiferen zivilisatorischen Modells“ habe ich das ausführlich reflektiert (Martens 2015a). Die Bilder, die da für mich einen Anfang machten, „übermalen“ in der Tat meinen inneren Konflikt mit der „Pose der Autorität“ (Gruen 2015), und dies war zugleich der Augenblick, von dem an ich die Surrealität meiner Wehrdienstausbildung immer deutlicher verspürte, der innere Kern meines Handlungsmotivs und eben meines Aufbruchs.

^{xvi} Vgl. zu dieser Argumentation Immanuel Wallerstein (2010 und 2013).

^{xvii} In Interviews mit „69er Betriebsräten, - also mit Betriebsräten, die über die Septemberstreiks 1969 an die Spitze der Betriebsratsgremien vorrückten und sich nicht selten an ihrer IG Metall rieben - für unser Buch zum „langen Abschied vom Malocher“ (Hindrichs u.a. 2000) war es eine wirkliche Überraschung, dass das entscheidende Motiv dieser Nachkriegsgeneration dazu, sich gewerkschaftlich zu engagieren, sehr tief in der Ablehnung der Zumutungen körperlicher Schwerarbeit in den damals noch streng hierarchisch organisierten Betrieben

wurzelte. Der Befund widersprach der in der Arbeits- und Industriesoziologie weit verbreiteten These vom Produzentenstolz gerade auch bei industrieller Schwerarbeit.

^{xviii} Ernesto Cardenal, -Priester, Lyriker und Politiker, bekannter Vertreter der Befreiungstheologie, von 1979 bis 87 Kultusminister der sandinistischen Regierung in Nicaragua, 1985 als Priester von Papst Johannes Paul suspendiert - berichtet von einer Cuba-Reise 1970 (Cardenal 1972). Das ist elf Jahre nach der Revolution, zu einer Zeit, zu der die Aufbruchstimmung noch ausgeprägter gewesen sein muss - In Chile steht der Wahlsieg Salvadore Allendes erst noch bevor-, als während unserer Urlaubsreise, sechs Jahre später.

Abschied von Fortschrittsmythen – Delhi und Bombay

^{xix} Zur Zeit unserer Reise war einem aktuellen Reiseführer zu entnehmen, dass von damals ca. 770 Mio. Einwohnern etwa 10 Prozent zu der, im wesentlichen städtischen, Bevölkerung rechneten, die in irgendeiner Weise in die Kreisläufe von Industrie, Dienstleistungen, staatlicher Verwaltung einbezogen seien. Nach der letzten Volkszählung von 2011, also keine dreißig Jahre später, leben laut Wikipedia in Indien ca. 1. 210 Mio. Menschen. Das Land hat also inzwischen fast so viele Einwohner wie China, das für lange Zeit erfolgreich durchsetzen konnte, dass pro Familie nur ein Kind geboren wurde. 31,2% der Bevölkerung lebt in Indien in den Städten, von denen 46 mehr als eine Million Einwohner haben; und ca. 1/3 dieser Menschen lebt dort in den Slums und Armutsvierteln, also im Wesentlichen außerhalb der Wirtschaftskreisläufe.

^{xx} Dem Wikipedia-Artikel zu Mohandas Karamchand (Mahtama) Gandhi zufolge meinte der, Demokratie müsse die gesamten physischen, ökonomischen und spirituellen Quellen aller unterschiedlichen Bereiche des Volkslebens im Dienste für das Gemeinwohl aller mobilisieren. Das Land solle dezentral organisiert werden, wobei im Mittelpunkt das Dorf mit lokaler Selbstversorgung und -verwaltung stehen sollte. Diese Dörfer und andere Gemeinschaften sollten im Konsensverfahren eigene Vertreter wählen und so den Staat als „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ bilden. Den Staat sah Gandhi so weniger als Nationalstaat denn als soziale und kulturelle Einheit mit nur wenigen ordnungspolitischen Eingriffsmöglichkeiten.

^{xxi} Ich orientiere mich auch hier wieder an dem Wikipedia-Artikel zu Mahatma Gandhi, demzufolge der monotheistischer Hinduismus des Viskunismus und der Janoismus mit seinen Vorstellungen der Verbindung von Geist und Materie sowie der Forderung einer strikten Gewaltlosigkeit im Alltag Gandhi sehr früh, „von Haus aus“ geprägt haben. Die Auseinandersetzung mit dem Christentum der Bergpredigt, mit Buddha und Mohammed fand dann während seines Jurastudiums in Großbritannien statt und führte ihn zu der Überzeugung, der wahre Glaube vereine die Angehörigen verschiedener Glaubensrichtungen. Die Beschäftigung mit Sozialismus, Anarchismus, Atheismus und Pazifismus kamen in dieser Zeit hinzu. Als Gandhi nach den Jahren in Südafrika, wo er als Anwalt im Widerstand gegen die Apartheid, vornehmlich im Hinblick auf den indischen Bevölkerungsteil, sein Konzept des gewaltlosen Widerstands als Form aktiver Nicht-Kooperation entwickelt hat, 1914 nach Indien zurückkehrt, gründet er dort das Harijam Ashram. Seine Absicht ist, hier mit dem auf dem Selbstversorgungsprinzip beruhenden Leben seiner kleinen Ashram-Gemeinschaft ein Vorbild eines freien, auch wirtschaftlich von Großbritannien unabhängigen Indiens zu entwickeln. Das Spinnrad wird ihm zum Symbol einer entsprechenden Lebensweise, die religiöse Toleranz zwischen Hindus und Moslems einschließen und die rigide Trennung der Kasten überwinden soll. All dies beruht auf einem Menschenbild, das eng mit den Asiatischen Weisheitslehren verknüpft ist. Gandhi sieht das Individuum als die „Wurzel allen Fortschritts“. Das Individuum müsse das Göttliche in sich selbst finden – und zwar im Wege der Minimierung des Eigeninteresses, der Selbstbeschränkung und –disziplinierung.

^{xxii} Laut Wikipedia wurden in Indien 1971 durchschnittlich 5,2 Kinder pro Frau geboren- 1991 waren es noch 3,6 Kinder und 2013 noch 2,3 Kinder pro Frau. Es ist also doch ein langsames Sinken der Geburtenrate zu verzeichnen. Aber hochgerechnet kommen die Statistiker so für 2050 auf eine Bevölkerungszahl von über 1.700 Millionen Menschen.

^{xxiii} Dem Wikipedia-Artikel zu Indien zufolge werden 2007 bereits 1/3 aller Computerdienstleistungen weltweit in Indien erbracht. Auf einem Forschungscolloquium der Hans-Böckler-Stiftung im November 2015 berichtet ein Mitglied der „Kommission Arbeit der Zukunft“ des Deutschen Bundestages. bei den Angeboten auf den Crowd Working Plattformen, würden indische Software-ArbeiterInnen die Preise drücken und ihre amerikanischen Konkurrenten aus dem Feld schlagen; und der DGB-Vorsitzende nennt auf der gleichen Veranstaltung die Zahl von 3.500 Crowd-Working-Plattformen weltweit mit der Folge, dass zunehmend neue Formen von Scheinselbständigkeit geschaffen würden, sofern es nicht gelänge, diese Entwicklung gestaltend zu beeinflussen, was allerdings eine Mammutaufgabe sei.

^{xxiv} Von der indischen Bevölkerung sind – laut Wikipedia auf dem Stand der Volkszählung von 2011 – 79,8% Hindus, 14,2% Moslems, 2,3% Christen und 1,7% Sikhs.

^{xxv} Zu meiner späteren systematischen Auseinandersetzung mit der Philosophie Nietzsches siehe meinen Essay „Friedrich Nietzsche: postmoderne Aufgabe der emanzipatorischen Perspektive der Aufklärung - neue Herausforderung zu ihr“ (www.drhelmutmartens.de).

Schwarzes Land

^{xxvi} Ich hatte mich seinerzeit u.a. anhand des Reiseführers von John Anthony West (2000) „Die Heiligtümer des alten Ägypten“, auf diese Reise vorbereitet, der auf seinen ca. 600 Seiten u.a. sehr ausführlich in die Entwicklung der Ägyptologie, unter starker Akzentuierung offener Fragen, einführt und ausführliche Informationen zur ägyptischen Religion bietet.

^{xxvii} Joachim Schumacher, ein Freund Ernst Blochs, schrieb dieses Buch 1937 im französischen Exil, und das Chaos, das Schumacher da heraufziehen sieht, ist das, des Weltkrieges, den das nationalsozialistische Regime gerade vorbereitet. Kurzschlüssige historische Vergleiche verbieten sich da selbstverständlich. Aber das Buch wurde mit guten Gründen 1978 und 1982 mit aktualisierendem Nachwort neu veröffentlicht. Philosophisch fundiert geht es darin eben auch sehr generell darum, dass und wie herrschende Eliten in ihrer interessenbornierten Sicht auf ihre Welt die Angst vor dem, Chaos heraufbeschwören, während sie mit eben ihrer Politik solchem Chaos selbst zuarbeiten – absichtsvoll oder nicht.

^{xxviii} In ihrem Essay über „die Lüge in der Politik“ – geschrieben 1971 nach der Veröffentlichung der Pentagonpapiere, an deren Beispiel Hannah Arendt uns die Prozesse von „Selbsttäuschung, Täuschung, Lüge, Ideologisierung und Wirklichkeitsverlust“ der US-amerikanischen Vietnampolitik vor Augen führt – weist sie darauf hin, dass neben den Public-Relations-Managern insbesondere die „Problemlöser“ in den Think-Tanks eine neue Spielart der „Kunst des Lügens“ hervorgebracht hätten.

Am Anfang und am Ende unserer Zeit und am Weg vieler Träume

^{xxix} Jürgen Habermas (2014) sieht in einem Beitrag zur Europakrise völlig zutreffend darin eines der Symptome der europäischen Krise. Zu meiner Position in dieser Debatte siehe Martens (2016)

^{xxx} 2015 habe ich in einem rückblickenden Essay mein grenzgängiges Verhältnis zur deutschen Arbeits- und Industriosozilogie grundsätzlicher reflektiert (Martens 2015c). Ich spreche da für den Anfang des neuen Jahrhunderts von einem „allzu hoffnungsfrohen Neuanlauf auf meinem Feld anwendungsorientierter empirischer Arbeitsforschung“ Jedenfalls meinte ich damals, es gebe vielleicht die Chance, den „potentiellen Beitrag empirischer Sozialforschung für eine ‚Neue Politik der Arbeit‘ zu entfalten, wenn wir uns als Forscher und Berater im Modus „beobachtender Teilnahme“ auf die ablaufenden Umbruchprozesse einlassen würden.

^{xxxi} „Neue Arbeit“ zielt hier auf die sozialwissenschaftlichen Debatten um „Subjektivierung, teilweise Entgrenzung und Flexibilisierung von Arbeit. Zu meinen Arbeiten und meiner dama-

lige Sicht auf die Debatten aus dieser Phase siehe Martens 2005 und 2007, später Martens 2014b. Meine erneuten philosophischen Reflexionen fokussierte ich damals auf eine (Neu)Lektüre von Arbeiten Hannah Arendts (1974, 2003) sowie auf eine Auseinandersetzung mit Frieder O. Wolfs „Radikaler Philosophie (Wolf 2002, Martens 2003).

^{xxxii} Auch auf diesen neuerlichen Bruch gehe ich in dem erwähnten Essay zu meinem Verhältnis zur Arbeits- und Industriosozologie ein. Zur Entwicklung der Universität in unserer sogenannten „Wissensgesellschaft“ seit den Bolognareformen siehe u.a. Brandt (2011) und Münch (2011).

^{xxxiii} Erich Arendts (1980) Gedichte der Ägäis, „Starrend von Zeit und Helle“ hatte ich zusammen mit seinen Essays irgendwann in den 1980er Jahren gelesen, so wie man hie und da auf alte Neigungen (zu Lyrik) und Interessen (an alter Geschichte oder Kunst) zurückkommt. Im weiteren Vorfeld der Urlaubsplanung hatte ich in dem Buch wieder ein wenig geblättert, aber ich bin nicht mit ihm im Kopf gereist. Erst die neuerliche Begegnung mit dem Abstand und der Gegenwärtigkeit vergangener Zeit war dann Anlass zu neuerlicher gründlicher Lektüre.

^{xxxiv} Und in der kunsttheoretischen Perspektive, die ich nicht angemessen zu beurteilen vermag, sieht er im „Beispiel im Beginn Europas“ ein „Vermächtnis eines Menschheitsmythos als „einer „Möglichkeit der Kunst“, die eine Humanität gestaltet, „die den unlöslichen Glauben an sich selbst hat und integral alles einbezieht“, hervorgehend aus einem Denken, das „den Menschen in allen seinen Gefühls- und Bewusstseinswelten als ihren eigensten unveräußerlichen Wert, als ihr Zentrum hat“.

^{xxxv} Mit dem Buch „Industriosozologie im Aufbruch?“ (Martens 2007) hatte ich dem, durchaus schon skeptisch, noch durchaus zuarbeiten wollen und an den Debatten des Fachs um seine „Neuvermessung“ (Huchler 2008) habe ich mich aktiv beteiligt, aber meine Skepsis gegenüber seiner spezialdisziplinären selbstreferentiellen Bescheidenheit wuchs.

^{xxxvi} Mein Text „Aus Stecken und Plane“ - Über Poesie, Philosophie und Politik“ wurde in diesem Jahr in erster Rohfassung fertig. Diese Essays – im Rahmen meines Buches „Unter dem Brennglas: Essays, Kurzprosa und Lyrik im Epochenbruch“ bei einem größeren Verlag unterzubringen, gelang mir nicht. Das Manuskript ist heute auf meiner Homepage ([/www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)) zu finden und herunterzuladen.

Fremde Welten: Grandiose Natur, Amerikanischer Traum und Alpträume beim Sinkflug des Adlers

^{xxxvii} Michael Naumann ist ein renommierter Journalist (Zeit-Magazin, Spiegel, Zeit), Publizist und Verleger (Rowohlt-Verlag) und Politiker (Kulturstaatsminister der BRD seit 1998 in der rot-grünen Koalition), Spitzenkandidat der Hamburger SPD bei der Bürgermeisterwahl 2008.

^{xxxviii} Wolfgang Koeppen, bedeutender deutscher Romanschriftsteller im ersten Nachkriegsjahrzehnt, mit wenig Resonanz, verstummte als Romancier und veröffentlichte Reiseberichte, Kurzprosa, Romanfragmente und die grandiose Erzählung „Jugend“, eine Reflexion auf die eigene Kindheit und Jugend und sein Bild der in der „Nacht des Jahrhunderts“ untergegangenen ostelbischen preußischen Welt.

^{xxxix} Das Buch dieses bedeutenden „Weltsystemanalytikers“ über „den Niedergang der amerikanischen Macht“ erschien 2004. Mit seinen Einschätzungen der mittelfristigen Perspektiven der Entwicklung des heutigen Kapitalismus habe ich mich zuletzt näher auseinandergesetzt in Martens (2015b)

^{xl} Dieses Buch von Hans Magnus Enzensberger erschien 2002. Ich habe es an anderer Stelle zum Anlass genommen, sehr grundsätzlich, und Enzensbergers ausgesprochen agnostischer Haltung gegenüber durchaus kritisch, über unsere Vorstellungen von technischem und

sozialem, Fortschritt nachzudenken. Vgl. dazu meinen Essay aus dem, Jahr 2015 (Martens 2015b).

^{xlii} Der Literaturwissenschaftler und Philosoph Joseph Vogl (2010) hat nach Ausbruch der neuen Weltwirtschaftskrise 2008 in seinem Buch über „Das Gespenst des Kapitals“ vielleicht am Überzeugendsten eine Kritik des tatsächlich umgehenden „Gespenst des Kapitals“ und der neoliberalen Glaubenssätze, die daraus einen alternativlosen hilfreichen Geist zu machen suchen, entfaltet und mit einer ernst zu nehmende Hypothese vom „Ende der Oikodizee“ verknüpft. Aber er ist sich völlig darüber im Klaren, dass er nach dem Verkaufserfolg seines Buches und manchen Berichten im Feuilleton zwar vermehrt zu einschlägigen Tagungen der wirtschaftlich Mächtigen eingeladen wird, dies aber im wesentlichen, um dort die Rolle des Hofnarren zu spielen.

^{xliii} Hanna Arendt (1993) hat diese These insbesondere in ihren nachgelassenen Schriften zur Politik wiederholt ausgeführt.

^{xliiii} Tony Hillerman, US-Bürger aus dem Staat Oklahoma besuchte acht Jahre lang als Tageschüler ein Internat für Indianer. Er ist Autor zahlreicher Kriminalromane, deren Hauptpersonen, Joe Leaphorn und Jim Chee, Angehörige des Volks der Navajo und Polizisten der Indianer-Reservats-Polizei in Utah sind. Seine Ethno-Krimis leben sehr wesentlich von der Konfrontation der unterschiedlichen Kulturen und Denkweisen der Weißen und der Indianer.

^{xliv} John Steinbecks Roman, „Früchte des Zorns“ dürfte hierzu noch immer die wichtigste, höchst lesenswerte Quelle sein.

^{xlv} William Tecumseh Sherman lebte, nach vorheriger Offiziersausbildung seit dem Gold-Rush in Kalifornien war Brigadegeneral der Nordstaaten im Sezessionskrieg, später auch in den Indianerkriegen. Im Verlauf des Sezessionskrieges entwickelte er auf seinem „Marsch ans Meer“ die Strategie der Verrannten Erde – in der Absicht die Südstaaten militärisch zu schwächen und die Bevölkerung zu demoralisieren. Später in den Indianerkriegen hat er den Friedensschluss mit dem Dinè (Volk) der Navajo herbeigeführt, der ihnen gestatte, in ihrem angestammten Gebiet in der heutigen Navajo Nation Reservation zu verbleiben. Seinen Vorname Tecumseh erhielt er von seinen Eltern in Erinnerung an einen berühmten Indianerhäuptling der Waldindianer-Stämme im Osten der USA, der seit dem französisch-britischen Krieg und später dem Unabhängigkeitskrieg in wechselnden Bündnissen ein bedeutender Indianerführer war, der versuchte, die verschiedenen Stämme zu einigen, ihren Landverkauf an Siedler zu stoppen und einen vereinigten „Staat der sechs Stämme“ zu errichten.

^{xlvi} Ray Kurzweil, seit 2012 Director of Engineering bei Google, hat in seinem Leben ein Dutzend Unternehmen gegründet und inzwischen 18 Ehrendokortitel erhalten. In seinem Buch „Homo S@piens. Was bleibt vom Menschen“ entwickelt er die Zukunftsvision einer softwareresidenten, der menschlichen weit überlegenen künstlichen Intelligenz, einen Traum des ewigen Lebens auch für Menschen, wenn denn deren Gehirn erst einmal gescannt werden könnte. Abgesehen von Zweifeln aufgrund dessen, was wir heute aus der Hirnforschung wissen, leidet seine Vision entscheidend daran, dass in ihr keinerlei ernsthafte philosophische Gedanken darauf verschwendet werden, was denn eigentlich uns als Menschen ausmacht. Zu meiner Kritik an „Kurzweils Traum“ siehe Martens (2014c)

^{xlvixlvi} Denis Diderot, Kopf der radikalen Philosophenfraktion der französischen Aufklärung und gemeinsam mit Jean Baptiste le Ronde d’Alembert Herausgeber der Enzyklopädie, steht für Enzensberger für den Beginn der modernen Figur des Intellektuellen. Ich habe mich mit ihm als Philosophen und Repräsentanten eines monistischen Naturalismus, als der er für uns heutige hoch aktuell geblieben ist, wiederholt intensiv beschäftigt (Martens 2014 a u. d)

^{xlviii} Walter Arendt (1980) gestaltet sein Erleben der Ägäis in seiner schwer zugänglichen Lyrik, als eine Kulturlandschaft, in die die Möglichkeit unserer Menschwerdung eingeschrieben ist und für ihn geradezu körperlich spürbar wird. Aber er erlebt diese Ägäis angesichts des „Wolfshunger der Geschichte“ im Blick auf die Erfahrung der Nacht des Jahrhunderts zu sei-

ner Lebenszeit nicht hoffnungsfroh, vielmehr eher elegisch. Er sieht im Blick auf Kreta in seinem Essay „Säule Kubus Gesicht“ die Zeitenwende, die später Christa Wolf in ihrer Kasandra-Erzählung Gestalt gewinnen lässt, also die folgende Dorische Epoche als „Welt absoluten Vaterglaubens, Vaterrechts“, aber er sieht sie auch münden in die Apollonische Welt „des Hellen, des Geistigen...Verwirklichung der Lebenskräfte und der Natur in blendender Schönheit.“ - eine Feier der Blüte Griechischer Kunst, von der aus er in knappen Strichen den großen Bogen bis in seine Zeit schlägt.

^{xlix} Lesenswert, weil u.a. mit dem Blick der Wirtschaftsjournalistin Innensichten auf die Welt der neuen Superreichen eröffnend, ist aus meiner Sicht im Blick auf die gesellschaftlichen Spaltungsprozesse heute das Buch von Chrystia Freeland (2013). Zum ersten „vergoldeten Zeitalter“ an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert siehe das gleichnamige Buch von Mark Twain und Charles Dudley Warner, neu herausgegeben 2010 als „eine Geschichte von Heute“.

ⁱ Vgl. Dürr u. a. (2005). Zu einer bisweilen polemischen Kritik des Potsdamer Manifests vgl. Ortlieb/Ulrich (2005). Sie mag in mancher Hinsicht durchaus ernst zu nehmen sein, etwa bezüglich Behandlung unserer sozialen Wirklichkeit und z.B. der Vernachlässigung historisch spezifischer Gesellschaftsformationen in diesem Manifest. Ihr Kern jedoch dass dessen Autoren von den vorliegenden quantenphysikalischen Beschreibungen ausgehend - die ja selbst auch ‚nur‘ Ergebnis eines abstrakt objektivierenden Zugriffs auf die Natur seien und eine Fülle wissenschaftlich ungelöster Fragen aufwürfen (vgl. dazu Vaas 2012) - das geforderte „neue Denken“ im Sinne einer Allverbundenheit jedenfalls nicht wissenschaftlich begründen könne, kann nicht überzeugen. Denken zielt seinem Begriff nach auf Sinn und nicht auf wissenschaftlich gesichertes Wissen, also Wahrheit im Sinne der empirischen Überprüfung theoretischer Modellannahmen. Jedes „neue Denken“ kann mithin prinzipiell nur auf vorläufiges und unvollständiges Wissen gestützt werden.

ⁱⁱ Die Voranstehenden Überlegungen sind äußerst komprimiert. Interessierte LeserInnen verweise ich deshalb zum einen auf meine eigenen Kritik an den „Putschisten im Labor (Martens 2014c) sowie meinen Essay zu dem erwähnten Buch Enzenbergers (Martens 2015b) Ein weiterer Aufsatz, der, angeregt u.a. von Safranskis Buch über „die Zeit. Was sie mit uns macht, und was wir aus ihr machen“, in dem ich vor der Folie des Raum-Zeit-Kontinuums unseres Universums, so wie es Einstein in seiner speziellen und allgemeinen Relativitätstheorie gezeichnet hat, über das soziale Raum-Zeit-Kontinuum nachdenke, das wir erdgebundene Wesen im Zuge unserer sozialen Evolution auf diesem Planeten hervorgebracht haben, ist derzeit noch nicht ganz abgeschlossen. Ich werde ihn demnächst auf meiner Homepage einstellen.

ⁱⁱⁱ Als Sozialwissenschaftler mit ausgeprägten philosophischen Neigungen und Ambitionen habe ich mich mit dem hier nur „angetippten“ Denken von Helmuth Plessner, Hanna Arendt, Norbert Elias, Michel Foucault und einigen Anderen im Zusammenhang mit der Frage nach unseren Möglichkeiten ein neues „reifes“ zivilisatorisches Modell zu erreichen ausführlich in meinem Buch „Politische Subjektivierung und neues zivilisatorisches Modell“ auseinandergesetzt (Martens 2014b). Im Schlusskapitel meines jüngsten sozialwissenschaftlichen Buches, das sich mit den gegenwärtig im Zeichen einer neoliberal radikalisierten Marktökonomie heraufziehenden „Problemwolken“ mit den Tendenzen zu einer „Postdemokratisierung“ und „Refeudalisierung“ unserer Gesellschaft befasst, komme ich auf diese philosophischen Überlegungen wieder zurück.

ⁱⁱⁱⁱ „Jedenfalls gilt“, so schreibt sie: „Immer, wenn Menschen der Praxis gemäß der Eigendynamik des Befreiungsvorgangs ernstlich einen völligen Neuanfang vorzubereiten begannen, den novus ordo saeculorum, dann wandten sie sich nicht der Bibel zu, sondern durchstöberten die Archive der römischen Antike nach ‚antiker Weisheit‘, die ihnen bei der Gründung einer Republik Anleitung geben sollte, einer Herrschaft von Gesetzen und nicht von Menschen.“ (Arendt, 1978/79, 436) Es ging also nie um den Gedanken eines Neuanfangs im

Sinne einer „creatio ex nihilo“ sondern um einen Neubeginn im Sinne der Verbesserung des Alten im Wege der Rückbesinnung auf dessen ursprüngliche Grundlegungen..

^{liv} Jürgen Habermas verwendet den Begriff der Lebenswelt im Sinne einer generellen Bedingung der Geltung sozialer Ordnung, und stellt ihn der institutionalisierten und verdinglichten Struktur systemisch gewordener Sachzwänge gegenüber. Diese Gegenüberstellung von System und Lebenswelt setzt die Luhmann'sche Systemtheorie voraus. Ich verwende den Begriff der Lebenswelt hingegen im Anschluss an Ilja Srubars Rekonstruktion seiner Genese von Edmund Husserl über Martin Heidegger und Max Scheler bis hin zu seiner Soziologisierung durch Alfred Schütz. Der Begriff der Lebenswelt ist für mich also im Kern ein erkenntnistheoretischer Begriff; und insofern unsere Erkenntnis unserer Welt sich erweitert, spreche ich hier davon, dass wir unsere Lebenswelt - ständig neu und erweitert – erringen. Damit verbunden ist die Einsicht, dass „in der Erfahrung der Doppelbödigkeit der lebensweltlichen Praxis, die einerseits in die Partikularität des Alltags (aber auch in die Selektivität der Logiken spezifischer Systemrationalitäten H. M.) führen und andererseits diese Partikularität offenbar machen kann, auch die Erkenntnis angelegt (ist), dass die Wahl und die Realisierung einer Möglichkeit des Vollzugs dieser Praxis. andere Möglichkeiten verschließt. Somit tritt die Begründungsnotwendigkeit des Handelns noch dringender in den Vordergrund.“ (Srubar 1997, 58) Das eigene Tun und Lassen als Verantwortung Anderen und der Gesellschaft gegenüber ließe sich so als Maxime eines auf dem Boden der Lebenswelt begründeten (Zusammen) Handelns verstehen, das darauf aus ist, Partikularitäten zu überwinden.

^{lv} Ausführlich habe ich diese Fragen in verschiedenen eher philosophischen Texten diskutiert. Siehe dazu insbesondere meinen Essay über Philosophisches Denken (in Martens 2009) sowie meine Aufsätze zu Denis Diderot (Martens 2014a) und zu Michael Tomasello (Martens 2014e).

^{lvi} Im Kern sehe ich hier zwei Fragen: zum einen die Frage danach, wie man sich denn ein „reifes zivilisatorisches Modell“ vorstellen könnte, von dem etwa Ernst Ulrich von Weizsäcker u. a., (2010) im Anschluss an ihre Analysen der ökologischen Krisenentwicklungen unserer Gegenwart sprechen; zum anderen die Frage danach, in welchem Sinne überhaupt sinnvoll von sozialem Fortschritt zu sprechen wäre. Ich habe diese Frage zuletzt in meinem Essay zu Hans Magnus Enzensbergers Buch „Die Elixire der Wissenschaft“ systematisch erörtert (Martens 2015b).

^{lvii} Immanuel Wallerstein, ein höchst anerkannter US-amerikanischer Sozialwissenschaftler, versteht sich, sehr ambitioniert, als Weltsystemtheoretiker. In einer unlängst veröffentlichten knappen Einschätzung der neuen sozialen Protestbewegungen - vom arabischen Frühling über Occupy Wallstreet bis zu den sozialen Bewegungen in Südeuropa -, in der er sich in seinen ökonomischen Analysen sehr wohl in Marxscher Tradition bewegt, wendet er sich scharf gegen die hegelmарxistischen Teleologien der verschiedenen Marxismen. Er betont, dass die Geschichte auf niemandes Seite sei und dass wir im Ergebnis der gegenwärtigen Auseinandersetzungen vielleicht darauf hoffen und dazu beitragen können, gegen „die Suche (der herrschenden Eliten) nach einem neuen nicht-kapitalistischen System, das dessen schlimmsten Merkmale fortführt – Hierarchie, Ausbeutung, Polarisierung“ zu einer Entwicklung beizutragen, die zu einem System führen könnte, „das *relativ* demokratisch und *relativ* egalitär“ sei (Wallerstein 2013, 620f, Hervorhebungen H. M.).

^{lviii} Alexander Becker (2013,256) kommt in seiner Analyse von Diderots philosophischem Hauptwerk, „d'Alemberts Traum“, zu dem Ergebnis, dass es Diderot darum gegangen sei, den Glauben an die Einheit des Ichs zu erschüttern und dass er in der ganze Komposition dieses Textes „diese Überlegung (auch...) auf das Autoren-Ich übertragen“ habe. Sein Autoren-Ich stelle gegenüber seinen Gedanken keine absolute Einheit dar, diese entfalten „vielmehr ihr Eigenleben“ und könnten „durch ihren Urheber wie durch andere hindurchgehen“, so dass „man sich als denkender Mensch zum Experimentierfeld der Entfaltung eines Gedankens machen“ könne. Folgerichtig antwortete Diderot in diesem Text auf die Frage

d'Alemberts, wie wir Schlüsse ziehen: „Nicht wir ziehen sie. Sie werden alle von der Natur gezogen“.

In einem Brief an den Bildhauer Falconet, in dem es um die als Künstler vielleicht erreichbare Unsterblichkeit geht, äußert sich Diderot ähnlich. Es heißt da „Was bin ich? Ein Bündel von Träumen, Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften, Vorzügen, Fehlern, Lastern, Tugenden, Lust- und Schmerzgefühlen. Wenn Du ein Wesen definierst, kannst Du dann zu Deiner Definition etwas anderes verwenden als abstrakte und metaphysische Begriffe? Ich bin der Gedanke, den ich niederschreibe, Du bist der Marmor, dem Du Leben einhauchst: er ist Dein bestes Teil; das bist Du in den schönsten Augenblicken Deiner Existenz. Du bist es, der das zustande bringt, und kein anderer vermöchte es“ (Diderot 1984, 220f). Was in Diderots Definition fehlt und was am ehesten so etwas wie eine Ichidentität konstituiert, ist unser Erinnerungsvermögen mittels dessen wir unsere Biographie als Kern unseres Selbstbildes herstellen, aber auch beständig umbauen.

^{lix} Bereits Helmuth Plessner (1931) setzt sich davon zu Beginn der 1930er Jahre mit vorsichtiger Kritik ab. Im Blick auf die in unserer Gegenwart massenhaft politisch herbeigeführte, jedenfalls nicht verhinderte Heimatlosigkeit von Millionen von Menschen, die sich 2015 in Europa als „Flüchtlingskrise“ geltend macht, habe ich argumentiert, dass uns heute nur das Zusammendenken von radikaler Demokratie und widerständigem Pazifismus eine Orientierung liefern kann, die die Chance bieten könnte, ohne neue große Katastrophen den Folgen einer Rückkehr der Geopolitik zu begegnen, die nicht nur von gefährdeten oder neu aufsteigenden Großmächten (Russland, China) betrieben wird, sondern - vielleicht schon im Zeichen des „Sinkflugs des Adlers“, wie Immanuel Wallerstein 2004 geschrieben hat - auch von dem heute immer noch dominanten Empire, also von den USA.

^{lx} In seinem höchst lesenswerten Buch „Über die Einsamkeit der Sterbenden“, in dem Elias am Beispiel des Umgangs mit dem Sterben und dem Tod einigen Problemen der von uns erreichten Zivilisationsstufe nachgeht, sich dabei u. a. kritisch mit den Unsterblichkeitsphantasien der Menschen auseinandersetzt, schreibt er: „Heute ist es noch etwas schwer, sich verständlich zu machen, wie tiefgreifend die Abhängigkeit der Menschen voneinander ist. Dass der Sinn all dessen, was ein Mensch tut, in dem liegt, was er für andere bedeutet, und zwar nicht nur für die Gegenwärtigen, sondern auch für die Kommenden, also seine Abhängigkeit von dem Fortgang der menschlichen Gesellschaft durch die Generationen hin, gehört sicherlich zu den fundamentalen Abhängigkeiten der Menschen voneinander. Das Verständnis für diese Abhängigkeit wird aber gegenwärtig gerade dadurch ganz besonders erschwert, dass man so sehr zu vermeiden sucht, der Begrenztheit des einzelnen menschlichen Lebens, also auch der des eigenen, und dem kommenden Zerfall der eigenen Person ohne Verdeckung ins Auge zu sehen, und es daher unterlässt, sie bei der Art, wie man sein Leben – seine Arbeit, seine Freuden – einrichtet, insbesondere auch, wie man sich zu anderen Menschen verhält, in Rechnung zu stellen.“

^{lxi} Ich verweise hier auf einen Bericht von Hannah Arendt aus Anlass ihrer Deutschlandreise 1949/50 im Auftrag der amerikanischen Jewish Cultural Reconstruction Organisation (Arendt 1986) der in gekürzter Fassung unter dem Titel „Arbeit macht frei oder wie Deutschland vergaß und genas“ in der FR vom 16.08. 1986 nachgedruckt wurde, oder später auf Alexander Mitscherlichs Untersuchung über die „Vaterlose Gesellschaft“ oder auf den „Autoritären Charakter“, zu dem Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ihre Analyse vorgelegt haben.

^{lxii} Und daraus kann dann bei dem späteren Sozialisten Hans Matthöfer jene eindrucksvolle Biographie werden (vgl. Abelshäuser 2009) die ihn vom Jungsozialisten, der nach einer Saalschlacht mit Anhängern der Deutschen Reichspartei stolz sagt, er könne nun beruhigt sterben, weil er einem deutschen General „in die Fresse geschlagen habe“, der als Gewerkschafter der radikalen Strömung innerhalb der IG Metall zuarbeitete, als Politiker maßgeblich und weitsichtig an der Entwicklung neuer Politikansätze im sozialdemokratischen Jahrzehnt der 1970er Jahre beteiligt ist und zugleich den Aufbau der sozialistischen Partei im noch von Franco regierten Spanien und den Ansatz zu einer sozialistischen Entwicklung in Chile un-

terstützt und schließlich als Unternehmer derjenige ist, der versucht, wenigstens die Reste der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen für die Gewerkschaften zu retten.

^{lxiii} Vgl. dazu Safranskis Interpretation beider Texte in seiner Schiller-.Biographie (Safranski 2004, 306ff)

im sozialdemokratischen Jahrzehnt der 1970er Jahre beteiligt ist und zugleich den Aufbau der sozialistischen Partei im noch von Franco regierten Spanien und den Ansatz zu einer sozialistischen Entwicklung in Chile unterstützt, und schließlich zum Unternehmer, der versucht, wenigstens die Reste der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen für die Gewerkschaften zu retten.

-
- Abelshausen, W. (2009): Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker, Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn
- Arendt, E. (1980): Starrend von Zeit und Helle. Gedichte der Ägäis, München
- Arendt, H. (1971): Die Lüge in der Politik.- Überlegungen zu den Pentagon-Papieren (1971), in: Vorgänge, Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik 3/2004, S. 3-18
- (1974): Über die Revolution, München-Zürich
 - (1979/98): Vom Leben des Geistes, München-Zürich
 - (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Herausgegeben von U. Ludz, München-Zürich
 - (2003): Denktagebuch (Hg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Becker, A. (2013): Nachwort - Diderot und das Experiment des Naturalismus, in: Denis Diderot. Philosophische Schriften, Hgg. Und mit einem Nachwort von Alexander Becker, Berlin, S. 205-269
- Bertaux, P. (1970): Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt am Main
- Bloch, E. (1963): Tübinger Einleitung in die Philosophie, 2 Bde, Frankfurt am Main
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- Brandt, R. (2011): Wozu noch Universitäten?, Hamburg
- Cardenal, E. (1972): In Cuba. Bericht einer Reise, Wuppertal
- Compagnon, A. (2014): Ein Sommer mit Montaigne, Berlin
- Dürr, H.-P. (1988): Das Netz des Physikers. Naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Verantwortung, München Wien
- Elias, N. (1982): Über die Einsamkeit der Sterbenden, Frankfurt am Main
- Enzensberger, H. M. (1994): Diderots Schatten. Unterhaltungen, Szenen, Essays, Frankfurt am Main
- (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Frampton, S. (2011): Wen ich mit meiner Katze spiele – woher weiß ich, dass sie nicht mit mir spielt? Montaigne und die Fragen des Lebens, München
- Freeland, C., (2013): Die Superreichen. Aufstieg und Herrschaft einer neuen globalen Geldelite, Frankfurt am Main
- Gruen, A. (2015): Wie Frieden? In: Käßmann, M.; Wecker, K. (Hg.) (2015): Entrüstet Euch! Warum Pazifismus für uns das Gebot der Stunde bleibt. Texte zum Frieden, Gütersloh, S. 114-127
- Haaf, M. (2011) Heult doch: über eine Generation und ihre Luxusprobleme, München
- (2012) Die Apathie der TINA-Kinder. Warum meine Generation endlich erwachsen werden muss, in: Exit: Mit links aus der Krise, S. 261-271
- Habermas, J. (2014): Warum der Ausbau der Europäischen Union zu einer supranationalen Demokratie nötig und wie er möglich ist, in: Leviathan 4/2014, 525-538
- Härtling, P. (1978): Hölderlin. Ein Roman, Darmstadt und Neuwied
- Hindrichs, W.; Jürgenhake, J.; Kleinschmidt, C.; Kruse, W.; Lichte, R.; Martens, H. (2000): Der lange Abschied vom Malocher. Sozialer Umbruch in der Stahlindustrie und die Rolle der Betriebsräte von 1060 bis in die neunziger Jahre, Essen
- Höring, U. (1984): Indien ohne Gandhi. Ein Land im Aufbruch, Wuppertal
- Huchler, N. (2008): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie
- Kehlmann, D. (2005): Die Vermessung der Welt, Reinbeck bei Hamburg
- Koeppen, W. (1990): Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1963, in: Gesammelte Werke, Bd. 5, S. 253- 261
- (1990) Amerikafahrt, in: Gesammelte Werke Band 4, S. 277-465
- Kudera, M. (1987): die unerträgliche Leichtigkeit des Seins, Frankfurt am Main
- Lepape, P. (1994): Denis Diderot. Eine Biographie, Frankfurt am Main
- Martens, H. (2003): Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der Wissensgesellschaft und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften, in

-
- Katenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): Die Praxis des Wissensmanagements. Aktuelle Konzepte und Befunde in Wirtschaft und Wissenschaft, Münster, S. 196-223, LIT-Verlag (2003)
- (2005). Nach Dem Ende des Hype. Zwischen Interessenvertretungsarbeit und Arbeitspolitik, Münster
 - (2007): Industriesoziologie im Aufbruch? Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, Münster
 - (2013a): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster
 - (2013b): Unter dem Brennglas – im weiten Gedankenflug. Essays, Kurzprosa und Lyrik im Epochenbruch, Amazon-E-Book
 - (2014a): Denis Diderot und des vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2014b): Politische Subjektivierung und ein neues zivilisatorisches Modell, Münster
 - (2014c): Kurzweils Traum, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2014d): Zwischen gesellschaftlicher Praxis und kontemplativer Muße. Denis Diderot und das vergessene Erbe oder die Dialektik der Aufklärung und die Frage nach unserem Welt- und Selbstbild angesichts der Krise des demokratischen Projekts der Moderne – Philosophische Reflexionen, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2014e): Am Anfang steht die Handlung – am Ende ein „losgelassener Verzehrungsprozess“? - Die Krise des demokratischen Projekts der Moderne im Licht von Michael Tomasellos Konzept der geteilten Intentionalität, www.drhelmutmartens.de
 - (2015a): „Grenzgängerischere“ Erfahrungen mit der Industriesoziologie – Reflexionen angesichts der spezialdisziplinären Entpolitisierung eines Fachs mit einmal umfassenderem gesellschaftlichem Gestaltungsanspruch, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2015b): „Die Elixiere der Wissenschaft“ – Im Anschluss an Hans Magnus Enzensberger: Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2015c): Radikale Demokratie und streitbarer Pazifismus – untrennbare Voraussetzungen für das Erreichen eines „reiferen zivilisatorischen Modells“, www.drhelmutmartens.de (Texte zum Download)
 - (2016): Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus? Am Ende der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik, Hamburg
- Marx, K. (1939/412): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Nachdruck Europäische Verlagsanstalt Frankfurt am Main o. J.
- Mayer, H. (1971): Heine und die Deutsche Ideologie, in: Heinrich Heine.. Beiträge zur Deutschen Ideologie. Mit einer Einführung von Hans Meyer, Frankfurt/M-Berlin-Wien
- Mitscherlich, A.; Mitscherlich M. (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, München
- Münch, R. (2011): Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform, Frankfurt am Main
- Naumann, M. (1983): Amerika liegt in Kalifornien. In: Der Spiegel, 14., 21. Und 28.11. 1883
- Negt, O. (2003): Kant und Marx. Ein Epochengespräch, Göttingen
- Negt, O.; Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn, Frankfurt am Main
- Plessner, H. (1928): Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin (1975)
- 1981/1931): Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht, in: Gesammelte Schriften V, S. 135-23
- Safranski, R. (2004): Schiller oder die Erfindung des Deutschen Idealismus, München Wien

-
- (2015): Die Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen können, München-Wien
 - Scholz, D.; Glawe, H; Paust-Lassen, P.;, Martens, H.; Peter, G.;, Reitzig, J.; Wolf, F. O. (2006): Turnaround? Strategien für eine neue Politik der Arbeit. Herausforderungen an Gewerkschaften und Wissenschaft, Münster
 - Schirrmacher, F. (2013): Ego – Spiel des Lebens, München
 - Schmidt, A. (1984): Goethes herrlich leuchtende Natur, München-Zürich
 - Schumacher, J. (1978/37): Die Angst vor dem Chaos Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main
 - Tomasello M. (2011): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Berlin
 - Twain, M.; Warner, C. D. (neu herausgegeben von D. Jürgens) (2010): Das vergoldete Zeitalter. Eine Geschichte von heute (Books on Demand)
 - Vogl. J. (2010): Das Gespenst des Kapitals, Zürich
 - Wallerstein, I (2004): Absturz oder Sinkflug des Adlers? Der Niedergang der amerikanischen Macht, Hamburg
 - (2014): Vergangenheit und Zukunft der Globalen Linken, in: PROKLA, Heft 177, Jg: 2014, Nr. 2, S. 601-621
 - West, J. A. (2000): Die Heiligtümer des alten Ägypten. Reiseführer, Frankfurt am Main
 - Weizsäcker, E. U. v.; Hargroves, K.; Smith, M. (2010): Faktor fünf. Die Formel für nachhaltiges Wachstum, München
 - Wolf, C. (1983a): Cassandra. Erzählung, Darmstadt/Neuwied
 - (1983b): Voraussetzungen einer Erzählung. Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt/Neuwied
 - (2010): Stadt der Engel. Oder: The Overcoat of Dr. Freud, Berlin
 - Wolf, F. O. ((2002): Radikale Philosophie. Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit, Münster